Griff. 071

Epist. 871-2

<36605212310011

<36605212310011

Bayer. Staatsbibliothek

Johann Christoph Stockhausens

Sammlung

vermischter

Briefe.

Zweyter Theil.

WIEN,

gedruckt bey Johann Thomas Edlen v. Trattnern,

k. k. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.

1774.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erster Brief.

Phalaris an den Aglaus. *)

Wir haben unser gänzes Vermögen, das uns Gott gegeben hat, auf die ungewissen Zufälle des Glücks, nicht in den Schooß der Erde vergraben, wie du räthst; sondern an Freunde gegeben, die unsere Geschenke nicht verschmäheten.

*) Phalaris war ein berühmter Tyrann der Agrigentiner in Sicilien. Obgleich dieses Wort bey den Alten nicht immer in der verrufenen Bedeutung vorkommt, so giebt man ihm doch wegen seiner Grausamkeit viel Schuld. Seine Briefe, deren ihm 148. zugeschrieben worden, geben keinen so schlimmen Begriff von ihm. *Epist. Phalaridis et veterum Graecorum per Eilh. Lubinum.* In Bibliop. Commelin. 1609. 8vo. Ueber ihre Richtigkeit wird gestritten. v. *Fabricii* Bibl. Gr. l. 2. c. 9. §. 1. seq. Vol. I.

Du hast dich bisher auch nicht einmal hiezu willig bezeigt, daß wir, so viel an euch Freunden liegt, wenn wir ja die Herrschaft einmal verlieren sollten, noch einige Hoffnung haben könnten. Aber ob du gleich sonst dich geweigert hast, so erweise mir doch jetzt wenigstens die Gefälligkeit eines Freundes dadurch, daß du dieses Geschenk annehmest, und mir als ein anvertrautes Gut aufhebest. Denn wir werden keinen Ort der Erde für sicher halten, wenn wir euch, vortrefflichsten Freunde, unbeständiger als Sommerstaub finden und vorübergehen müßten. Wenn es euch wohlgehet, so werde ich mich, auch bey einem widrigen Schicksal, darüber freuen, und mich nichts destoweniger selbst für glücklich halten.

Zweyter Brief.

Phalaris an den Pythagoras.

Ich gestehe, des Phalaris Tyranney scheint von des Pythagoras Philosophie ungemein weit entfernt zu seyn. Indessen, wenn sich dieses auch so verhielte, so sehe ich doch nicht, warum wir nicht einmal zusammen kommen, und einander recht kennen lernen sollten. Denn es könnte vielleicht eine Unterredung die weiten Entfernungen nähern und zusammen verbinden. Ich bin in der That

aus

aus dem, was ich durch das Gerüchte von dir gehört, überzeugt, daß du der beste Mann seyst: aber von mir übereile dich nicht zu urtheilen. Die falsche Meynung, die man von mir hat, betrübt mich. Es ist auch für mich wegen der beschuldigten Tyranney, nicht rathsam, zu dir zu kommen: denn wenn ich ohne Waffen und Leibwache käme, so würde ich meinen Feinden ausgesetzt seyn; und wenn ich damit käme, so würde der Argwohn alles Vertrauen schwächen. Was dich aber betrifft, so hast du alle Sicherheit und nicht die geringste Gefahr, zu mir zu kommen und ruhig bey mir zu leben. Wenn du mich aber prüfest, (indem du mich als einen Tyrannen prüfen wirst,) so hoffe ich, wirst du mich mehr Bürger als Tyrannen finden; und wenn du mich als Bürger prüfst, so wirst du sehen, daß ich aus Noth auch etwas vom Tyrannen an mir habe. Denn es kann niemand eine solche Herrschaft behaupten, der nicht ein wenig grausam ist. Ob aber die Gelindigkeit in der Tyranney ohne Gefahr sey, darüber und wegen anderer Sachen mehr, möchte ich gerne mit dir reden. Ich werde dir in der That folgen, den gelindern Weg zu gehen, wenn auch die Wahrheit mit des Pythagoras Reden mich überzeugt, daß mir dieses gewiß nützlich seyn wird.

Dritter Brief.

Phalaris an den Epistrat.

Du bildest dir ein, als ob du an den glücklichsten Mann von der Welt schreibest. Aber ich will dir meine Umstände kurz und in einem Innbegriff sagen. Wenn das glücklich heißt, seine Aeltern frühzeitig verlieren, in der Jugend unglücklicherweise aus seinem Vaterlande verstossen werden, den größten Theil seines Vermögens einbüssen, in wilden Sitten erzogen werden, beleidigt aus jedem Lande fliehen, nicht nur von seinen Feinden, sondern auch von denen, welchen man Wohlthaten erwiesen hat, verfolgt werden; endlich als Tyrann in der Tyranney das Leben verabscheuen: wenn das glücklich heissen kann; — nun so bin ich freylich glücklich.

Vierter Brief.

Phalaris an die Athenienser.

Perilaus, euer Bildhauer, ihr Athenienser, ist zu uns gekommen, und da er einige ziemlich vollkommene Werke (was die Kunst anbetrifft)

bey

bey sich führte, so haben wir ihn deswegen gerne aufgenommen, und ihn sowohl wegen seiner Geschicklichkeit, als auch besonders um seines Vaterlandes willen, mit würdigen Geschenken belohnt. Es hat aber derselbe in nicht gar langer Zeit einen Ochsen von Erzt gegossen, der größer als die natürlichen ist, und nach Agrigent gebracht. Wir freueten uns über ein so gut nachgemachtes Thier, das seine Arbeit und Nahrung mit dem Menschen theilet; wir fanden das Kunststück einer königlichen Achtung werth, und daß man es in der Welt aufbehielte: denn noch hatte er uns nicht die darinn versteckte tödtliche Absicht gezeigt. Nachdem er aber die Decken weggenommen, und die Seite eröffnet hatte, so zeigte er uns die grausamste Erfindung zu morden, und die allerschrecklichste Todesart. Ich lobte darauf seine Kunst, aber ich bestrafte ihn wegen seines unmenschlichen Herzens mit dem Tode; und weil wir keinen größern Verbrecher fanden, als den Künstler selbst, so hielten wir ihn würdig, die Richtigkeit seiner eigenen Erfindung vor allen andern zu beweisen. Wir schlossen ihn also in den Ochsen ein, und zündeten Feuer umher an, wie er selbst gelehrt hatte, damit er verbrennen sollte. Er hat aber die Richtigkeit seiner unseligen Wissenschaft genau bewiesen: denn wir sahen weder den Gepeinigten, noch hörten wir sein Winseln und Schreyen. Die inwendig eingeschrienen Klagen tönte das Metall nur gegen

die horchenden Peiniger heraus. Ich verwunderte mich aber, und glaube es noch jetzt nicht, da ich vernahm, daß ihr Athenienser wegen der Hinrichtung des Werkmeisters unwillig, und über uns böse wäret. Denn, wenn ihr das etwa tadelt, daß wir ihm nicht eine noch grausamere Todesart wiederfahren lassen, so kann ich mich bey euch sogleich dadurch rechtfertigen, daß wir keinen peinlichern Tod haben ausdenken können, als diesen. Wenn ihr es aber übel nehmet, daß ich ihn überhaupt habe tödten lassen, so laufet ihr zugleich alle Gefahr, ihr, die ihr euch der Menschlichkeit so sehr zu rühmen pfleget, daß ihr der entsetzlichsten Grausamkeit schuldig seyd. Denn es muß entweder das Werk eines einzigen Mannes, oder eurer ganzen Stadt seyn. Dieses aber erhellet allein durch eure Gesinnung gegen mich. Wenn nämlich dieser Mensch mit Recht umgekommen ist, und niemand unter den Athenienfern an seinem bösen Herzen und an seiner Erfindung Theil nimmt: warum tadelt ihr mich? Ist er aber unrechtmäßig getödtet; so bekennet ihr allerdings damit zugleich, daß ihr nichts besser seyd, als Perilaus. Doch, ich gebe es noch nicht zu, daß er unrechtmäßig getödtet worden, ehe ich mich nicht selbst überführen kann, daß ich ungerecht verfahren habe, obschon Tyrannen im Rufe stehen, daß man von ihnen keine Billigkeit oder Gerechtigkeit erwarten dürfe. Denn was nur zu seiner Erhaltung dienet, das scheinet Recht zu seyn: aber

dann

dann scheine ich unter meine Sicherheit und unter die stärkste Macht meiner Herrschaft zu fliehen, wenn ich eine ungehörige Todesstrafe vollziehen zu lassen schiene. Ich habe das Vertrauen, daß keinem unter euch, oder andern Griechen diese Marter an einem Menschen ungerecht vorkommen werde, der sie für andere ausgedacht und verfertigt hatte, sowohl um aller übrigen willen, als auch besonders wegen meiner selbst, weil mir diese Todesart, womit ich ihn bestrafte, die billigste schien, ob er gleich diese allerschmerzhafteste Marter für mich gegen meine Feinde erfunden hatte. Ich habe nicht sowohl dabey auf meine Sicherheit gesehen, worinn ich nach natürlichen Rechten zu befehlen habe; sondern ich habe nur auf das, was an und vor sich selbst und schlechterdings gerecht wäre, mein Augenmerk gerichtet. Ich wußte aber auch, daß es mir günstig wäre, viele herbere Todesarten bestehen zu lassen, und daß ich mehr Nachstellungen empfinden würde, wenn ich mich sanftmüthiger bezeigte, als man von mir glaubt; daß ich ferner durch die Bestrafung dieses Menschen andere in jedem Vorfalle ihren Eifer wider mich zu zeigen abschrecken würde, und daß es endlich vielleicht besser wäre, gewaltsam zu seyn, um der Nothwendigkeit willen, wozu mich meine Angreifer bringen. Da ich nun dieses alles wußte, und mich künftig um ein gutes Gerücht nicht viel zu bekümmern habe, so hielt

Ist aber jemand, dem dieser Tod nicht gefällt, der wisse, daß er auch nicht einmal dem Periklaus gefiel.

Fünfter Brief.

Phalaris an den Lisikles.

Ich wundere mich nicht, Lysikles, daß du weder mit deinem Vater, noch mit deinem Sohne etwas ähnliches hast. Denn du bist weder des Lysikrates Sohn, noch des Neoptolemus Vater. Man sagt, daß dieses deine Mutter und deine Frau gegen viele Sicilianer versichert, und deswegen viel Lob erhalten haben. Denn auch dies einzige ist es, welches jedermann bewundern kann, daß sie bey niemand, insonderheit aber bey denen, die darum wissen, nicht lügen.

Sechster Brief.

Phalaris an den Stesichorus. *)

Ich höre, daß du voller Furcht und Schrecken bist, da du unsere Macht überlegest, und dich zugleich erinnerst, was du in der Republik wider mich vorgenommen hast. Ich wundere mich aber über dich, wenn du jetzt erst anfängst erschrocken zu seyn, und nicht gleich damals, als du die Republik wider mich regiertest, und (wie du den Himmerensern vorhersagtest) einen bösen Anfang unterstützen wolltest, daß du nicht gleich damals erwogen hast, wie geschwind deine Weissagung gegen die Himmerenser eintreffen könnte. Wenn du also den Tod verachtetest, wie ein weiser Mann thun muß; warum thut dir nun, du Unbeständiger, der Kopf weh, da du doch bey der damaligen Erwartung noch immer muthig bliebest, auch das Herannahende großmüthig zu ertragen? Wenn du aber (wie du furchtsam bist) vor unserer künftigen Bestrafung zitterteſt; warum hast du denn damals so viel muthwilliges Geschrey gemacht,

*) Ein berühmter griechischer Odendichter, dessen Werke bis auf einige wenige Fragmente, die noch in etlichen Sammlungen vorkommen, verlohren sind.

und dir einen so mächtigen Feind auf den Hals geladen, indem du mich boshaft und stolz nennest, und in öffentlichen Versammlungen sogar gewisse Stellen aus deinen Gedichten wider mich anführest? Warum hast du dich doch als ein Musikus und Poet zu einer Lebensart begeben, die solchen Beschäfftigungen ganz entgegen ist, da du stille in Ruhe hättest sitzen können, und keine heißeren Geschäffte zu berühren brauchtest, als die Poeten anständig sind? Weil du aber lieber Anführer eines Volks hast seyn wollen, als Poet; so mußt du auch das erwarten, nicht was Poeten und Tonkünstler, sondern was Anführer zu erwarten haben, wenn sie in der Feinde Hände kommen.

Siebenter Brief.

An die Himmerenser.

Wir haben den Stesichorus losgelassen, ihr Himmerenser, und alles vergessen, was er wider uns in seiner Verwaltung der Republik gethan hat; doch dies nicht um eurer Fürbitte willen, (denn so wäre er schon oft, und nicht einmal umgekommen) sondern wir haben ihn den Göttinnen, die über ihn zu gebieten haben, und andern Göttern und Helden, die im Himmerensischen Lande wohnen, zu gefallen losgelassen. Denn

über

über diese können wir uns im geringsten nicht beschweren, obschon über euch sehr viel. Ihr wisset aber selbst, was für böses er unternommen hatte: doch ich verehrte einen heiligen, wegen seiner Weisheit so sehr berühmten und den Musen wirklich geweihten Mann zu sehr, als daß ich ihn mit dem geilen und närrischen Konon hätte gleich setzen und tödten sollen. Nein, ich wünschte vielmehr, daß ich solche Männer unsterblich machen könnte. Euch aber, ihr Himmerenser, empfehle ich aufs freundschaftlichste, daß ihr ihm wegen der abgeschmackten und unbesonnenen Dinge, die er zuletzt in seiner Regierung gethan hat, nichts zu Leide thut. Denn er hat sich nicht freywillig dazu gedrungen, wie ich von denen höre, die nach Alâsa kommen; sondern er hat eurer Unbilligkeit und eurem ungestümen Eifer weichen müssen. Höret also auf, ihm Zwang anzuthun, und wählet Leute, die dazu geschickter sind. Lasset den Stesichorus in Ruhe seiner Laute abwarten, und bringt mir nicht dergleichen Feinde auf den Hals, mit denen ich vielleicht nicht so umgehen möchte, als mit ihm. Wenn ihr aber keine Regenten der Republik habt, so nehmet einige solche unter euch an, die ich mit gutem Gewissen umbringen kann, wenn ich sie nach meinem Gutbefinden gefangen nehmen werde, und euch einen Gefallen erweisen will.

Achter Brief.

An den Stesichorus.

Sage von mir nur nichts, lieber Stesichorus, weder in deinen Öden, noch sonst jemals. Ich verlange nichts mehr, als daß meine Umstände verschwiegen bleiben. Andere kannst du nach deinem eigenen Gutbefinden nennen, und was dir die Begeisterung eingiebt; das ist mir nicht zuwider. Uebrigens fliehe vor allen Dingen das Regentenleben, und spiegle dich an meinem Exempel; selbst, wenn ich andern der glücklichste Mensch zu seyn schiene, so weiß ich am besten, wie sehr ich innerlich betrübt war. Wenn du aber von mir glaubst, daß ich nach Verdienst leide, da ich aus freyer Begierde nach der Oberherrschaft gestrebt habe; wolltest du denn nicht auch glauben, daß dir in deiner Regierung für das Vaterland und die Herrschaft des Volks, mancherley Verdrüßlichkeiten vorfallen werden? Setze jetzt einmal meine eigenen Umstände beyseite: betrachte dich nur selbst recht genau, mein Stesichorus; niemals ist wohl jemand nach bessern Absichten noch durch einen unverwerflichern Weg zur Republik gekommen, als du; und dennoch überlege bey dir selbst, was du vorher ausgestanden hast, und was du noch hättest ausstehen müssen, wenn

ich

ich nicht ein solcher Feind gewesen wäre? Es ist also gut, wenn auch jemand auf einem sichern Flusse fährt, und das Glück günstig in seine Segel bläst, daß er doch nicht alles dem bloßen Glücke überlasse. Du bist jetzt weder der Himmerenser Tyrann, noch allen Menschen verhaßt, wie ich: sondern du besorgtest die Staatsgeschäffte, und giengst nach deiner Meynung, mit Freunden um, weswegen ich dein Feind war. Ich hätte auch die Herrschaft nicht an mich gerissen, wenn es noch zu thun wäre, um deinetwillen und meiner Zuneigung gegen dich. Aber alles wohl überrechnet, so bedenke, wie viel du davon ausgestanden hast. Betrachte auch sogar einen solchen, wenn du willst, dem die Bürger nichts zu Leide, sondern alles Gutes gethan, und der nicht ihre Undankbarkeit, wie du, erfahren hat: dann wirst du gewiß einsehen, daß derjenige klug handelt, der die Staatsgeschäffte fahren läßt, und seinen eigenen recht abwartet, und der nichts beßers für sich selbst zu thun glaubt, als darauf zu sehen, wie er recht vergnügt leben könne.

Neunter Brief.

An eben denselben.

Nikokles von Syrakus, den du vielleicht kennest, ein berühmter Mann (und solche Leute können

nen

nen dem Stesichorus nicht unbekañt seyn) ist durch den Tod seiner Frau aufs empfindlichste betrübt worden. Er hat auch Ursache, betrübt zu seyn; sie war seines Bruders Tochter und seine Frau. Dieser Nikokles, welcher vermuthlich wußte, daß wir gute Freunde zusammen wären, hat seinen Bruder Kleonikus zu mir geschickt, und mich um eine Fürsprache bey dir gebeten, daß du auf die Verstorbene ein Lobgedicht machen möchtest. Wie ich auch von den Syrakusanern höre, die ihr das Zeugniß der tugendhaftesten und sittsamsten Frau geben, so verdiente sie wohl von dir besungen zu werden. Du hast zwar von den Menschen deiner Zeit nichts schreiben wollen, daß man deine Dichtkunst nicht etwa für feil halten möchte: ihr Tod ist aber doch auch in unserer Zeit werth, betrauert zu werden. Schütze mir also nicht deinen gewöhnlichen Vorsatz vor, und schlage meine Bitte nicht ab. Es ist unbillig, daß Phalaris von dem Stesichorus etwas vergebens bitten sollte: nicht, als wenn du mir für etwas verbunden wärest, sondern weil ich die gehägte Meynung von dir gerne bestättigt sehen möchte. Erzeige mir also durch deinen reichen Witz diese öffentliche Gefälligkeit; wodurch du meine Bitte erfüllen und meinen Freund verbinden wirst. Wenn du mir diese Gefälligkeit erweisen willst; so wisse nur noch, daß die Frau Klearisie heißt; sie ist von Syrakus, des Echekratides Tochter; sie hat sechszehn Jahre

re mit ihrem Manne gelebt, und ist Mutter von zween Söhnen geworden; in ihrem dreyßigsten Jahre aber ist sie an der Schwindsucht gestorben. Und das wäre der Hauptinnhalt. Ich wünsche, daß dich die Musen, in deren Gewalt du bist, begeistern mögen, daß du alle Stellen des Gedichts würdig ausführen könnest; daß die Verwandtschaft dieser Göttinnen dein geweihtes und liederreiches Haupt sowohl durch andere Lieder, als auch durch eines auf die jetzt erwähnte Klearistе ausschmücken möge.

Zehnter Brief.

An eben denselben.

Ich danke dir unbeschreiblich für das Carmen auf Klearisten. Du hast meine Bitte vollkommen erfüllt, du hast alle Theile der Materie sehr schön ausgeführt, und die Erfindung des Gedichts ist nicht nur von mir bewundert worden (denn ich bewundere alles von meinem Stesichorus gleich stark), sondern auch von vielen Agrigentinern, die es zugleich angehört haben. Indessen wird es nicht allein von den Menschen unserer Zeit gehört und gelobt werden; es wird auch von unserer ganzen Nachwelt seinen Beyfall erhalten. Ich danke dir also nochmals für dieses Gedicht verbindlichst. Du hast

durch

durch meine Bitte auch diesen Gesang den gegenwärtigen und zukünftigen Menschen geschenkt. Uebrigens bitte ich dich bey Himmel und Erde, daß du in deinen Gedichten von mir und meinen Umständen nicht das geringste erwähnest (denn ich fürchte so etwas nach deinem Briefe); weder, daß ich böse, noch gut gewesen sey. Mein Name ist wegen meines Standes für die Poeten ungeschickt. Ich wünsche aber, daß Phalaris in dem Stesichorus selbst eingeschrieben seyn möge; er mag nun für besser oder schlimmer gehalten seyn, als ihn das Gerüchte unter den Leuten gemacht hat.

Eilfter Brief.

An den Pelopidas.

Ich kann dem Stesichorus nichts davon schreiben, warum du bittest. Er würde sich auch nicht entschliessen, auf einen noch lebenden ein Lobgedicht zu machen, wenn ich ihn gleich selbst darum bäte. Ich begnüge mich damit, daß er mir die Gefälligkeit erwiesen hat, auf die Frau des Nikokles ein Gedicht zu verfertigen. Willst du aber etwas von mir bitten, das nicht auf fremder, sondern auf meiner Macht beruhet, so schreibe nur her.

Zwölfter Brief.

Von Cicero an seinen Bruder Quintus.*)

Ob ich gleich nicht zweifelte, daß viele Nachrichten und das fliegende Gerüchte selbst meinem Briefe zuvorkommen würden, und du zum voraus schon durch andere erfahren würdest, daß meine Sehnsucht und dein mühsames Amt noch das dritte Jahr fortdauren sollen, so habe ich dennoch geglaubt, daß auch ich dir diese unangenehme Nachricht überschreiben müßte. Denn in meinen vorigen Briefen habe ich nicht einmal, sondern oft, obgleich andere die Sache verlohren gaben, dennoch zu einer baldigen Ablösung Hoffnung gemacht, nicht sowohl, daß ich dich so lang als möglich mit einer angenehmen Vorstellung unterhalten möchte, als weil ich und die Prä-

*) Q. Cicero war Statthalter in Asien, und sein Bruder, der Consul, schrieb diesen Brief an ihn, den man als einen sehr guten Regentenspiegel ansehen kann. Er lobt und tadelt mit der größten Feinheit, und selbst sein Lob sind verdeckte Regeln. Insonderheit suchte er ihn, wegen des Jähzorns, den man ihm vorwarf, zu bessern. Der Herr Hofrath Geßner hat es als ein würdiges Stück der Politik aus den römischen Zeiten seinem Enchiridio mit einverleibt.

Prätoren uns so viel Mühe gaben, daß ich an einem guten Ausschlag der Sache nicht zweifelte. Da nun weder diese mit ihrem Ansehen, noch ich mit meinem Eifer etwas ausrichten können; so ist es freylich schwer, darüber nicht verdrüßlich zu werden. Indessen müssen wir doch unsern Muth, der schon in dergleichen Staatsämtern manche Probe ausgehalten hat, nicht sinken lassen, und über eine Verdrüßlichkeit nicht kleinmüthig werden. Wenn den Menschen dasjenige am empfindlichsten seyn muß, was sie sich durch ihre einige Schuld zugezogen haben; so habe ich gewiß hierinn etwas mehr zu tragen, als du. Denn ich bin Schuld daran, daß du nach dem ersten Jahre nicht abgelöst worden bist, wogegen du sowohl bey der Abreise mit mir mündlich, als auch hernach schriftlich, dich bearbeitet hattest. Ich gedachte für das Beste der Bundesgenossen zu sorgen, der Unverschämtheit gewisser Kaufleute Gränzen zu setzen, und unsern Ruhm durch deine Verdienste zu vergrössern; aber ich habe doch nicht weise darinn gehandelt, zumal da ich dies damit veranlaßt habe, daß das zweyte Jahr noch das dritte nach sich ziehen konnte. Indem ich meine Fehler bekenne, so hast du nach deiner Weisheit und Leutseligkeit dafür zu sorgen, daß du ihn durch deinen Fleiß verbesserst. Und wenn du dich selbst noch mehr anspornen wirst, von allen Seiten ein gutes Gerüchte zu erhalten, daß du nicht sowohl andere, als dich selbst jetzt zu über-

treffen suchest; wenn du alle deine Sinnen und Gedanken zu einer vorzüglichen Ruhmbegierde in allen Stücken anfeurest; so glaube mir, daß ein einziges Jahr, womit deine Arbeit verlängert wird, uns auf viele Jahr Freude, und unsern Nachkommen Ehre machen wird. Ich bitte dich also vor allen Dingen, daß du nicht verzagt und kleinmüthig werdest, und dich von der Menge der Arbeit nicht wie von Meereswellen hinreissen lassest, sondern daß du dich vielmehr ermuntern, und der Arbeit widerstehen, oder besser zu sagen, ihr freywillig entgegen gehen mögest. Denn du führest kein solches Amt, das der Herrschaft des Glückes unterworfen ist, sondern wo das meiste auf Verstand und Fleiß ankömmt. Wenn ich sähe, daß du in einem grossen und gefährlichen Kriege länger kommandiren solltest; so würde ich in Gedanken zittern, weil ich zu gleicher Zeit sähe, daß wir länger unter der Gewalt des Glückes stehen sollten. Nun aber hast du ein solches Amt, woran das Glück keinen oder doch sehr wenigen Antheil hat, und welches mir ganz auf deiner Tugend und Mäßigung des Gemüths zu beruhen scheinet. Wir haben uns nach meiner Meynung vor keinen feindlichen Nachstellungen, vor keiner Schlacht, vor keinem Abfall der Bundesgenossen, vor keinem Mangel an Sold oder Fourage, vor keinem Aufruhr der Armee zu fürchten; dergleichen oft den weisesten Männern begegnet ist, daß sie eben so wenig, als die besten Steuerleute den Sturm, die Ge-

walt des Schicksals haben besiegen können. Du lebest in der größten Stille und Ruhe, doch so, daß sie einen schlafenden Steuermann wohl überwältigen, einen wachenden aber auch ergötzen kann. Denn einmal gehöret diese Provinz zu unsern gefälligsten Bundesverwandten, und was zweytens ihre Bürger betrifft, so stehen sie entweder als Pächter der Zölle mit uns in genauer Verbindung, oder wenn sie sich sonst durch den Handel bereichert haben, so glauben sie doch ihr ganzes Glück meinem für sie günstigen Consulat schuldig zu seyn. Aber auch unter diesen Leuten entstehen oft große Streitigkeiten, vielerley Beleidigungen und schwere Processe. — Gerade, als wenn ich glaubte, daß du es nicht ein wenig mühsam hättest! Ich weiß, daß es eine große Last ist, und viel Einsicht erfodert. Doch erinnere dich: daß mir diese Last mehr auf die Einsicht, als auf das Glück, anzukommen scheinet. Denn was kostet es doch wohl für Mühe, diejenigen, die deinen Befehlen unterworfen sind, in Ordnung zu erhalten, wenn du ihnen selbst das erste Exempel an dir giebst? Es ist dieses freylich so leicht nicht, und ich bekenne, daß es für gewisse Leute das allerschwereste ist: dir ist es immer leicht gewesen, und es hat auch nicht anders seyn können. Deine Gemüthsart ist so glücklich, daß es scheinet, sie würde auch ohne Unterweisungen sich haben beherrschen können: du hast aber dazu noch eine solche gehabt, die auch

die

die fehlerhafteste Natur veredeln kann. Wenn du dem Geldgeiz, der Wohllust und aller Habsucht widerstehen wirst, wie du thust: sollte es denn wohl schwer seyn, den ungerechten Handelsmann, oder den eigennützigen Zollpächter im Zaum halten zu können? Die Griechen werden dich bey einer solchen Aufführung als einen Mann aus dem vorigen Weltalter ansehen, oder gar als einen Halbgott, den der Himmel ihrer Provinz zugeschickt hätte. Ich schreibe dieses jetzt nicht, um dich zu einer solchen Aufführung zu ermuntern, sondern dich zu freuen, daß man dich an diesem Gemälde erkennet. Drey Jahre lang Asien regieret zu haben, ohne daß deine Redlichkeit und Enthaltung den geringsten Anstoß von Begierden nach Geld und Gut, nach Kostbarkeiten in schönen Meubeln, nach vielen Bedienten und dergleichen, woran diese Provinz einen Ueberfluß hat, gelitten, das ist ohne Zweifel etwas sehr rühmliches. Was kann man mehr wünschen, als daß eine solche Tugend, eine solche Mäßigung und Herrschaft über sich selbst nicht in der Dunkelheit versteckt bleibe, sondern sich im Lichte vor ganz Asien, vor den Augen der angesehensten Provinz zeige, und in den Ohren aller Nationen erschalle? Daß die Menschen nicht über deine Reisen in Furcht gerathen, nicht durch Aufwand erschöpft werden, oder über deine Ankunft erschrecken? Daß man sich überall, wo du hinkömmst, sowohl öffentlich als in den Häu-

sern der größten Freude ergiebt; da die Stadt ihren Beschützer, nicht ihren Tyrannen, die Häuser einen Gast, nicht ihren Verwüster, aufzunehmen glauben?

In diesen Umständen hat dich die Erfahrung selbst schon belehrt, daß es nicht genug sey, daß du selbst diese Verdienste besitzest, sondern daß alle übrige Bedienten deiner Statthalterschaft hierinn mit dir nothwendig gemeine Sache machen müssen, den Bundesgenossen, den Unterthanen und der Republik nützlich zu seyn. Du hast zum Glücke solche Generale bey dir, die schon von selbst auf ihre Ehre sehen werden, unter welchen der alte Tubero an Ansehen der vorzüglichste ist, der nach meiner Meynung, da er zumal eine Historie schreibt, sich viele Muster aus seinen Jahrbüchern wählen kann, deren Nachahmung ihm angenehm und leicht ist. Unser Salienus aber ist sowohl wegen seiner Redlichkeit und Freundschaft, als auch wegen seiner Bemühung dir zu gefallen zu leben schätzbar. Denn was soll ich vom Gratidius sagen? Ich weiß, daß ihm seine Ehre so am Herzen liegt, daß er nach einer brüderlichen Liebe gegen uns, zugleich für die unsrige mit arbeitet. Du hast zwar einen Quästor, den du dir nicht nach eigenem Gefallen erwählt hast, sondern der dir durchs Loos zugefallen ist. Dieser muß von freyen Stücken ordentlich seyn und sich nach deinen Vorschriften und Einrichtungen bequemen. Wäre ein sol-

cher Mann etwa niederträchtig, so könntest du es in so ferne leiden, als die Vernachläßigung seiner Verbindlichkeiten nur ihn selber beträfe, nicht aber, daß er die ihm anvertraute Gewalt zum Wucher mißbrauchen könnte. Denn ich bin nicht der Meynung, zumal da man jetzt fast allzugelinde und einschmeichelnd geworden ist, daß du alle Kleinigkeiten untersuchen und richten solltest, sondern einem jeden so viel zu überlassen, als ihm seine Verbindung auflegt. Unter diesen wirst du diejenigen, welche dir die Republik selbst zu Begleitern und Staatsbedienten mitgegeben hat, nach denjenigen Gränzen halten, die ich vorausgesetzt habe. Was aber diejenigen betrifft, die du zur Hausgesellschaft oder zur nöthigen Aufwartung mitgenommen hast, und welche man das Gefolge des Prätors nennt; so fallen nicht nur ihre Handlungen, sondern auch alle ihre Reden auf unsere Rechnung. Doch du hast solche rechtschaffene Leute bey dir, die du leicht lieben kannst: und diejenigen, welche dir etwa keine Ehre machen sollten, sind leicht im Zaum zu halten. Wenn du noch unerfahren wärest, so könnte vielleicht deine Gütigkeit von Ihnen hintergangen werden (denn ein ehrlicher Mann denkt selten Böses von andern), aber da dieses schon das dritte Jahr ist, daß du ihre Redlichkeit prüfest, so werden sie auch jetzt so, wie in den vorigen, und noch immer besser und sorgfältiger seyn. Man muß glauben, daß du das,

was man sagt, höreſt: aber nicht, daß deine Ohren Lügnern und Ohrenbläſern offen ſtehen. Dei Siegelring muß nicht unter die Meublenge hören, die man überall herumtragen kann, sondern er muß gleichſam dich ſelbſt vorſtellen; er muß ſich nicht von andern beherrſchen laſſen, ſondern deine Herrſchaft zeigen. Der Stadtdiener *) muß in der Ordnung bleiben, worinn ihn unſere Vorfahren geſetzt haben: ſie gaben dieſes Amt eben nicht als eine Wohlthat, ſondern als Arbeit und Mühe, und zwar nicht leicht andern, als ihren Freygelaſſenen, die nicht viel beſſer als Knechte bey ihnen wären. Der Lictor muß nicht ſowohl ein Bedienter ſeiner eigenen Härte ſeyn, als deiner Gelindigkeit; ſie müſſen die gewöhnlichen Ehrenzeichen mehr zur Andeutung deiner Würde und Verdienſte, als deiner Gewalt, vortragen. Kurz, die ganze Provinz muß wiſſen, daß du für aller Unterthanen Wohlfahrt, Kinder, Ehre und Güter die zärtlichſte Sorgfalt hägeſt. Man muß glauben, daß du nicht nur denjenigen, die Geſchenke nehmen, ſondern auch denen, welche dergleichen geben, feind ſeyn werdeſt, ſo bald du es erführeſt. Und jeder wird ſich vor dem Geben hüten, wenn dieſes bekannt iſt, daß man durch diejenigen, die ſich einer beſondern Gunſt bey dir rühmen, nichts von dir zu erhalten pflege. Doch will ich dich dadurch nicht allzuhart oder gar

*) Accenſus, der die Ordonnanz bey dem Prätor hatte.

gar argwöhnisch gegen deine Leute machen. Das ist meine Meynung nicht. Denn wenn keiner von ihnen sich in zwey Jahren des Geizes verdächtig gemacht hat (wie ich vom Cäsius, Chärippus und Labeo höre, und, weil ichs erfahren, glaube) so kannst du diesen und ihres gleichen alles auftragen und anvertrauen. Ist aber jemand, bey dem du so etwas schon angetroffen und bemerket hast; so mußt du ihm nichts anvertrauen, oder deine Ehre im geringsten nicht bey ihm blos setzen. Hat sich jemand aus der Provinz, den wir vorher nicht kannten, in deine Freundschaft eingeschmeichelt; so siehe wohl zu, wie viel man ihm trauen könne: nicht als wenn nicht manche ehrliche Leute darunter seyn könnten; man kann dieses hoffen, aber es ist gefährlich zu bestimmen. Das menschliche Herz ist mit vielen Verstellungen und Decken umhüllt: Stirne, Augen und Mienen lügen gar oft, und am meisten die Sprache. Wie kannst du also unter derjenigen Gattung von Menschen Freunde finden, die nur von Geldbegierde eingenommen, keine von denen Tugenden haben, die wir so heilig verehren? Wie weißt du, ob sie dich, als einen fremden Mann, aufrichtig lieben, oder sich nur um ihres Eigennutzes willen so stellen? Ich gestehe, daß mir dieses sehr schwer vorkömmt, zumal da dergleichen Leute fast keines Menschen Freunde sind, und doch alle Prätoren lieben. Hast du etwa einen davon kennen gelernt (denn

es ist möglich) der in dir mehr den großen Mann liebt, als den Prätor, so nimm ihn willig unter deine Freunde auf. Sähest du aber dieses nicht, so mußt du dich vor keiner Gattung mehr hüten in der Freundschaft, als vor dieser; denn sie kennen die Wege zum Gelde sehr gut, und sind fähig, alles darum zu thun: sie bekümmern sich übrigens wenig um die Ehre desjenigen, mit dem sie nicht beständig leben sollen. Auch unter den Griechen selbst hat man sich bey einigen Freundschaften sehr wohl in Acht zu nehmen, sehr wenige ausgenommen, die noch des alten Griechenlandes würdig sind. Die meisten sind betrügerisch, leichtsinnig und durch eine lange Knechtschaft zur Schmeicheley abgerichtet. Du mußt ihnen allen höflich begegnen, und einen jeden braven Mann deiner Freundschaft, und des Zutritts zu deinem Hause würdigen. Ein allzugrosser Umgang mit ihnen, weil sie nicht so getreu sind (denn sie getrauen sich nur öffentlich nicht in einem Stücke unsern Meynungen zuwider zu seyn) ist nicht rathsam; sie sehen nicht nur uns, sondern selbst die ihrigen mit scheelen Augen an.

Verlange ich aber in solchen Dingen, worinn ich mir beynahe selbst etwas zu strenge vorkomme, Behutsamkeit und Sorgfalt: was für Gesinnungen erwartest du von mir gegen die Knechte und Bedienten? Wenn wir sie überall in guter Ordnung halten müssen, so ist dieses

ge-

gewiß in Provinzen doppelt nöthig, und es könnte viel davon gesagt werden. Die kürzeste und leichteste Regel ist diese: Daß sie sich auf denen asiatischen Reisen so aufführen müssen, als wenn du hier auf der Landstrasse reistest, und daß sie es für einerley halten, ob sie nach Tralles oder nach Formia kämen. Wäre ein besonders treuer Bedienter darunter, so sey er es im Hause und in Privatsachen: aber an Dinge, die dein Amt und Umstände der Republik betreffen, muß er sich nicht wagen. Denn wenn man auch treuen Bedienten viele Sachen sicher anvertrauen könnte, so muß man es doch um der üblen Nachrede willen nicht thun. Aber ich weiß nicht, wie mein Brief ein so lehrermäßiges Ansehen bekömmt, da doch dieses anfänglich gar nicht meine Absicht war. Denn was sollte ich demjenigen Lehren geben, den ich zumal in diesen Stücken für eben so klug halte als mich, und in der Erfahrung noch vollkommener? Ich habe indessen doch geglaubt, daß mein Beyfall, den ich deinen Handlungen gebe, sie dir noch angenehmer machen müßte. Es sey also dieses die Grundstütze deiner Würde. Einmal deine Redlichkeit und Enthaltsamkeit; ferner Bescheidenheit aller derer, die zu deinem Gefolge gehören: eine sehr vorsichtige und sorgfältige Wahl in den Freundschaften sowohl bey den Einheimischen in der Provinz, als bey den Griechen; und eine strenge, ordentliche Aufsicht über die Hausgenossen. Da dieses in unsern täglichen und Privat-

vatumständen Tugenden sind, so müssen sie bey einer so großen Regierung, bey so verdorbenen Sitten und in einer so verführerischen Provinz fast göttlich scheinen.

Diese Zucht und Ordnung kann diejenige Strenge im Befehlen und Urtheilsprechen rechtfertigen, welche du bey denen Vorfällen gebraucht hast, dadurch wir uns einige Feindschaften zu meinem großen Vergnügen aufgeladen haben. Du möchtest denn glauben, daß ich etwa über die Klagen eines gewißen **Pakonius** unruhig wäre, der zwar ein Grieche, aber doch ein Mysier oder vielmehr Phrygier ist; oder daß ich mich an das Geschrey des diebischen und niederträchtigen **Tuscenius** kehrte, dem du mit dem größten Recht das unedelste Begehren aus dem unreinen Rachen gerissen hast. Diese und dergleichen andere Beyspiele voller Strenge, die du in jener Provinz aufgestellet hast, würden wir ohne die größte Redlichkeit nicht leicht über uns nehmen können. Man folge also im Rechtsprechen immer der größten Strenge, nur daß sie nicht nach Gunst verändert werde, sondern gerade durchgehe. Allein bey dem allen ist doch nur wenig damit geholfen, daß du selber im Rechtsprechen behutsam und billig bist, wenn nicht auch zugleich diejenigen es sind, denen du einen Theil des richterlichen Ansehens übertragen hast. Bey der Verwaltung Asiens kommen mir die Geschäffte nicht sehr mannigfaltig vor, sondern sie beruhen nach meiner

Mey-

Meynung fast ganz auf dem richterlichen Amt: und darin kann man sich leicht zumal durch die Kenntniß der Landesumstände finden. Man muß standhaft und unbeweglich seyn, nicht nur der Gunst, sondern auch dem Verdacht zu widerstehen. Man muß dabey Leutseligkeit im Anhören, Sanftmuth im Urtheilen, und Sorgfalt im Einwilligen und Abschlagen gebrauchen. Durch solche Eigenschaften war jüngst Cn. Octavius bey uns sehr beliebt. Bey ihm hatte der erste Lictor nichts zu thun, der Accensus schwieg: ein jeder redete so oft und so lange vor ihm, als er wollte. Hiedurch hätte er fast etwas allzuherablassend scheinen können, aber eben diese Herablassung unterstützte jene Strenge. Die Leute, die von der Art des Sulla waren, mußten dasjenige, was sie mit Gewalt und Drohungen geraubt hatten, wieder geben, und diejenigen unter dem Rathe, welche ungerechte Schlüsse gemacht hatten, mußten hernach als Privatpersonen sich eben denen Schlüssen unterwerfen. Diese seine Strenge hätte hart scheinen können, wo sie nicht durch viele Reize der Leutseligkeit wäre gemildert gewesen. Ist aber diese Leutseligkeit zu Rom angenehm, wo so viel Stolz, eine so unmäßige Freyheit, eine so unbestimmte Frechheit der Menschen herrschet, wo so viel Obrigkeiten, so viel Hülfsmittel sind, wo so viel Gewalt und ein so vielgeltender Senat ist; wie angenehm kann denn nicht die Freundlichkeit eines Prätors in Asien seyn, wo

eine so große Menge von Unterthanen und Bundesgenossen, so viele Städte und Republiken sich nach dem Wink eines einzigen Mannes richten? Wo kein Ausweg, keine Appellation, kein Senat, und keine Zuflucht an das Volk ist? Ein wirklich großer Mann, der sowohl von Natur gesittet, als auch durch Wissenschaften und die Kenntniß schöner Künste ausgebildet ist, muß sich bey so vieler Gewalt also verhalten, daß diejenigen, über die er zu befehlen hat, keine andere Regierung verlangen.

Xenophon hat seinen Cyrus nicht als eine wirkliche Geschichte, sondern als ein Gemälde einer guten Regierung geschrieben. Dieser Philosoph verbindet darinn die größte Strenge mit einer besondern Leutseligkeit. Scipio, unser guter Freund, der Sieger von Afrika, pflegte dieses Buch nicht ohne Ursache nie aus den Händen zu legen; denn es handelt alle Pflichten einer wachsamen und gelinden Regierung ab. Wenn denn nun derjenige diese Pflichten so beobachtet hat, der immer König seyn sollte; wie müssen sie denen nicht vielmehr heilig seyn, denen die Regierung unter der Bedingung ist anvertraut worden, daß sie sie einst wieder niederlegen sollten, und von solchen Gesetzen anvertrauet, denen sie sich einst wieder unterwerfen müssen? Nach meiner Meynung ist dieß der Mittelpunkt, worauf sich alle Handlungen derer, die andern vorgesetzt sind, beziehen müssen, daß die Bürger, die unter ihrer Regierung leben, so viel als mög-

lich

lich glückselig seyn mögen. Das unveränderte Gerüchte und der allgemeine Ruf haben uns gerühmt, daß dieses, seitdem du Asien betreten hast, dein größtes Augenmerk gewesen sey und noch jetzt ist. Nicht nur ein Statthalter, sondern auch ein Aufseher der Sklaven, oder gar ein Viehhierte ist verbunden, für den Nutzen und Vortheil derer zu sorgen, darüber er gesetzt ist. Ich sehe mit Vergnügen, daß du hierinn nach aller Leute Geständniß die größte Sorgfalt beweisest; daß die Städte mit keinen neuen Schulden belegt werden, und daß du hergegen alte große und schwere Schulden von vielen Städten abgewälzet hast: daß du verschiedene zerstörte und beynahe wüste Oerter (darunter Samus eine der schönsten Städte Joniens, und Halikarnassus in Carien sind) gleichsam von neuem erschaffen hast: daß man von keinem Aufstand, von keiner Zwietracht in den Städten höret: daß du Sorge trägest, wie die Städte durch die Klugheit der Oberen gut regieret werden mögen: daß Mysien von den Räubern gereiniget worden: daß dem Morden hier und dort Einhalt geschehen: daß der Frieden in der ganzen Provinz befestiget sey, und daß nicht nur jene Strassenräubereyen und Diebstähle auf dem platten Lande, sondern auch die noch häufigere und größere Kirchenräubereyen und Diebstähle in den Städten vertrieben worden. Ich freue mich zu hören, daß die Verleumdung, diese grausame Freundinn geiziger Prätoren, den

guten Namen, das Vermögen und die Ruhe der Reichen nicht störet: daß die Kosten und Abgaben der Städte von allen ihren Einwohnern gleich getragen werden: daß du jedermann vor dich lässest, und aller Nothleidenden Klagen anhöreſt: daß kein Armer und Niedriger nicht allein von dem Zutritt vor den gewöhnlichen Gerichtstuhl, sondern auch in deinem Hause und Zimmer selbst nicht ausgeschlossen sey: daß endlich in deiner ganzen Regierung keine Härte noch Grausamkeit statt finde, sondern daß sie überall voller Gnade, Sanftmuth, und Leutseligkeit sey. Und was für eine große Wohlthat von dir ist es nicht, daß du Asien von einer so unbilligen und schweren Abgabe zu den Bauherrenfesten befreyet hast? Denn wenn sich einer schon unter den Vornehmen öffentlich beschweret, daß du ihm durch deinen Befehl, kein Geld zu den Spielen herzuschiessen, zweyhundert Sesterzen entrissen habeſt; wie viel Geld müßte dann nicht gezahlet werden, wenn man es in aller Namen, die zu Rom Spiele anstellten, verlangt hätte? Ob wir nun schon diese Klagen unserer Leute in der Absicht unterdrückt haben, weil man, ich weiß zwar nicht wie in Asien, wenigstens zu Rom mit nicht geringer Bewunderung lobt, daß da die Städte zu unserm Tempel und Denkmal Gelder ausgesetzt, und es wegen unserer beyderseitigen vielen Verdienste und Wohlthaten sehr gerne und willig gethan hatten, das Gesetz auch ausdrücklich sagte, daß zum

Tem-

Tempel und Denkmal könnte aufgenommen werden, und da das gegebene nicht würde umgekommen, sondern in den Zierden des Tempels geblieben seyn, so daß es nicht sowohl mir, als dem römischen Volk und den Göttern schiene gegeben zu seyn: ich dem ungeachtet dasjenige, worauf Ehre, Gesetz und eigene Neigung der Leute gieng, für gut befunden habe auszuschlagen; und zwar außer andern Ursachen auch darum, damit diejenigen desto leichter sich dabey beruhigen möchten, die weder Anspruch noch Erlaubniß darauf hatten. Bestrebe dich also mit allen Kräften, mein lieber Bruder, auf dem Wege, den du bisher gegangen bist, zu bleiben, diejenigen, welche der Senat und das römische Volk deiner Redlichkeit und Gewalt anvertraut haben, zu lieben, auf alle Weise zu beschützen, und so viel als möglich glücklich zu machen. Wäre dir das Loos einer Statthalterschaft über Afrika, Spanien oder Gallien gefallen, wärest du unmenschlichen und ungesitteten Nationen vorgesetzt worden, so müßtest du dennoch als ein Menschenfreund für das Beste und für die Wohlfahrt dieser Leute sorgen. Da wir nun aber einer solchen Art Menschen vorgesetzt sind, unter welchen nicht nur selbst gesittete Lebensart herrschet, sondern von welchen sie auch auf andere fortgepflanzt seyn soll, so müssen wir sie gewiß gegen diejenigen vorzüglich beweisen, von welchen wir sie empfangen haben. Denn ich werde mich nicht

schämen dürfen, dies jetzt in einem solchen Stande und Amte, auf welchem wohl kein Verdacht der Trägheit oder des Leichtsinns haften kann, zu bekennen, daß wir alles, was wir erlangt haben, denen Wissenschaften und Künsten danken müssen, die uns Griechenland durch seine Schriften und Unterweisungen mitgetheilet hat. Es scheinet also, daß wir außer der allgemeinen Gerechtigkeit, die wir allen Menschen schuldig sind, noch besonders dieser Nation verbunden seyn müssen, daß wir ihnen als unsern Lehrern zu zeigen suchen, was wir von ihnen gelernt haben.

Plato, der witzigste und gelehrteste Mann seiner Zeit, hat geglaubt, daß die Staaten dann erst glückselig seyn würden, wenn sie entweder von gelehrten Weltweisen regieret würden, oder wenn die Regenten suchten Weltweise zu werden. Er hielt nämlich diese Verbindung der Macht und Weisheit für das Glück der Länder. Vielleicht hat einmal unsere ganze Republik, jetzt wenigstens diese Provinz gewiß, ein solches Glück gehabt, daß derjenige sie regieret, der von Jugend auf sehr vielen Fleiß und Zeit auf Gelehrsamkeit, Tugend und gute Lebensart gewandt hat. Sorge also, daß dieses Jahr, womit man dein Amt verlängert hat, uns zugleich scheine die Wohlfahrt Asiens verlängert zu haben; weil Asien glücklicher gewesen ist, dich zu behalten, als wir, dich abzulösen: so mache, daß unsere Sehnsucht nach dir durch nichts geringers ge-

trö-

tröstet werde, als durch die Freude dieser Provinz. Denn wenn du allen Fleiß angewandt hast, dich so großer Ehrenbezeugungen würdig zu machen, als man fast keinem erwiesen hat; so mußt du noch vielmehr auf die Behauptung dieser Ehre denken. Was ich von dieser Art Ehrenbezeugungen halte, weißt du schon aus meinen vorigen Briefen. Ich habe sie allezeit, wenn sie gemein sind, für geringschätzig gehalten; und wenn sie nur um der Zeit willen zuerkannt werden, für unwichtig. Da sie aber Belohnungen deiner Verdienste seyn sollten (wie sie es auch sind), so glaubte ich, daß du für ihre Erhaltung nicht zu viel thun könntest. Weil du nun also in jenen Städten die höchste Gewalt führest, wo du deine Tugenden geheiligt und vergöttert siehest; so wirst du in allen Dingen, die du beschließen und vornehmen wirst, darauf denken müßen, was du so großen Meynungen, so großen Urtheilen der Leute, und so großen Ehrenbezeugungen schuldig seyst. Dies wird aber darauf ankommen, daß du für alle sorgest, den Beschwerden der Leute abhelfest, ihre Wohlfahrt beförderst, und Asiens Vater im Namen und in der That zu seyn suchest. Dieser deiner Neigung und Sorgfalt setzen nun wohl die Zöllner viele Schwierigkeit entgegen. Sind wir ihnen zuwider, so trennen wir einen Stand, der uns viel gutes bewiesen und durch uns mit der Republik verbunden worden, von uns und der Republik. Sind

wir

wir ihnen in allen Stücken zu Willen, so müssen wir diejenigen gänzlich verderben lassen, die wir nicht nur zu erhalten, sondern auch zu unterstützen verbunden sind. Das ist, (wenn wir richtig denken wollen) in deiner ganzen Regierung die einzige Schwierigkeit. Denn daß man enthaltsam sey, über alle seine Begierden herrsche, die seinigen im Zaum halte, der Gerechtigkeit überall freyen Lauf lasse, willig sey in Sachen zu erkennen, Leute anzuhören und vorzulassen, das ist mehr rühmlich, als schwer. Es kömmt da nicht so sehr auf Last und Arbeit an, als auf Vorsatz und Gemüthsneigung. Was diese Sache der Zöllner denen auswärtigen Mitbürgern für Kummer mache, das haben wir bey denen Bürgern gesehen, die neulich wegen Abschaffung des Waarenzolls in den italienischen Häven, sich nicht sowohl über den Zoll selbst, als vielmehr über einige Ungerechtigkeiten der Zolleinnehmer beschwerten. Ich weiß also wohl, was den Mitbürgern in den entlegenen Ländern wiederfährt, da ich in Italien die Bürger habe klagen gehört. Daß du dich hier so verhälst, den Zöllnern sowohl gefällig zu seyn (zumal da die Zölle schlecht gepachtet sind,) als auch die Mitbürger nicht verderben zu lassen, das erfodert eine göttliche Tugend, wie die deinige. Und einmal muß den Griechen das, was sie für das kläglichste halten, daß sie Zoll geben müssen, nicht so kläglich vorkommen, weil sie ihn auch ohne der Römer

Herr-

Herrschaft, nach ihren eigenen Einrichtungen schon gegeben haben. Dem Namen Zöllner können sie auch nicht so gehäßig seyn, da sie keinen Zoll ohne Zöllner haben bezahlen können, den ihnen schon Sulla durchgängig gleichmäßig vorgeschrieben hatte. Daß aber die Griechen in Einforderung der Zölle nicht gelinder seyen als unsere Zöllner, kann man hieraus abnehmen, weil jüngst die Caunier, und alle Einwohner der Inseln, die Sulla den Rhodiern angewiesen hatte, zu dem Senat ihre Zuflucht nahmen, daß sie lieber uns, als den Rhodiern Zoll geben möchten. Also dürfen diejenigen eben nicht von dem Wort Zöllner so erschrecken, die allzeit Zoll gegeben haben, oder diejenigen ihm nicht gehäßig seyn, die vor sich keinen Zoll haben geben können, noch endlich diejenigen sich dagegen sträuben, die es ausdrücklich verlangt haben. Asien muß zugleich auch dies bedenken, daß es weder von auswärtiger Kriegsnoth, noch von dem Elend innerlicher Unruhen würde verschont geblieben seyn, wenn es nicht unter dieser Regierung stünde. Da aber diese Regierung ohne Zölle schlechterdings nicht würde bestehen können, so mag es gerne, dünkt mich, damit zufrieden seyn, daß es sich durch einen Theil seiner Früchte, beständige Ruhe und Frieden kaufen kann.

Sollten sie gegen diese Art Menschen und das Wort Zöllner selbst nicht mürrisch seyn, so kann ihnen das übrige durch deine Einsicht und Klug-

heit

heit gelinder vorgestellt werden. Es gehet z. E. an, daß sie sich in Contracten eben nicht an das Censorische Gesetz binden, sondern vielmehr auf die Bequemlichkeit ihren Handel zu schliessen und auf die Befreyung der Beschwerde sehen. Du kannst auch das thun, was du bisher so rühmlich gethan hast und noch thust, daß du ihnen zu Gemüthe führest, in was für einer Würde die Zöllner zu halten sind, wie viel wir diesem Stand zu danken haben, daß du ohne Zwang, ohne den Arm der Gewalt, die Zöllner mit den Griechen durch Gunst und Ansehen in gute Einigkeit setzest. Aber du mußt auch diejenigen, denen du so viel Gutes erzeigt hast, und die dir alles zu danken haben, ersuchen, daß sie uns durch ihr höfliches Betragen die Erhaltung dieser unserer Freundschaft mit den Zöllnern gönnen. Doch, was bedarf es bey dir dieser Erinnerungen, da du es selbst von freyen Stücken ohne jemands Lehren thust, und größtentheils schon gethan hast? Denn noch täglich erhalten wir Danksagungen von den honettesten und größten Zollcompagnien; welches mir desto mehr Vergnügen macht, da es auch von den Griechen geschieht. Es ist freylich schwer, Dinge durch Neigung mit einander zu verbinden, die in Vortheilen, Interesse und fast von Natur so weit von einander unterschieden sind. Doch was ich vorhin geschrieben habe, ist nicht in der Absicht geschehen, dich zu belehren (denn deine Klugheit braucht keine Leh-

ren), sondern ich habe mich nur in währendem Schreiben deiner Verdienste mit Vergnügen erinnert, ob ich gleich in diesem Briefe weitläuftiger gewesen bin, als ich wollte und gedachte.

Eins ist, was ich dir unterdessen unaufhörlich vorpredigen will; denn so viel mich betrifft, werde ich mich nicht damit begnügen, daß man dich nur halb loben soll. Alle Leute, die von dorther kommen, sind in Ansehung deiner Tugend, deiner Redlichkeit und Menschenliebe eins; aber sie setzen an der Vollkommenheit deines Lobes nichts als den einzigen Jähzorn aus. Ein Fehler, der sowohl im Privatstande und im gemeinen Leben eine unbeständige und schwache Seele verräth, als auch besonders einem Befehlshaber sehr häßlich ansteht, wenn er mit der höchsten Gewalt zugleich ein auffahrendes Wesen verbindet. Ich will jetzt nicht anführen, was die gelehrtesten Männer von dem Jähzorn zu sagen pflegen: dies würde mich allzu weitläuftig machen, und du wirst es auch leicht in vielen Büchern bemerken können. Nur dieses, was sich für einen Brief schickt, daß derjenige nämlich, an welchen man schreibt, von Sachen, die er selbst nicht weiß, benachrichtigt werde, dieses kann ich nicht unberührt lassen. Fast alle Leute sagen uns, daß du, ohne deinen Jähzorn betrachtet, der angenehmste Mann von der Welt seyst. Aber wenn du dich über die Bosheit und Verkehrtheit eines Menschen ärgertest, so wärest du so hitzig, daß

nie-

niemand mehr wüßte, wo deine Leutseligkeit geblieben wäre. Weil uns also nicht sowohl Ehrgeiz, als Gelegenheit und Glück in einen solchen Stand des Lebens gesetzt haben, daß die späteste Nachwelt noch von uns reden wird, so müssen wir uns nach allem Vermögen hüten, daß man uns keinen Hauptfehler Schuld geben könne. Ich verlange damit eben dieses nicht, welches so wohl in der ganzen Natur, als auch vielleicht in unsern Jahren schwer ist; daß man seine Seele ändern, und dasjenige, was tief in unsern Charakter eingewebt ist, auf einmal herausreißen soll: aber meine Erinnerung gehet doch dahin, daß, wenn du es nicht ganz vermeiden kannst; weil die Seele von dem Jähzorn eher überfallen wird, als sich die Vernunft gegen diesen Ueberfall hat sicher stellen können, daß du dich vorher in gute Verfassung setzest, und täglich daran denkest, dem Jähzorn zu widerstehen: und weil er deine Seele so sehr in Unordnung bringet, daß du dann deine Zunge aufs sorgfältigste im Zaum halteſt. Diese Tugend scheint bisweilen nicht geringer zu seyn, als ganz und gar nicht zornig zu werden. Denn dieses ist eben nicht allezeit eine Eigenschaft einer standhaften Seele; es kann auch bisweilen Phlegma seyn. Aber Gemüth und Sprache zu regieren, wenn man zornig ist, oder auch ganz zu schweigen, und den traurigen Affekt in seiner Gewalt zu haben, ist, wenn es auch keine vollkommene Weisheit wäre,

dennoch ein Beweis eines nicht geringen Verstandes. Die Leute sagen auch, daß du in diesem Stücke jetzt viel umgänglicher und sanfter seyst. Wir hören von keinen heftigen Gemüthsbewegungen, von keinen Scheltworten und Schmähungen von dir: welche sich eben so wenig zu den Wissenschaften und zu der Leutseligkeit schicken, als sie der Würde eines Statthalters entgegen sind. Denn sind dergleichen jähzornige Empfindungen unversöhnlich, so ist es die größte Härte; und sind sie leicht vergessen und erbittlich, so ist es die größte Leichtsinnigkeit: doch ist dies letztere, wenn ein Uebel seyn soll, freylich noch besser als das erste.

Aber weil das erste Jahr das meiste Gespräch über diesen Punkt gemacht hat, weil dir, wie ich glaube, die Ungerechtigkeit, der Geiz und die Hoffart dieser Leute unvermuthet war und unerträglich schien: das zweyte Jahr aber schon viel gelinder gewesen ist, weil Gewohnheit und Vernunft und (wie ich vielleicht glauben darf) auch meine Briefe dich etwas gelassener und gelinder gemacht haben, so muß dieses dritte Jahr gewiß so verbessert seyn, daß niemand das geringste an dir aussetzen könne. Und nun will ich dich hier nicht mit Ermahnungen noch Vorschriften anreden, sondern brüderlich bitten, daß du alle deine Sorgen und Gedanken darauf setzest, wie du von allen Seiten ein allgemeines Lob erhalten mögest. Wären unsere Umstände

in

in einem gewissen Mittelstande den Reden und Urtheilen der Leute unterworfen, so würde man von dir nichts hohes, nichts außerordentliches fordern. Wo wir aber nun nach der glänzenden Größe jener Umstände, darinn wir schon gewesen sind, nicht das größte Lob aus dieser Provinz davon tragen, so können wir fast unmöglich dem größten Tadel entgehen. Es stehet mit uns also, daß da uns alle rechtschaffene Leute gewogen sind, sie auch von uns allen Fleiß verlangen und jede Tugend erwarten: daß hingegen alle Lasterhaften, weil wir einen ewigen Krieg mit ihnen angefangen haben, über das geringste tadelnswürdige an uns vergnügt seyn werden. Weil also deine Tugenden auf einen solchen Schauplatz von ganz Asien gestellet sind, der so häufig besucht wird, der an Größe so wichtig, so fein von Geschmack, und von Natur so wiederschallend ist, daß das Händeklatschen und Zurufen bis nach Rom hindringet; so bestrebe dich doch mit allem Eifer, daß du nicht nur alles dessen scheinest würdig gewesen zu seyn, sondern es auch durch deine Geschicklichkeiten noch übertroffen zu haben. Und weil das Glück in der Verwaltung des Staats mir ein Stadtamt in Rom, und dir eins in der Provinz angewiesen hat, so mache, wenn ich an meinem Theile niemand den Rang lasse, daß du auch an deinem die andern übertreffest. Bedenke zugleich auch dies, daß wir uns jetzt nicht um den übrigen

und

und verhofften Ruhm Mühe geben, sondern für den bereits erworbenen streiten. Wir haben diesen Ruhm fast nicht so sehr wünschen dürfen, als wir nun verbunden sind, ihn zu behaupten. Und könnte ich ein Glück ohne dich haben, so würde ich in der That nichts mehr verlangen bey diesen Umständen, die ich mir schon erworben habe. Nun aber stehet die Sache so, wo nicht alle deine Handlungen und Reden von dorther mit unserm Glücke übereinkommen, daß ich es eben so ansehe, als wenn ich durch meine so große Bemühungen und so große Gefahren, an welchen allen du Theil genommen hast, nichts erlanget hätte. Wenn du vor allen andern daran geholfen hast, daß wir einen großen Namen erlangten, so mußt du gewiß auch vor allen andern daran arbeiten, daß wir ihn behalten. Du mußt nicht allein auf die Meynungen und Urtheile der gegenwärtigen Menschen sehen, sondern auch, was die Nachwelt einmal sagen wird. Ihr Urtheil, da es von Neid und Mißgunst frey ist, wird um so viel richtiger seyn. Du mußt endlich auch dies bedenken, daß du nicht für deinen eigenen Ruhm allein sorgest: und gesetzt, daß auch nur allein die Rede von dir wäre, so müßtest du doch nichts versäumen, wenn du durch die wichtigsten Denkmale deinen Ruhm hättest unsterblich machen wollen. Aber diesen Ruhm sollst du zugleich mit mir theilen, du sollst ihn auf unsere Kinder fortpflanzen. Du mußt dich vor dem Vorwurf schützen,

hen, als wenn du durch deine Schuld nicht allein für dich schlecht geforget, sondern auch für die Deinigen keine Liebe gehabt hättest.

Aber wozu diesen weitläuftigen Brief? Gewiß nicht, als ob ich dich aus dem Schlafe damit aufwecken wollte, sondern daß er dich vielmehr in deinem Laufe noch mehr scheine angespornt zu haben. Denn du wirst das, was du schon gethan hast, immer thun, damit jedermann deine Billigkeit, deine Mäßigkeit, deinen Ernst und deine Redlichkeit loben möge. Aber meine herzliche Liebe gegen dich läßt mich unendlich viel für deinen Ruhm wünschen. Ich glaube zwar, da dir Asien jetzt so gut bekannt seyn muß, wie ein jeder sein Haus kennet, weil so viele Erfahrung zu deiner besondern Klugheit hinzugekommen ist: daß du alles, was Lob betrifft, aufs Beste selber einsehen, und ohne jemands Erinnern täglich daran denken wirst. Aber da es mir vorkömmt, wenn ich deine Briefe lese, als ob ich dich selber hörte, und wenn ich an dich schreibe, als ob ich selber mit dir mündlich redete; so freue ich mich allemal desto mehr, je länger deine Briefe sind, und so bin ich auch selber oft in meinem Schreiben weitläuftiger. Erlaube mir nur noch diese letzte Bitte und Erinnerung, daß du nach dem Beyspiel guter Poeten und geschickter Akteurs, bey dem letzten Stücke deiner wichtigen Rolle so vielen Fleiß anwendest, daß dieses dritte Jahr deiner Regierung,

eben

eben so als der dritte Aufzug, scheine der vollkommenste und schönste gewesen zu seyn. Dies wird dir keine Mühe kosten, wenn du dir einbilden wirst (da es dir beliebt hat, meinen Beyfall über den Beyfall eines ganzen Volks zu setzen), als ob du mich beständig bey dir hättest, und als ob ich von allen deinen Reden und Handlungen Zeuge wäre. Uebrigens bitte ich dich, wenn du mich und alle deine Freunde lieb hast, daß du deine Gesundheit sorgfältig in Acht nehmen wollest.

Dreyzehnter Brief.

Von M. T. Cicero an den Luccejus. *)

Eine fast ungezogene Blödigkeit hat mich schon oft abgeschreckt, Ihnen dasjenige mündlich zu sagen,

*) Dieser Brief, der allezeit ein Denkmal der Eitelkeit und der schönen Schreibart des Cicero seyn wird, darf jungen Leuten keine Verachtung gegen den größten Redner von Rom beybringen. Tausend Leute können seinen Fehler haben, ohne ein einziges von seinen Verdiensten zu besitzen.

An Muth ist keiner Alexander,
An Thorheit gehn ihm tausend vor.

Ich habe ihn als ein merkwürdiges Stück zu seinem Charakter übersetzt, und weil er, die Sprache der

sagen, wozu mich jetzt die Abwesenheit beherzter macht. Denn Briefe erröthen nicht. Ich habe ein unbeschreibliches Verlangen, das auch nach meiner Meynung nicht zu tadeln ist, meinen Namen durch Ihre Schriften verherrlicht und berühmt zu sehen. Sie haben mir dieses zwar schon oft versprochen, allein Sie müssen mirs zu gut halten, daß ich damit etwas eilig bin. Niemals habe ich mir von Ihren Arbeiten etwas Mittelmäßiges vorgestellt; aber ich muß doch gestehen, daß sie meine Erwartung noch übertroffen haben. Und dieses hat mich mit einer solchen Begierde entflammt, daß ich aufs baldigste in den Denkmälern Ihrer Geschichte zu leben wünschte. Nicht blos das Andenken bey der Nachwelt reißt mich zu einer gewißen Hoffnung der Unsterblichkeit hin, sondern ich bin auch begierig, die Wichtigkeit Ihres Zeugnisses, die Merkmale Ihrer Gewogenheit und die Annehmlichkeiten Ihres Witzes, noch bey meinem Leben zu genießen. Da ich dieses schreibe, so weiß ich ganz wohl, was für eine Last Sie durch das übernommene

Werk

übertriebenen Eitelkeit ausgenommen, wirklich sehr schön ist. Er schreibt selbst davon einmal an den Attikus: „ Lassen Sie sich meinen Brief, den ich „ dem Luccejus geschrieben habe, und darinn ich „ ihn bitte, mein Geschichtschreiber zu werden, von „ ihm geben: er ist gewiß recht hübsch. „ Neulich hat sich jemand einfallen lassen, daß dieser ganze Brief nur satyrisch wäre.

Werk und durch die bereits angefangenen Erzählungen noch auf sich haben: weil ich aber sahe, daß Sie die Geschichte von dem italienischen und bürgerlichen Kriege beynahe zu Ende gebracht hätten, und Sie mir sagten, daß Sie alsdann das übrige anfangen wollten; so habe ich darunter für mich sorgen wollen, Ihnen zur Ueberlegung zu geben, ob Sie meine Geschichte lieber in die andere einflechten, oder nach dem Beyspiel vieler griechischen Geschichtschreiber, die innerliche Zusammenverschwörung von den förmlichen auswärtigen Kriegen absondern wollen. So hat z. E. Kallisthenes den Trojanischen Krieg, Timäus den Krieg des Pyrrhus, Polybius den Numantinischen Krieg beschrieben; und alle haben sie diesen Kriegen ein besonderes historisches Werk gewidmet. Ich sehe zwar in Ansehung meines Ruhms nicht viel Unterschied dabey; aber in Ansehung meiner Eilfertigkeit gewinne ich etwas damit, daß Sie nicht so lange warten, bis Sie in Ihrer Geschichte auf diese Stelle kommen, sondern daß Sie sogleich diese Materie und diesen ganzen Zeitpunkt vor die Hand nehmen. Ich sehe auch schon im Geiste voraus, wie viel vollständiger und zierlicher alles werden wird, wenn Ihre Gedanken sich ganz mit einer Materie und mit einer Person beschäfftigen werden. Ich weiß, daß ich unverschämt handle, Ihnen ein-

mal so viel Last zuzumuthen (denn Ihre überhäufte Arbeit kann mirs abschlagen), und dann auch noch zu verlangen, daß Sie mich loben. Wie, wenn Ihnen diese Dinge nicht so sehr lobenswerth vorkommen sollten? Doch derjenige, welcher einmal die Gränzen der Bescheidenheit überschritten hat, muß ganz unverschämt seyn. Ich bitte Sie also recht inständigst, daß Sie diese Sachen noch besser ausschmücken und erheben, als sie es vielleicht nach Ihren Gedanken werth sind, und daß Sie darinn die Gesetze der Geschichte ein wenig beyseite setzen; auch wenn mich die Gunst, wovon Sie einmal in einer gewissen Vorrede sehr artig geschrieben haben, daß Sie sich davon eben so wenig einnehmen liessen, als Herkules bey dem Xenophon von der Wohllust, wenn mich die Gunst Ihnen etwa besonders empfehlen wird, so hören Sie ihre Stimme, und geben Sie mir zu Liebe noch etwas mehr, als ich vielleicht nach der Wahrheit haben könnte. Kann ich Sie zur Uebernehmung dieser Arbeit bewegen, so wird die Materie nach meiner Einbildung Ihrer Beredsamkeit und Ihrer schönen Schreibart würdig seyn. Denn von dem Anfange der Verschwörung bis auf meine Zurückkunft aus dem Exil scheint mir schon eine mäßige Sammlung zu machen zu seyn. Sie können dabey auch Ihre Kenntniß der bürgerlichen Revolu-

tio-

tionen gebrauchen, entweder die Ursachen meiner Begebenheiten zu erklären, oder die Mittel gegen die widrigen Zufälle anzuzeigen. Hier werden Sie das, was Sie für schändlich halten, tadeln; dort werden Sie das, was angenehm seyn wird, durch anzuführende Gründe auf ein dauerhaftes Lob setzen: und wenn Sie nach Ihrer Gewohnheit für gut finden werden frey zu schreiben, so werden Sie vieler Leute Untreue, Nachstellungen und Verrätherenen gegen mich anmerken können. Meine Schicksale werden Ihnen auch ein sehr mannigfaltiges Feld im Schreiben anbieten, das voller Vergnügen ist, und die Gemüther der Leser sehr an sich ziehen kann. Denn nichts ist geschickter, den Leser zu vergnügen, als die mancherley Auftritte des Lebens und die Abwechselungen des Glücks. Sie werden dem Leser immer gefallen, wenn sie uns auch in der Erfahrung eben nicht erwünscht gewesen sind. Denn die sichere Erinnerung eines vergangenen Leidens führet ein gewißes Vergnügen bey sich; und auch denen, die selbst kein eigenes Unglück ausgestanden haben, und fremde Schicksale ohne Schmerz betrachten, ist doch selbst das Mitleiden etwas angenehmes. Wen unter uns rühret wohl nicht der bey **Mantinea** sterbende **Epaminon**das mit einem gewissen angenehmen Mitleiden? Der sich da erst den Pfeil ausziehen ließ, nach-

dem man ihm auf seine Nachfrage gesagt hatte, daß der Schild noch da sey: damit er bey allen Schmerzen seiner Wunde, mit der gleichgültigen Seele und mit dem Lobe eines Feldherrn sterben möchte. Welcher Leser wird nicht doppelt aufmerksam, wenn er die Flucht und Wiederkunft des Themistokles liest? Denn die Ordnung der Chroniken, die uns gleichsam ein Tagebuch her erzählen, zieht uns nur mittelmäßig an. Aber die oft ungewissen und abwechselnden Schicksale eines großen Mannes erwecken Verwunderung, Erwartung, Freude, Kummer, Hoffnung, Furcht; und schließen sie sich mit einem merkwürdigen Ausgang, so wird die Seele des Lesers vollends mit dem lebhaftesten Vergnügen erfüllt. Desto angenehmer wird es mir also seyn, wenn Sie entschlossen sind, von dem Faden Ihrer aneinander hängenden Geschichte gleichsam dieses Schauspiel meiner Thaten und Begebenheiten abzusondern. Es sind verschiedene Aufzüge darinn, und viele Scenen von Anschlägen und Vorfällen. Und ich besorge auch nicht, als ob ich das Ansehen hätte, durch eine kleine Schmeicheley Ihre Gunst zu erhaschen, da ich hierdurch beweise, daß ich hauptsächlich von Ihnen gelobt und gerühmt zu werden wünsche. Denn Sie sind ja der Mann nicht, der sich selbst nicht kennen sollte, daß Sie nicht vielmehr diejenigen, die Sie nicht bewun-

dern,

dern, für Neider, als diejenigen, die Sie loben, für Schmeichler halten müßten: und ich bin auch nicht so thöricht, daß ich mich von einem solchen Mann verewigen lassen wollte, der nicht selbst dadurch zugleich seinen Witz verewigte. So wollte Alexander nicht blos aus Gunst nur von dem Apelles gemalt, und von dem Lisippus ausgehauen seyn: sondern weil er glaubte, daß ihre Geschicklichkeit sowohl ihnen selbst, als ihm Ehre bringen würde. Nun machen aber diese Künstler nur die Leibesgestalten denen bekannt, welche die Personen nicht gekannt hatten: und wenn auch dergleichen gar nicht wären, so würden berühmte Männer darum nichts unberühmter seyn. Denn man muß eben sowohl jenen edlen Spartaner, den Agesilaus, hier anführen, der weder ein Porträt noch eine Bildsäule von sich hat wollen machen lassen, als diejenigen, die sich darum Mühe gegeben haben. Die einzige kleine Lobschrift des Xenophons auf diesen König hat leicht alle Gemälde und Bildsäulen übertroffen. Eben so wird es mir weit mehr zur Freude und zur Ehre des Nachruhms gereichen, wenn ich in Ihren Schriften eine Stelle einnehmen werde, als in aller andern; weil Sie mir nicht nur die Blumen Ihres Witzes schenken werden, wie Timäus dem Timoleon, oder Herodot dem Themistokles; sondern weil mir auch die Wichtigkeit eines so berühmten und angesehenen Mannes, der in der Republik aus den besten

Quellen bekannt und vorzüglich beliebt ist, zustatten kommen wird ; daß mir nicht nur eben so eine Glücklichpreisung, als Alexander dem Achilles bey seinem Grabmal zu Sigäum wegen des Homers giebt, sondern auch das wichtige Zeugniß eines so berühmten und großen Mannes scheine zu Theil worden zu seyn. Denn was Naevius den Hektor sagen läßt, daß er sich nicht blos darüber freue, gelobt zu werden, sondern dann, wann das Lob selbst von einem lobwürdigen und berühmten Manne herkömmt, gefällt mir sehr wohl. Erhalte ich dieses von Ihnen nicht, wenn Sie nämlich durch Umstände daran verhindert werden (denn sonst glaube ich nicht, daß Sie mir eine Bitte mit Billigkeit abschlagen können), so werde ich vielleicht gezwungen, das zu thun, was gewisse Leute oft tadeln : Ich will selber von mir schreiben ; und ich habe auch darinn das Exempel vieler berühmter Männer vor mir. Aber wie Sie wohl wissen, so sind das in solchem Falle wieder Unvollkommenheiten ; einmal, daß man bescheidener von sich schreiben muß, wenn etwas zu loben ist, und daß man zweytens dasjenige übergehet, was etwa zu tadeln ist. Hiezu kömmt noch dieses, daß eine Arbeit von dieser Art weniger Glauben und weniger Gewicht hat, daß es viele Tadler giebt, welche sagen, daß sogar die Herolde in den Kampfspielen bescheidener wären, die, wenn sie den übrigen Siegern die Kränze aufgesetzet, und

ihre Namen mit lauter Stimme ausgerufen hätten, und selbst noch vor dem Schluß des Festes mit einem Kranze beschenkt würden, alsdann einen andern Herold annähmen, damit sie sich nicht selber als Sieger ausrufen möchten. Ich wünschte diesem Vorwurf gerne zu entgehen, und wenn Sie mein Begehren statt finden lassen, warum ich Sie nochmal sehr bitte, so entgehe ich ihm gewiß. Wundern Sie sich nicht, warum ich Sie jetzt so inständig und so weitläufig darum bitte, da Sie mir doch schon oft versprochen haben, daß Sie meine Staatsgeschichte aufs sorgfältigste beschreiben wollten: die Begierde zu eilen, wovon ich vorhin schrieb, hat mich angefeuert, weil ich etwas hitzig bin: damit sowohl andere bey meinem Leben mich aus Ihren Schriften mögen kennen lernen, als auch ich selbst noch mein bischen Ruhm genießen könne. Antworten Sie mir unbeschwert, wozu Sie sich entschließen wollen. Denn wenn Sie die Sache übernehmen, so will ich alle Materialien dazu in Ordnung bringen. Wenn Sie mich aber auf eine andere Zeit verweisen, so will ich mündlich mit Ihnen reden. Säumen Sie unterdessen nicht, auch dasjenige, was Sie schon angefangen haben, auszuschmücken, und bleiben Sie mir gewogen.

Vierzehnter Brief.

Vom Plinius an den Sept. Clarus.*)

Gewiß, Sie sind mir ein artiger Mann! Erst setzen Sie mich in Unkosten, Sie auf ein Abendessen zu traktiren, und dann bleiben Sie aus. Aber warten Sie, es ist noch gute Justitz in der Stadt. Sie sollen mirs bis auf den letzten Pfennig bezahlen; und das ist mehr, als Sie vielleicht denken. Ich hatte jedem seinen Sallat zurecht setzen lassen, drey Schnecken, zwey Eyerkuchen, süssen Wein und Schnee. Denn auch bis auf den Schnee will ich mit ihnen rechnen, und zwar desto mehr, weil er sich nur einmal aufsetzen läßt. Wir hatten andalusische Oliven, Kürbis, Schalotten und tausend andere eben so niedliche Gerichte. Sie hätten unter einem Komödianten, einem Leser und einem Musicus wählen können; oder auch, bewundern Sie meine

Frey-

*) Plinius, der sich so liebenswürdig in seinen Briefen schildert, daß ihn ein jeder edel denkender Leser sich in seine Zeiten zurück wünscht, und sein Freund seyn möchte, verdiente ganz deutsch übersetzt zu seyn, so wie ihm andere Nationen die Schönheiten ihrer Sprachen, und insonderheit noch kürzlich der englische Graf Orrery, geweihet haben. (Lib. I. Ep. 15.)

Freygebigkeit, Sie würden sie alle zusammen gehabt haben. Aber Sie haben lieber bey einem andern, ich weiß nicht bey wem, auf seine Austern, köstliches Fleisch, rare Fische und spanische Tänze zu Gaste bleiben wollen. Ich werde Sie schon dafür strafen: ich sage noch nicht wie. Sie haben mir einen rechten Verdruß gemacht: und Sich selbst haben Sie auch mehr Tort gethan, als Sie wohl denken: wenigstens konnten Sie mir in der That keinen größern erweisen. Was würden wir gescherzt, gelacht, moralisirt haben! Sie werden freylich wohl anderswo prächtigere Mahlzeiten finden; aber gewiß keine, wo mehr Fröhlichkeit, Natur und Freyheit herrschet. Versuchen Sie es einmal. Wenn Sie hernach nicht alle andere Tafeln für die meinige stehen lassen, so bin ichs zufrieden, daß Sie alle andere der meinigen vorziehen.

Funfzehnter Brief.

Von eben demselben an den Avitus. *)

Es wäre zu weitläuftig von Anfang zu erzählen, und es ist auch nichts daran gelegen, wie es gekommen, da ich so wenig Umgang halte, daß ich neulich bey einem gewissen Herrn spei-

*) Lib. II. Ep. 6.

ste, der nach seiner Meynung herrlich und doch ökonomisch, nach meiner Meynung aber filzig und zugleich verschwenderisch war. Denn sich selbst und etlichen wenigen legte er das Beste, den übrigen die schlechtesten und kleinsten Stücke vor. Den Wein hatte er in kleinen Bouteillen nach drey Klassen abgetheilet, nicht daß man etwa Gelegenheit haben sollte zu wählen, sondern daß man keine Freyheit hätte, die zugedachte Sorte zu verbitten: die eine hatte er für sich und uns, die andere für die geringern Freunde (denn er hat sie gradweise), und die dritte endlich für seine und unsere Hausgenossen. Dieß bemerkte derjenige, der am nächsten bey mir saß, und fragte mich, ob es mir gefiele? Nein, sagte ich. Wie pflegen Sie es denn zu halten? fragte er weiter: Ich setze allen einerley vor, denn ich lade zum Essen, und nicht zu einer Rangprobe ein; ich halte diejenigen in allen Stücken gleich, die ich durch die Tischgesellschaft gleich gemacht habe. Auch die Hausgenossen? Ja, auch die: ich sehe sie dann als Gäste, und nicht als blosse Hausgenossen an. Das kostet Sie wohl viel, sprach mein guter Nachbar weiter: Nein, gar nicht. Wie ist das möglich? O ja, das ist leicht möglich, weil sie nämlich nicht mit mir trinken, sondern ich mit ihnen. Und gewiß, wenn man mäßig lebt, so ist es eben so kostbar nicht, das was man selber genießt, auch

meh:

mehrere genießen zu lassen. Wenn man Kosten sparen will, so muß man nur die Unmäßigkeit im Zaum halten, und mit ihr gleichsam Rechnung machen. Man muß diese Kosten mehr durch Enthaltsamkeit als durch Demüthigung anderer Leute schonen. Wozu ich dieses schreibe? Dazu, mein hoffnungsvoller junger Freund, daß Sie sich über die Schwelgerey gewisser Leute bey Tische nicht mit dem Schein der Häuslichkeit betriegen lassen. Nach meiner Liebe gegen Sie bin ich verbunden, so oft dergleichen etwas vorfällt, Sie unter einem Exempel voraus zu warnen, was Sie vermeiden müssen. Bedenken Sie also, daß man sich vor nichts in der Welt mehr zu hüten habe, als vor dieser seltsamen Vereinigung der Verschwendung und der Filzigkeit, welche zwar schon an und vor sich schändlich genug sind, aber, wenn sie gar zusammen kommen, abscheulich gegen einander abstechen.

Sechzehnter Brief.

Von eben demselben an den Tacitus.*)

Sie verlangen, daß ich Ihnen das Ende meines Onkels beschreiben soll, damit Sie es der

*) Lib. VI. Ep. 16. Der ältere Plinius, dieser fleißige Naturforscher, starb in seinen Bemühungen,

Nachwelt desto richtiger erzählen können. Ich danke Ihnen für diese gütige Absicht: denn ich sehe, daß sein Tod, wenn er durch Ihre Feder geschildert wird, unsterblich berühmt werden muß. Ob er gleich mit dem Untergang der schönsten Gegenden, wie ganze Völker und Städte durch ein denkwürdiges Schicksal, gleich als wenn er dadurch unsterblich werden sollte, umgekommen ist; ob er gleich viele unvergängliche Denkmale in seinen Werken hinterlassen hat, so wird doch die Ewigkeit Ihrer Schriften vieles zu der seinigen beytragen. Nach meiner Meynung sind diejenigen glücklich, die der Himmel begnädiget hat, entweder edle Thaten zu thun, die ihren Geschichtschreiber verdienen, oder etwas zu schreiben, das der besten Leser werth ist. Unter diesen wird mein Onkel sowohl durch seine als Ihre Schriften eine Stelle haben. Ich übernehme daher dasjenige, was Sie mir auftragen, desto lieber, ja ich bitte mirs sogar aus.

Er war zu Misene, und ertheilte der Flotte die nöthigen Befehle selbst. Am 24ten August ungefähr um ein Uhr, berichtete ihm meine Mutter, daß sich eine ungewöhnliche große und sonderbare Wolke zeigte. Er hatte sich schon der die Natur zu kennen, bey einem unglücklichen Ausbruch des Vesuvs. Es scheinet, daß er dieses Phänomenon noch nicht recht muß gekannt haben. Sein Tod wird hier erzählt, dessen Umstände der Herr Hofrath Geßner in seiner Chrestomatia Plin. erläutert.

der Sonnenwärme und bald darauf der Kühlung bedient; er hatte auf seinem Ruhebette am Nachmittage etwas weniges gegessen, und studierte: auf diese Nachricht ließ er sich seine Schuhe bringen, und stieg hinauf, wo man diese wunderbare Erscheinung am besten sehen konnte. Es entstand eine Wolke (man wußte von ferne nicht, von welchem Berge; aber man erfuhr hernach, daß es der Vesuv war): deren Gestalt nichts ähnlicher ausdrückte, als eine Fichte. Denn sie breitete sich wie ein sehr langer in die Höhe gehender Stamm in verschiedene Aeste aus: vielleicht weil sie von der ersten Luft sich in die Länge zog, und bey der Abnahme derselben hernach matt ward, oder auch durch den Druck ihrer eigenen Schwere sich in die Breite verlor. Er als ein sehr gelehrter Mann hielt es der Mühe werth, dieses große Luftzeichen näher zu beobachten. Er ließ sein Jagdschiff herbeybringen, und mir ließ er sagen, ob ich mit ihm fahren wollte: Meine Antwort war, daß ich lieber studieren möchte; und er hatte mir auch eben selber etwas zu schreiben gegeben. Er gieng also fort und nahm seine Schreibtafel mit. Zu Retina baten ihn die Schiffleute, die von der drohenden Gefahr erschreckt waren, (weil dieses Vorwerk nahe dabey lag, und man nicht anders als zu Schiffe entfliehen konnte), daß er sie aus einer so großen Gefahr reissen möchte. Er änderte seinen Vorsatz

faß, und was er erst aus Wißbegierde angefangen hatte, that er nun aus Unerschrockenheit. Er läßt die vierrudrigen Schiffe abstossen, und steigt selber ein, um nicht nur den Leuten zu Retina, sondern auch noch vielen andern zu helfen, denn die Küste war wegen ihrer Anmuthigkeit sehr bewohnt. Er eilt dahin, woher andere flohen; er hält seinen graden Lauf und lenket das Steuerruder gerade gegen die Gefahr, so frey von Furcht, daß er alle Bewegungen, alle Figuren dieses unglücklichen Phänomens, so wie er sie mit seinen Augen bemerket hatte, dictirte und abzeichnete. Es war schon Asche in die Schiffe gefallen, die, je näher er kam, immer heisser und dichter fiel; schon sahe man Bimssteine, schwarze verbrannte und vom Feuer zersprengte Steine hereinfallen; bald kam man plötzlich auf eine seichte Stelle, und auf widerseitige Ufer, die von dem eingestürzten Schutt des Vesuvs entstanden waren. Hier ließ er ein wenig inne halten und besann sich, ob er umbeugen sollte; der Steuermann rieth ihm dazu: Nein sprach er, frisch gewagt, ist halb gewonnen: Fahre mich nach dem Pomponian. Dieser war eben zu Stabia, und durch den gerade daran liegenden Meerbusen abgeschnitten. Denn das Meer macht hier unvermerkt durch die Krümmungen der Ufer eine ziemlich breite Baye. Hier hatte er seine Sachen schon zu Schiffe gebracht, in der gewissen Hoffnung, davon zu fliehen, wenn

sich

sich der widrige Wind würde gelegt haben. Zwar war noch keine Gefahr vorhanden, doch sah man sie vor Augen, und man würde sie, wo das Uebel zugenommen, mehr als zu nahe gehabt haben. Indessen war eben dieser ihm widrige Wind für meinen Onkel natürlicher Weise sehr günstig, er lief glücklich ein, umarmte den zitternden Freund, tröstete ihn und sprach ihm Muth zu: und damit er seine Furcht durch seine Dreistigkeit niederschlagen möchte, so läßt er sich ins Bad tragen; nachher setzt er sich zu Tische, speiset, und zwar fröhlich und aufgemuntert, oder welches beynahe etwas eben so großes ist, mit allem Anschein der Fröhlichkeit. Unterdessen sah man von dem Vesuv her an vielen Orten den Widerschein weit ausgebreiteter Flammen und Entzündungen, deren stralenden Glanz die finstere Nacht noch erhöhte. Mein Onkel, um die Furcht der Leute zu zerstreuen, sagte ihnen, daß das, was sie brennen sähen, Häuser und Dörfer wären, welche die Landleute vor Schrecken verlassen, und dem Feuer Preis gegeben hätten. Darauf begab er sich zur Ruhe, und schlief in der That natürlich. Denn diejenigen, welche an der Thür waren, hörten ihn schnarchen, welches bey ihm, wegen seines starken Körpers, etwas stark und laut zu seyn pflegte. Aber der Vorhof, über welchen man nach dem Zimmer geht, war nun schon von Asche und untermischten Bimssteinen, so hoch angefüllet,

daß

daß er nicht hätte herauskommen können, wenn er länger in dem Schlafzimmer geblieben wäre. Man weckte ihn also auf; er gieng heraus, und verfügte sich wieder zu dem Pomponian und den übrigen, die beständig gewacht hatten. Sie berathschlagen sich mit einander, ob sie wollten im Hause bleiben, oder ins freye Feld laufen: denn durch die öftern und grossen Erschütterungen schwankten die Gebäude, und schienen gleichsam aus ihren Grundfesten bewegt sich bald auf diese bald auf jene Seite zu lenken. Auf der andern Seite, wenn man aufs freye Feld gieng, fürchtete man sich wieder vor den fallenden Steinen, ob sie schon leicht und durchlöchert wären: doch eine Gefahr gegen die andere gerechnet, erwählte man endlich diese. In Ansehung seiner geschah es, weil Ueberlegung gegen Ueberlegung siegte, in Ansehung der übrigen, weil eine Furcht die andere betäubte. Man kam auf den Einfall, den Kopf mit Kopfküssen zuzubinden, und dieß war ein gutes Verwahrungsmittel wider die herabfallenden Steine. Schon ward es anderwärts Tag, und dort dauerte noch die allerschwärzeste Nacht, ob man sie schon mit vielen Fackeln und Lichtern etwas erhellte. Man ward eins, nach dem Ufer zu gehen, und in der Nähe zu schauen, was für Hoffnung das Meer jetzt machte: allein es blieb stürmisch und ungünstig. Hier ließ er sich ein leinenes Tuch hinlegen, worauf er ruhete, forderte ein paarmal Wasser zu trinken,

ken, und trank. Darauf erhuben sich wieder Flammen, die ein vorhergehender Schwefelgeruch ankündigte, worüber einige flohen, und er erwachte. Auf zween von seinen Bedienten gestützt stand er auf, fiel aber den Augenblick wieder nieder, weil ihm der Schwefeldampf, wie ich vermuthe, aller Athem benahm und ihn erstickte. Als der Tag wieder kam, (und das war der dritte seit demjenigen, den er zum letztenmal in seinem Leben gesehen hatte) fand man seinen Körper noch ganz unversehrt und verhüllt, wie er angekleidet war, in einer solchen Stellung, die einem Schlummernden ähnlicher war als einem Verstorbenen. Unterdessen waren ich und meine Mutter noch zu Misene — Wiewohl, dieß gehöret nicht eigentlich zur Geschichte, und Sie haben nur die Todesumstände meines Onkels zu wissen verlangt. Ich will also schließen. Doch dieß Einzige muß ich noch sagen, daß ich alles, was ich gesehen, oder was ich sogleich, wenn die Sachen noch unverfälscht berichtet werden, gehört hatte, richtig und genau erzählt habe. Sie, mein lieber Freund, werden das Vornehmste heraus suchen. Denn es ist ein Unterschied, einen Brief, und eine Historie schreiben; es ist etwas anders, einem Freund etwas melden, und für das Publikum schreiben.

Siebenzehnter Brief.

An den Quintilian. *)

Sie sind freylich der genügsamste Mann von der Welt, und Sie haben Ihre Tochter so erzogen, daß man daran Ihre Tochter und die Nichte des ehrwürdigen **Tutilius** erkennt. Da sie aber den vornehmen und angesehenen **Nonius Celer** heirathen wird, der wegen seiner Bedienungen und Aemter nothwendig etwas Staat machen muß; so wird sie sich, wie mich deucht, doch nach dem Stande ihres Mannes in Kleidungen, Bedienten, und dergleichen kostbaren Kleinigkeiten, die freylich in der That nichts mehr Ehre geben, aber doch als ihre Zeichen gelten, einrichten müssen. Ich weiß wohl, mein liebster Lehrer, daß Sie der glücklichste Mann in Ihrer Gemüthszufriedenheit sind, aber ich weiß auch, daß Ihr äußerliches Vermögen eben nicht groß ist. Erlauben Sie also, daß ich Ihnen einen Theil der Last abnehmen, und die Aussteuer unserer Tochter mit einigen tausend Thalern vermehren darf. Ich würde gerne noch etwas hinzusetzen; aber ich kenne Ihre Bescheidenheit; und ich hoffe blos durch die Mittelmäßigkeit dieses kleinen Geschenkes, daß Sie so gütig seyn werden, es nicht zu verschmähen.

Acht=

*) Lib. VI. Epist. 32.

Achtzehnter Brief.

An den Kaiser Trajan. *)

Mit dem Suetonius Tranquillus, gnädigster Herr, einem rechtschaffenen, angesehenen und sehr gelehrten Mann, habe ich schon lange in Betrachtung seiner guten Sitten und Wissenschaften, einen freundschaftlichen Umgang unterhalten, und ihn immer lieber gewonnen, je näher ich ihn habe kennen gelernt. Dieser Mann hat das Recht der drey Kinder **) um zwoer Ursachen willen nöthig. Einmal verdient er die guten Neigungen seiner Freunde, die ihn zum Erben einsetzen, und dann ist seine Heirath auch eben nicht so glücklich gewesen. Er sucht also durch mich von der kaiserlichen Gnade dasjenige zu erlangen, was ihm ein ungünstiges Schicksal versagt hat. Ich weiß, gnädigster Herr, um was für eine große Wohlthat ich bitte. Aber ich

*) Lib. X. Epist. 65. 66.

**) Man hatte denen, die drey Kinder oder mehr hatten, gewiße Vorzüge und Vorrechte vor denen unverehlichten und kinderlosen Personen beygelegt, die in vielen Fällen und z. E. auch in Erbschaften von großem Nutzen waren. Die Kaiser schenkten oft dieses Recht so wie man dem neuen Adel seine Ahnen schenket, und Plinius mußte selbst für sich um dieses Geschenk bitten. Lib. X. Ep. 2. Conf. *Heineccii* Antiq. Iur. I. 25. 3. sq.

ich bitte sie von Ihnen, und ich bin es schon gewohnt, in allen meinen Verlangen Dero besondere Huld zu empfinden. Sie können schliessen, wie sehr ich für das Gesuch des Suetons eingenommen bin, weil ich nicht abwesend bitten würde, wenn ich nur mittelmäßig bäte.

Neunzehnter Brief.

Trajans Antwort.

Sie wissen freylich wohl, mein lieber Plinius, wie sparsam ich dergleichen Wohlthaten und Vorrechte ertheile, da ich gewohnt bin, in dem Senat zu versichern, daß ich nie die Anzahl überschritten habe, die ich bey dieser ehrwürdigen Versammlung für solche Fälle einmal bestimmt habe. Dennoch konnte ich Ihnen Ihre Bitte nicht abschlagen, und ich habe es bereits registriren lassen, daß ich dem Suetonius Tranquillus, nach meiner gewohnten Bedingung, das gesuchte Recht ertheilet habe.

Zwan-

Zwanzigster Brief.

Von dem Kaiser Theodosius an den Poeten Ausonius. *)

Meine Liebe gegen Sie, und die Bewunderung Ihres großen Witzes und Geschmacks, sind die Ursachen, mein wertheſter Auſon, daß ich das bey andern Fürsten übliche Ceremoniel bey Seite setze, und mit Ihnen eigenhändig in einem freundschaftlichen Briefe rede, womit ich Sie nicht als Monarch, sondern als Freund ersuche, mir das Vergnügen, Ihre Schriften zu lesen, nicht zu entziehen. Ich spüre eine neue Sehnsucht nach denjenigen, die ich schon ehemals gekannt und einige Zeit vergessen habe, und wünschte mit ihnen zugleich diejenigen zu erhalten, die der Ruhm Ihrer Muse als neue Beyträge dazu angekündigt hat. Ich weiß, Sie haben mich so lieb, daß Sie mir gerne Ihren gelehrten Vorrath mittheilen werden, und auch hierinn dem Beyspiel der besten Schriftsteller, denen Sie gleich geschätzt

zu

*) Dieser schöne Brief des Theodosius befindet sich bey allen Ausgaben des Dichters; und giebt keinen geringen Zug zu dem edlen Charakter des Kaisers, der die Wissenschaften dem Throne näherte. Durch diese Eigenschaft hat er nicht weniger als durch die übrigen den Zunamen der Große verdient.

zu werden verdienen, folgen. Es ist bekannt, daß sie sich wetteifernd bestrebten, sich in den Händen des Kaisers August zu sehen, und sie verewigten seinen Ruhm durch unaufhörliche Denkmale. Ich weiß nicht, ob er sie mehr bewundert hat, als ich Sie: aber mehr lieben konnte er Sie gewiß nicht, das weiß ich. Leben Sie wohl, mein lieber Auson.

Ein und zwanzigster Brief.

Von Lipsius an den Hrn. Oudart zu Mecheln. *)

Ich habe das verbesserte Gedicht und zugleich Ihre beyden Briefe richtig bekommen. Ich würde eher darauf geantwortet haben, wenn ich nicht außer andern kleinen Beschäfftigungen auch durch Bauen wirklich sehr zerstreut wäre. Denn Sie müßen wissen, daß ich ein Haus gekauft habe, und daß ich es ausbessern lasse. Diese Arbeit, die ich mir leicht vorstellte, nimmt täglich eben so zu, als meine Tasche abnimmt. Ich muß gestehen, daß ich thöricht gewesen bin, den Handel anzufangen; und vielleicht möchte mir jemand dasjenige zurufen, was Crassus dort zu dem

*) *I. Lipsii* Epistolarum Select. chilias 8. 1618. p. 721.

dem Dejotar sagte: *Duodecima hora diei aedificare coepisti.* Denn ob ich schon Alters halben noch wohl leben könnte, so weiß ich doch nicht, wie weit mich mein Gesundheitszustand lassen wird. Bey diesen Zeitläuften kann ich auch nicht recht dafür sorgen, und das heilsame Spaa *) wird mich diesmals nicht zu sehen bekommen. Meine Lüttichschen Freunde laden mich zwar dahin ein: aber es stehen viele Schwierigkeiten entgegen: einmal, die Beschwerlichkeit oder Gefahr des Reisens und die Unsicherheit an dem Orte selbst; sodann auch, um unverstellt zu reden, die Kosten. Ich sitze so sehr nicht im Ueberfluß, daß ich das alles bestreiten könnte. Der König hatte mir neulich ein Geschenk gegeben: aber nur noch in Worten: in der That habe ich noch nichts bekommen. Ich habe gehört, daß unser Hart wieder gekommen sey, aber, wie ich glaube, mit wenig Hoffnung zum Frieden. So lange wir den nicht haben, so werden wir mit unsern Künsten des Friedens noch immer schlecht wegkommen. Ich lese jetzt über den Seneca von der Gemüthsruhe hier öffentlich, und für mich suche ich ihn insbesondere zu nutzen. Wenn mich die Bausorge durch den Aufwand nicht quälte: so würde ich im übrigen beynahe ganz geruhig seyn. Ich wünsch-

*) Es ist ein berühmter Gesundbrunn daselbst.

wünschte Sie bey mir zu haben, mein lieber Oudart. Grüßen Sie unsern Hart, wenn Sie ihn sehen. Löwen den 23ten May 1594.

Zwey und zwanzigster Brief.

Von eben demselben

an den Hrn. Boisot zu Brüssel. *)

Für das übersandte schöne Blumengeschenk würde ich mich schon eher bedankt haben; wenn mich nicht zwey Dinge verhindert hätten, Scham und Beschäfftigung. Jene war nicht unbillig oder ungezogen. Denn warum sollte ich immer für Ihre wirklichen Gefälligkeiten nur bloße Worte zurückschicken? Und wie gerne wünschte ich lieber zu vergelten, als blos Dank zu sagen, wenn es meine Umstände oder die Gelegenheit erlaubten! Doch ich weiß, daß Sie großmüthig geben, und auf keine andere Hoffnung der Erkenntlichkeit sehen, als derjenigen, die ich Ihnen aufrichtigst bezeuge. Ich schreibe Ihre Wohlthat in meinem Herzen an, und von dieser Seite gebe ich der ganzen Welt nichts an Dankbarkeit nach. Die

ans

*) L. c. p. 621.

andere Ursache meines Stillschweigens sind Geschäffte. Ich bin mit meinem Bau noch nicht fertig; es scheint mir Dädals Labyrinth zu seyn, und ich werde auch endlich einen Theseus nöthig haben. Aber was für einen? Ich brauche keinen mit einem Faden, sondern mit Gold; keinen, der den Minotaur, sondern der meine Schulden tödtet. Ich bin bis auf den Grund meines kleinen Geldkastens gekommen. Aber ein gewisser irdischer Jupiter wird uns helfen, und einen goldenen Regen darauf fallen lassen. Ohne Scherz, ich baue in allem Ernste muthig drauf los, worüber sich viele Leute bey diesen ungewissen Umständen der Zeit verwundern. Aber die guten Leute wissen nicht, wie wenig mich alles das fesselt. Ich werde nicht von dem, was ich habe, besessen, und ich verlasse es, wenn es nöthig ist. Die Zeiten sind in der That schlecht und eisern: und desto mehr muß man einige kleine Beschäfftigungen oder Ergötzungen suchen, die uns zerstreuen oder aufrichten. Darunter haben aber doch unsere Studien den Vorzug, hauptsächlich die philosophischen und die den Menschen betreffen, welche ich ernstlich treibe. Dazu setze ich noch meinen kleinen Garten, und von dieser Seite bekenne ich mich zum Geschmack des Epikurs. Sie sind hier unser Kaiser, und Clusius selbst muß Ihnen die Oberhand lassen. Ich habe seinen

Garten zu Frankfurt gesehen, und ich weiß, daß der Ihrige in allen Stücken reicher besetzt ist. Geniessen Sie lange, mein lieber Boisot, Ihre gelehrte Muße und das Glück Ihres unverheiratheten Standes. Löwen den 6. November, 1594.

Vermischte Briefe.

Zweytes Buch.

Erster Brief.

Letztes Schreiben der Königinn Katharine an ihren Gemahl Heinrich den Achten, König in Engelland. *)

Sire,
Mein sehr geliebter König, Herr
und Gemahl,

Der Augenblick ist endlich nahe, da ich meine Seele der göttlichen Barmherzigkeit übergeben werde. Sie wird also frey werden von dem Leibe, dem Sie so viele Leiden und Trübsale zugefüget haben;

*) Katharine, Prinzeßinn von Arragonien, war die erste Gemahlinn dieses Königs; er opferte sie seiner

doch wie groß sie auch immer mögen gewesen seyn, diese Leiden, so haben sie doch nie diejenige Liebe, womit ich Sie allezeit geliebt habe, und die ich mit mir ins Grab nehmen werde, ich will nicht sagen auslöschen, sondern auch nicht einmal erkälten können. Eben diese Liebe ist es, die mich jetzt antreibt, Ihnen diesen Brief zu schreiben, und Sie als Ihre Gemahlinn zu ermuntern, und als eine Christinn Ihnen den guten Rath zu geben, auf Ihre ewige Seligkeit mit Ernst zu denken, die Ihnen weit theurer seyn muß, als die vergängliche Krone, die Sie hier tragen, und als alle irdischen Hoheiten. Ich habe nie ermangelt, mein werther Gemahl und mein König, den Vater des Lichts für Sie zu bitten, daß er Ihnen zu dem Heil Ihrer Seele gute Empfindungen einflößen, und Sie von jenen sinnlichen Vergnügungen zurückziehen möchte, welche mir so viele Thränen und Bekümmernisse verursacht haben, und wodurch Sie selber in einen Abgrund von Unordnungen und Unruhen gestürzt worden sind. Ich verzeihe Ihnen übrigens von Herzen alles, was

Sie

ner neuen Liebe der Anna von Boleyn auf, und verstieß sie, so sehr auch der Pabst dagegen eiferte. Sie starb sechs Jahre nachher in ihrem Exil zu Peterborough, und schrieb zwey Tage vor ihrem Tode diesen rührenden Brief, den ich beym Lety in seinem Leben der Königinn Elisabeth, im 1sten Th. gefunden habe.

Sie mir zu Leide gethan haben, und ich bitte Gott, daß er Ihnen nach seiner unendlichen Barmherzigkeit eben so verzeihen wolle. Ehe ich aber den leßten Seufzer von mir gebe, so bitte ich Sie um eine Gnade, die Sie mir nicht abschlagen wollen, und zu deren Bewilligung Sie vielmehr durch alle göttliche und menschliche Geseße verbunden sind, nämlich für die Prinzeßinn Maria, Ihre und meine Tochter, Sorge zu tragen. Wenn Sie sich in Ansehung meiner nicht haben als einen guten Gemahl bezeigen wollen, so bezeigen Sie sich doch wenigstens in Ansehung ihrer als einen guten Vater. Ich ersuche Sie auch, für meine drey Fräulein und für meine Bedienten, die mir so treulich aufgewartet haben, zu sorgen, und die Gnade zu haben, daß ihnen ihre ganze Besoldung, und noch ein Jahr ihres Gehalts darüber, ausgezahlet werden möge, damit Sie auf solche Weise einigermassen für die Dienste belohnet werden, die sie mir erwiesen haben. Ich schließe mit der Versicherung, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe, und daß das einzige, was ich noch wünschte, um aus der Welt mit einiger Zufriedenheit, nach so vielen Leiden, zu gehen, dieses wäre; Sie noch einmal zu sehen und in Ihren Armen zu sterben.

Zweyter Brief.

Der Königinn Anna Boleyn letztes Schreiben an den König Heinrich den Achten.*)

Mein Herr,

Ew. Majestät Ungnade, und meine Gefangenschaft, sind für mich zwey so fremde Dinge, daß ich nicht weiß, was ich schreiben, oder was ich entschuldigen soll. Dem ungeachtet schicken Sie zu mir, daß ich eine gewisse Sache bekennen, und auf diesen Fuß Dero Gnade erlangen soll; und zwar einen solchen Menschen, von dem Sie wissen, daß es mein alter abgesagter Feind ist. Kaum habe ich diese Botschaft erhalten, als ich gleich

Ihre

*) Diese unglückliche Gemahlinn Heinrichs des Achten, und Mutter der Königinn Elisabeth, war damals wegen einer Untreue gegen den König angeklaget, und nachgehends enthauptet. Die meisten glauben, daß diese Anklage, wie sie es auch selbst zu verstehen giebt, mehr von des Königs Liebe gegen Johannen Seymour, als von einem wirklichen Verbrechen der Anna Boleyn hergekommen sey. Dieser Brief ist in Cottons Bibliothek, von ihrer eignen Hand geschrieben, befindlich gewesen, daraus ihn der Englische Zuschauer im VI. B. entlehnet. Man sehe indessen des Herrn Bayle Dictionaire Hist. et Crit. *Boleyn.*

Ihre Meynung errathen, und wofern, wie Sie sagen, das Bekenntniß einer gewissen Wahrheit mich in der That zu retten vermag: so will ich mit aller Freudigkeit und nach meiner Pflicht Ihrem Befehle gehorsamen.

Ew. Majestät lassen sichs aber ja niemals in den Sinn kommen, daß Dero arme Gemahlinn jemals einen Fehler bekennen wird, davon ihr nicht einmal ein Gedanke in den Sinn gekommen ist. Ja, wofern ich eine Wahrheit gestehen soll, so hat niemals ein Prinz eine in allen ihren Pflichten und in aller ihrer Zuneigung treuere Gemahlinn gehabt, als Sie allezeit in Ihrer Anna Boleyn besessen; mit welchem Namen und Stande ich mich ewig ganz wohl begnügt haben würde, wofern es Gott und Ew. Majestät so gefallen hätte. Ich habe auch zu keiner Zeit mich selbst bey meiner Erhebung sogar vergessen, oder den Stand einer Königinn anders angenommen, daß ich nicht allezeit dabey der Veränderung entgegen gesehen hätte, die ich jetzt empfinde. Denn da der Grund meines Glücks nichts festeres war, als Eurer Majestät Gnade; so wußte ich auch gar wohl, daß der mindeste Zufall geschickt war, Ihre Neigung auf etwas anders zu lenken. Sie haben mich aus einem niedern Stande erwählet, Ihre Königinn und Ihre Gemahlinn zu seyn, welches ich mir nie in den Sinn kommen lassen. Haben Sie mich nun damals einer solchen Ehre werth gehalten, o so las-

sen doch Ew. Majestät keinen nichtigen Dunst, oder keinen bösen Rath meiner Feinde, mich um diese fürstliche Gnade bringen: vielweniger bringe der Schimpf, der verdammte Schimpf eines gegen Euer Majestät untreuen Herzens, einen so schädlichen Schandfleck auf Dero treue Gemahlinn, und die Kronprinzeßinn Dero Tochter. Stellen Sie mich auf die Probe, mein König! aber durch ein gehöriges Gericht, und lassen Sie nicht meine geschwornen Feinde zugleich meine Ankläger und Richter seyn. Ja, stellen Sie mich nur öffentlich vor Gerichte; denn meine Redlichkeit fürchtet keine öffentliche Schande. Alsdann sollen Sie entweder meine Unschuld gereinigt, Ihren Verdacht völlig zernichtet, die Lästerungen und Bosheit der Welt beschämt, oder mein Verbrechen öffentlich am Tage sehen. Nur, daß Ew. Majestät, was auch Gott und Sie, mein Herr, über mich verhängen mögen, vor einem allgemeinen Tadel sicher sey; und wenn ich hernach meiner Schuld auf gehörige Art überwiesen worden, so stehet es Ihnen vor Gott und Menschen frey, nicht nur an mir, als an einem treulosen Weibe, die billige Strafe auszuüben; sondern auch Ihrer neuen Neigung ein Genügen zu thun, weil Sie sich doch schon einmal für diejenige Person bestimmt haben, um derentwillen ich in meinem jetzigen Zustande bin, und deren Namen ich schon vor langer Zeit hätte nennen können, weil Ew.

Ma-

Majestät mein Verdacht in dieser Sache nicht unbekannt ist.

Haben Sie aber bereits über mich etwas gewisses beschlossen, und muß ja, nicht nur mein Tod, sondern auch ein ehrloser Schandfleck Ihnen zum Genusse Ihrer erwünschten Glückseligkeit verhelfen: so bitte ich Gott, daß er Ihnen diese Ihre grosse Sünde vergeben, und auch meinen Feinden, den Werkzeugen zu dieser Sache, verzeihen wolle. Derselbe ziehe Eure Majestät nimmer mehr zu einer strengen Rechenschaft von diesem unfürstlichen und grausamen Verfahren gegen mich, vor seinem allgemeinen Gerichte: allwo sowohl Sie als ich, in kurzem erscheinen werden, und vor dessen Stuhle, wie ich nicht zweifele, (die Welt denke nun auch, was sie immer wolle) meine Unschuld öffentlich kund und vollkommen gerechtfertigt werden wird.

Meine letzte und einzige Bitte ist noch, daß nur ich allein die Last Ihrer Ungnade tragen, und daß sie nicht auch auf die unschuldigen Seelen derer Cavaliere fallen möge, welche, wie ich höre, gleichfalls meinetwegen in scharfer Verhaft sind. Habe ich jemals Gnade vor Ew. Majestät Augen gefunden, ist jemals der Name Anna Boleyn Ihren Ohren angenehm gewesen, so lassen Sie mich meine Bitte erlangen: alsdann will ich Eure Majestät ferner nicht beschweren, sondern Gott, Ihren und meinen Herrn, bitten, daß er Sie in seinen Schutz nehmen und ~~in allen~~

Ihren Handlungen Ihnen beystehen wolle.
Ich bin

Ew. Majestät

Aus meinem jammervollen
Gefängnisse im Tower, den
6. May.

rechtmäßige und treueste Gemahlinn
Anna Boleyn.

Dritter Brief.

Dem ehrenvesten gestrengen Herrn Wilhelm Walsingham, Botschafter und Residenten in Frankreich. *)

Mein Herr,

Es ist mir leid, daß eine so gute Sache wegen einer solchen Kleinigkeit verzögert werden soll. Wir können wohl sagen, daß der Liebhaber wenig thun wird, wenn er sich nicht einmal die Mühe nehmen will, seine Geliebte zu sehen; sondern daß sie erst ja sagen soll, ehe er sie sieht, oder

sie

*) Dieser Brief des Herrn Thomas Smith an den berühmten Walsingham findet sich in dem sogenannten Vollkommenen Botschafter, einem Englischen Original, welcher hauptsächlich aus Briefen des Lords Burleigh, Grafen von Leicester, an

den

sie ihn. Es könnten zwanzigerley Arten angegeben werden, wie er herüber kommen, willkommen seyn, und vielleicht in einer Stunde mehr ausrichten könnte, als anjetzt in zwey Jahren. Das mächtige Wesen, Cupido, welches alles bezwingt, wohnet in den Augen, es schickt alle seine Pfeile aus den Augen; indem es daraus, wie der Poet sagt, Blicke schießen läßt. Nicht nur das Weib nimmt den Mann gefangen; sondern auch der Mann das Weib. Was kann doch das Sörensagen, oder ein, Ich denke, oder, Ich glaube, für Kraft haben, in Vergleichung dessen, wenn sie sich einander ins Gesichte sehen, und der Liebhaber in einer Entzückung, und ohne Geheiß, eine Umarmung abstiehlt, und zu sich selbst so laut, daß sie es hören kann, saget: Seyd ihr in meinen Armen, meine Schöne? oder träumen wir beyde, und will das Frauenzimmer auch sogar in seinem Schlafe zu demjenigen gezwungen zu werden

schei-

den Herrn Thomas besteht. Aus ihm hat ihn der Guardian, eine bekannte englische Wochenschrift, erborgt, im I. Th. im 7. Stück, und ich habe ihn wieder von ihm. Er zeigt voll gelehrter Artigkeit, daß er glaube, es würde des Königs von Frankreich Karls IX. Bruder (der ein sehr kaltsinniger Liebhaber gewesen seyn muß) bald schlüßig werden, wenn er die Königinn persönlich sehen sollte, die damals im 39ten Jahre ihres Alters war. Der Guardian führt diesen Brief als einen Beytrag zur Geschichte über das System der Liebe an, der hier durch die Personen noch merkwürdiger wird.

scheinen, was es am meisten wünschet? Wofern wir kalt sind, so ist es unsere Pflicht: da außer der Person auch das Geschlecht es erfodert. Warum seyd ihr aber kaltsinnig? Muß denn ein junger Mensch nicht kühn, beherzt und verwägen seyn? Er wird doch nur honorificam repulsam bekommen, wofern er noch eine bekömmt; und auch ein Korb ist hier eine Ehre: denn das ärgste, was man von ihm sagen kann, ist doch nur das, was man vom Phaeton sagte:

Quam si non tenuit, magnis tamen excidit ausis.

ungeachtet er den Sonnenwagen nicht lenken konnte, so war doch sein Fall davon glorreich. So viel ich begreife, ist dieses unser einziger Anker, dieser Würfel muß geworfen werden. Bey unserer Unbeständigkeit kann ein glücklicher Augenblick alles dieses krönen und befestigen, oder sonst ist, so viel ich weiß, nichts anders abzusehen, als beständige Tändeley und Ungewißheit. Ich bin

Euer

Killingworth, den 22. Aug. 1572.

treuer Freund

Thomas Smith.

Vier=

Vierter Brief.*)

Ich bitte Ew. Majestät unterthänigst, meine Bittschrift aufzunehmen, in Betracht, daß ich eine arme Wittwe bin, und daß mein seliger Mann Doctor **Martin Luther**, der Christlichen Kirche gute und getreue Dienste geleistet, und sich dadurch insbesondere Ew. Königl. Majestät Gnade erworben hat. Ew. Majestät haben geruhet, demselben ein jährliches Gnadengehalt von funfzig Thalern zu verwilligen. Ich sage Ew. Königl. Majestät dafür unterthänigsten Dank, und ich bete beständig für Dieselben. Allein, da ich jetzt mit meinen Kindern fast von allen Mitteln entblößet bin, zumal da die verwirrten Zeitläufte viel Unheil mit sich führen: so flehe ich Ew. Majestät unterthänigst an, mir ferner diese Beyhülfe angedeihen zu lassen. Denn ich bin versichert, daß Ew. Majestät die grossen Mühseligkeiten, die mein lieber Mann ausgestanden hat, nicht werden vergessen haben. Ew. Majestät ist auch der einzige Kö-

*) Dieser Brief ist von der Wittwe des unvergeßlichen Luthers an den König von Dännemark geschrieben. Ich gebe ihn so, wie ich ihn in den historischmoralischen Schilderungen meines Freundes, des Hrn. M. Millers, II. Th. S. 259. 260. gefunden habe. Er kann beweisen, wie wenig ein Mann nach Reichthümern getrachtet habe, der so viele reich gemacht.

König auf Erden, zu welchem wir elende Christen unsere Zuflucht nehmen könnten, und Gott wird Ihnen ohne Zweifel durch seinen Segen die besondern Wohlthaten, welche Dieselben über die armen Diener Jesu Christi und die elenden Wittwen und Waisen derselben ausbreiten, vergelten. Und darum bitte ich auch Gott ohne Unterlaß, mit allem nur möglichem Eifer. Der Allmächtige erhalte Ew. Königl. Majestät, Ihro Majestät die Königinn, und das Königl. Haus in seiner Gnade

Ew. Königl. Majestät

Wittenberg, den 6. Oct. 1550.

unterthänigste

Katharina, D. Martin Luthers Wittwe.

Fünfter Brief.

Fürbittschreiben des Herzogs von Orleans an den König von Frankreich, seinen Bruder. 1632. *)

Sire,

Niemand in der Welt vernimmt mit größerm Vergnügen, als ich, das Glück von Ew. Majestät gerech-

*) Es ist bekannt, in was für Verwirrungen Frankreich unter der Regierung Ludewigs XIII. verwickelt

gerechten Waffen; denn alle meine Handlungen und selbst meine Gedanken sind Ew. Majestät so unterworfen, daß nichts meine Wünsche von dieser Gesinnung abwendig machen kann. Nichts destoweniger beklage ich, daß derjenige, der sein Leben so oft und bey so merkwürdigen und vortheilhaften Gelegenheiten in Dero Diensten gewagt hat, anitzt der Vorwurf von dem Ruhm

De-

ckelt war. Die Mutter des Königs, der Kardinal Richelieu, der Herzog von Orleans, und mit ihm viele Großen des Reichs machten durch ihre Uneinigkeiten diese Epoche sehr merkwürdig und zugleich für den Staat sehr gefährlich. Indessen mußte den Staatsränken des Kardinals und seinem Glücke der ganze Hof, und alles Ansehen seiner Feinde weichen. Der Herzog von Orleans suchte zwar, um ihn zu stürzen, eine Partey zu machen, und diese sowohl durch inn- als auswärtige Waffen zu unterstützen. Er machte mit den Spaniern einen heimlichen Tractat, und zog den Herzog von Montmorency, Gouverneur von Languedoc, und Schwager des Prinzen von Conde, so auf seine Seite, daß er Trouppen zu seinem Dienste warb; und als der König den Marschall von Schomberg ihm entgegen schickte, um ihn zum Gehorsam zu bringen, bey Castelnaudary sich in ein Treffen wider die Völker des Königs einließ. Es lief schlecht ab, und Montmorency wurde gefangen. Ob sich nun gleich der König mit dem Herzog von Orleans wieder aussöhnte, der den Gefangenen ebenfalls in diesen Frieden einschließen wollte, so machte man ihm dennoch den Proceß zu Toulouse, nach welchem der Herzog von Montmorency den 30. Oct. 1682. daselbst enthauptet wurde.

Die-

Dero Waffen, und zugleich von seinem eigenen Verderben seyn soll, da der Fehler des Hrn. von Montmorency so groß ist, daß, wenn Ew. Majestät sich nicht von Dero Erbarmen überwinden lassen, keine Fürbitten mächtig genug sind, sein Unglück zu lindern. Aber da Ew. Majestät auf der Welt das Bild Gottes vorstellen, und der größte Stral dieser Gottheit von der Gnade gegen seine Geschöpfe herkömmt; so verzeihen Sie mir, Sire, wenn ich von Wehmuth gerührt, die ich der Betrübniß einer mir so nahen Person schuldig bin, und der ich es zuzuschreiben habe, daß ich Ew. Majestät ersucht, mich wieder in den Stand zu setzen, den Rest meiner Jahre in Unterwerfung und getreuen Diensten anzuwenden, wenn ich fußfällig, in Thränen zerfließend, und mit der Unterthänigkeit, die ich meinem Könige schul-

Dieses Schicksal traf noch viel andere von den vornehmsten Familien, und lange vorher schon in einer Empörung in Bretagne, dazu der Graf de la Chapelle gehöret. Alle Fürbitten, die insonderheit für den Herzog von Montmorency Himmel und Erde zu bewegen schienen, halfen nichts, ob er gleich sonst der liebenswürdigste Herr im Königreich war. Die Königinn entwich endlich selbst aus Frankreich, und starb zu Cölln. Man findet alles sehr ausführlich beschrieben in der Hiſtoire du Miniſtre de Mr. le Card. de *Richelieu*. Paris 12. 1650. II. P. p. 428. seqq. und in dem Journal de Mr. de *Richelieu* T. I. et II. 12. Paris 1665. daraus auch diese Briefe unter verschiedenen andern gezogen sind.

schuldig bin, Ew. Majestät um Dero Gnade, Mitleiden und Verzeihung anflehe, welche den Ruhm Dero Ansehens ohne Furcht einiger Verminderung noch glänzender machen wird. Ich würde dieses mündlich gethan haben, wenn Dero Befehle mir nicht weit kostbarer wären, als alles, was mich insbesondere angehen kann. Ich bitte Ew. Majestät, daß ich diesem Unglücklichen allen Beystand leisten darf, der in meinem Vermögen ist, und so viel es die Pflicht, die ich Ew. Majestät schuldig bin, wird erlauben können; wie ich denn meinem Secretär aufgetragen habe, Ew. Majestät darüber nähere Vorstellungen zu thun.

Sechster Brief.

Von dem Herzog von Montmorency an seine Gemahlinn. *)

Meine herzlich Geliebte, ich sage Ihnen das letzte Lebewohl, mit eben derjenigen Zärtlichkeit, womit wir uns einander beständig geliebt haben. Ich beschwöre Sie um der Ruhe meiner Seele, und um derjenigen willen, die ich nun bald in dem Himmel erwarte, daß Sie Ihre Wehmuth mäßigen wollen. Ich habe von meinem liebreichen

Hei-

*) Geschrieben in der Nacht vor seiner Enthauptung.

Heiland so viel Gnade erhalten, daß Sie alle Ursache haben, daraus einen großen Trost zu schöpfen. Leben Sie ewig wohl.

Siebenter Brief.

Von dem Grafen de la Chapelle an die Frau von Mantaigu, seine Schwester 1626.

Meine liebste Schwester,

Weil uns Gott schon beyde unter dem Herzen unserer Mutter hat versammlen wollen, noch ehe wir zur Welt kamen,*) so glaube ich verbunden zu seyn, da ich sie zuerst verlasse, von Euch Abschied zu nehmen. Wenn Ihr über meinen Tod betrübt seyd, so werdet Ihr Euch ohne Zweifel über meine Seligkeit freuen, die ich von der Barmherzigkeit Gottes erwarte. Hierinn bin ich sogar glücklicher, als Ihr, meine Schwester, daß ich zuerst einen Ort verlasse, wo wir seine unendliche Gütigkeit täglich beleidigen, und am meisten ich. Aber er hat mir nicht nach meinen Sünden vergolten, seine unendliche Erbarmung hat sich auch bis auf mich erstreckt.

Ich

*) Sie waren Zwillinge.

Ich preise ihn deswegen von ganzem Herzen, und ich bitte Euch, meine liebe Schwester, nach der Freundschaft, die ich allezeit an Euch gegen mich erblickt habe, ihm ebenfalls dafür zu danken. Bedienet Euch der Gnade, die er Euch verliehen hat, und fahret fort, Euer Leben bis ans Ende so tugendhaft zu führen, als Ihr bisher gethan habt, und wenn Ihr könnt, noch tugendhafter. Der Tod ist eine nothwendige Reise, wir mögen sie frühe oder spät thun, und ich glaube, um in der Furcht Gottes zu beharren, braucht man nichts mehr zu sagen, als dieses. Ich gebe Euch keinen Trost der Welt: er ist lauter Thorheit, und die, welche nur mehr als zu viel nach der Welt sind, werden Euch dergleichen genug geben. Ich empfehle mich Eurem Hrn. Gemahl, und dem Hrn. von Canisy, und meiner lieben Base, seiner Frau. Ich weiß gewiß, daß Sie mich bedauren werden, so wie viele andere meiner guten Freunde bey Euch. Sie werden Unrecht thun. Sie müssen von meinem Glücke nicht nach dem urtheilen, was ich verlasse, sondern nach der Gnade, die mir Gott schenkt. Lebet wohl, liebste Schwester — Ihr könnet nicht an die andere Welt denken, ohne diese gegenwärtige sehr zu verachten. Ich bin ꝛc.

Ach=

Achter Brief.

Von eben demselben an die Herren von Molac de la Hunaudaye und von Montafilane, seine Brüder.

Meine liebsten Brüder,

Mein Unglück ist sehr groß, mein Tod sehr seltsam, und ich weiß, daß Ihr zu sehr meine Freunde seyd, als daß ich nicht glauben sollte, daß Ihr einen Trost für die Welt nöthig habt. Mein Tod ist weit von Schande entfernt, weil ich ihn mit meinem Vetter von Bauteville leide, und darum, daß ich ihm gedient habe. Ich hatte allezeit dieses letztere gewünscht; aber das erstere ist das einzige Mißvergnügen, das ich dabey finde; und um mich nicht bey schlechten Ursachen aufzuhalten, so bemerket, meine liebsten Brüder, daß es ein Wunder ist, welches der unendlich gütige Gott, zur Rettung unserer Seelen hat thun wollen. Ich empfange diesen Tod als das größte Gut, das er uns hätte zuschicken können, weil ich mich betrübe, daß ich so schlecht gelebt habe, und weil ich sein Wort habe, das niemals trügt, und das mich der Vergebung meiner Sünden versichert, wenn

ich

ich ihn darum bitte, wie ich von ganzem Herzen thue.

Wenn Ihr mir, geliebten Brüder, in dieser letzten Periode meines Lebens erlauben wollt, Euch noch einen Rath zu geben, so nehmt ein Exempel an mir, um zu beurtheilen, was für ein thörichtes Ding die Ehre der Welt ist. Was mich betrifft, wenn ich an Eurer Stelle wäre, so würde ich mich zu der Lebensart unserer Väter entschließen, nämlich in unsern Häusern in der Furcht Gottes zu leben, und in dem Dienste, den wir dem Könige schuldig sind. Das ist der Ort, wo man Gott dienen und seine Gebote thun kann, ohne einer Niederträchtigkeit beschuldiget zu werden. Bey Hofe ist dieses wie unmöglich. Ich kenne ihn genug dazu, um es frey heraus zu sagen: und nach allen Ehrenstellen, die man da erhalten kann, bleibt es ausgemacht, daß die glücklichsten, die ich noch da gesehen habe, mehr böse als gute Stunden, mehr Mißvergnügen, als Vergnügen haben. Ein unschuldiges Leben, das sich immer gleich und nicht unbequem ist, wie Ihr in Eurer Provinz führen könnet, wird Euch ganz angenehm zum Schluß eurer Tage bringen. Denn das bleibt freylich immer der Beschluß. Verzeihet mir, liebsten Brüder. Aber ich glaubte Euch einen grossen Dienst zu beweisen, wenn ich sterbend Euch könnte von dem Abgrund zurückziehen, darinn Ihr seyd, und wo eben so viele

Wunder nöthig sind, als Gott Menschen erretten will.

Ich bitte Euch sehr, meine liebsten Freunde von mir zu küssen. Ich nenne keinen davon, aus Sorge, gegen die andern nicht verbindlich genug zu seyn. Danket Ihnen, daß Sie uns die Ehre erwiesen, sich für uns Mühe zu geben; obgleich unser Glück gewollt hat, daß diese Mühe vergebens gewesen. Ich danke Gott dafür, und werde ihn ewig für Euch und für Sie anrufen. Ich bitte Euch, eben das für uns zu thun. Lebet wohl, meine werthesten Brüder, Gott wolle Euch trösten. Ich bin ꝛc.

N. S. Ich werde den Hrn. von Boutesville bitten, zu erlauben, daß mein Leib mit dem seinigen begraben werde; und ich würde es gerne sehen, daß mein Herz in unser Erbbegräbniß gebracht würde. Ihr werdet für mich bey den Carthäusern eine Messe halten lassen, wo ich sonst immer willens war, mein Leben zu beschliessen. Ich glaube, daß dieses bald geschehen wäre.

Ich bitte Euch, alle diejenigen zu vergessen, welche an unserer Gefangennehmung haben Schuld seyn können; denn Gott verzeihet uns nur unter der Bedingung, daß wir ihnen verzeihen, und ich werde es Euch niemals verzeihen, wenn ihr hierinn anders handelt. Laßt uns von unserm Heiland lernen, Gott für unsere

Ver-

Verfolger zu bitten, und für die, welche in besondrem Verstand Ursachen unserer Wohlfahrt sind.

Neunter Brief.

Von dem Herzog von Rohan an den Prinzen von Conde.*)

Monseigneur,

Wie Euch Euer Stand, als einem Prinzen von Geblüt, Privilegien giebt mir zu schreiben, was euch gefällt; so verhindert er mich, Euch mit aller Freyheit meiner Meynung zu antworten. Ich begnüge mich also, mich über Eure vornehmsten Beschuldigungen zu

*) In den Religionskriegen unter Ludwig XIII. war der Herzog von Rohan einer der wichtigsten Anführer von der reformirten Seite. Der Prinz von Conde, welcher erst das Haupt davon war, hatte sich endlich abziehen lassen, und schrieb an den Hrn. v. Rohan einen sehr harten Brief voller Drohungen, wo er nicht seinem Exempel folgte. Dies ist die Antwort, die in der Rhétorique de l'honnête homme stehet. Man siehet in derselben neben dem ehrlichen und männlichen Charakter des Soldaten, die Raubigkeit jener Zeiten, denen der Religionshaß die abscheulichste Gestalt gab.

rechtfertigen. Ich gestehe, daß ich ein einziges=mal die Waffen zur Unzeit ergriffen habe, weil es nicht für die Angelegenheiten unserer Reli=gion, sondern Eurer Person war, die uns ver=sprach, die Verletzungen der Edicte wieder her=zustellen. Aber dieses Versprechen lief auf nichts hinaus; da Ihr an den Frieden dachtet, ehe Ihr noch von der Generalversammlung Nachrichten hattet. Seit der Zeit weiß jeder=mann, daß ich die Waffen nur aus einer blo=ßen Nothwendigkeit geführet habe, um unser Gut und Blut und unsere Gewissensfreyheit zu ver=theidigen. Wenn die Engelländer uns zu Hülfe gekommen sind, so waren sie mehr dazu verbunden, als die Deutschen, die Ihr in Frank=reich kommen liesset; weil sie, mit Einwilligung des Königs, die Friedensmittler waren, und sich dazu anheischig gemacht hatten. Wenn man Geld unter uns geschlagen hat, so ist es mit des Königs Gepräge geschehen, wie es bey allen unsern bürgerlichen Kriegen beobachtet worden. Ich kenne mich genug, um nicht zu verlangen Souverain zu seyn; ich habe mir auch keine Nativität stellen lassen, um zu sehen, ob ich es werden würde. Ich glaube gerne, daß ich un=ter denen verflucht werde, die an dem Unter=gang der Kirche Gottes arbeiten, und ich ma=che mir einen Ruhm daraus. Was Eure Dro=hungen betrifft, so erschrecken sie mich gar nicht; ich bin auf alle Fälle gefaßt. Ich suche meine

Ruhe

Ruhe im Himmel; und Gott wird mir die Gnade geben, daß ich die Ruhe meines Gewissens allezeit auf Erden finde. Ihr lasset die Gefangenen von Gallargues tödten; wenn ich es eben so mit den Gefangenen zu Mons machte, so ahmte ich Euch nach. Ich glaube, dieses Spiel wird den Eurigen mehr schaden, als den Unsrigen, weil sie um der Ungewißheit ihrer Seligkeit willen den Tod mehr fürchten müssen. Ihr macht, daß ich ein Handwerk anfange, das wider mein Naturel ist; aber ich dächte grausam gegen meine Soldaten zu seyn, wenn ich ihnen keine Schlachtopfer opferte. Was die Ermordungen betrifft, womit Ihr diejenigen von der Religion bedrohet, welche bey Euch unter der öffentlichen Sicherheit sind, so ist das ein schönes Exempel ihnen zu zeigen, wie sie sich auf ihre Feinde verlassen können, und zugleich eine Rechtfertigung von unserer rechtmäßigen Vertheidigung. Ich hoffe auch, daß es der König einmal erkennen wird, daß ich ihm keine bösen Dienste geleistet habe, und daß er sich besänftigen wird. Ihr saget, daß Gott mir fluchen wird. Ich gestehe, daß ich ein großer Sünder bin, welches ich herzlich bereue: aber außerdem, daß die Prophezeihungen erfüllt sind, und daß ich den neuen Propheten dieser Zeit nicht glaube, so fürchte ich auch nicht, daß das Feuer des Himmels mich verzehren wird. Kurz, ich glaube nicht, daß Ihr im Ernste dergleichen Ver-

münschungen gegen mich ausschüttet, sondern nur um unter den Papisten ein grosses Ansehen zu gewinnen. Denn in diesem Kriege, sagt man, habt Ihr Eure Sachen nicht schlimm gemacht. Und eben das giebt mir einige Versicherung, daß Ihr uns arme Sevenner in Ruhe lassen werdet, weil es hier mehr Stöße zu holen giebt, als Pistolen. Es bleibt mir zum Beschluß nichts übrig, als Gott zu bitten, daß er nicht mit euch nach Euren Werken handle; sondern daß er Euch noch zur wahren Religion zurückkehren lasse, und Euch die Standhaftigkeit gebe, darinn bis ans Ende zu beharren, damit Ihr nach dem Exempel Eures Herrn Vaters und Großvaters der Beschützer unserer Kirche werden möget. Alsdann werde ich mich von Eurer Person nennen können, was ich mich jetzt blos von Eurem Stande nenne, daß ich bin

Monseigneur,

Alez den 6. Nov. 1628.

Euer Diener
Heinrich von Rohan.

Zehn-

Zehnter Brief.

Vom Bonfadio an den Sigr. Grimaldi. *)

Der Tod wird mir schwer, weil ich ihn nicht so schrecklich verdient zu haben glaube: doch ist der Wille des Höchsten meine Beruhigung. Der Tod wird mir aber auch schwer, wenn ich bedenke, daß ich undankbar sterbe, da ich so vielen verdienstvollen Personen, die sich für mich Sorgen und Mühe gemacht haben, und insonderheit Ihnen, keine Merkmale von meiner Erkenntlichkeit geben kann. Ich sage

*) Jac. Bonfadio war einer der zierlichsten Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts. Er lehrte in den letzten Jahren seines Lebens die schönen Wissenschaften zu Genua mit dem größten Beyfall, und ward Geschichtschreiber des Staats. Er gab Jahrbücher heraus, worinn er sich über etliche vornehme Familien etwas zu satyrisch ausdrückte, und dadurch seinen Untergang beförderte. Man beschuldigte ihn eines gewissen Verbrechens, und er ward verurtheilet, verbrannt zu werden. Es ist wahrscheinlich, daß dieses Todesurtheil gemildert und in eine Enthauptung verwandelt worden ist. Unter seinen Briefen, die sehr schön sind, ist dieses der letzte, den er kurz vor seiner Hinrichtung schrieb. S. Baylens Dictionaire hist. et crit. *Bonfadio.*

Ihnen mit dem letzten Hauch meines Lebens unendlichen Dank, und empfehle Ihnen, und und dem Herrn Domenico Grillo, wie auch dem Herrn Ciprian Pallavicino, meines Bruders Sohns Bonfadino. Sie werden so gütig seyn, meinen Leib zu St. Laurentii begraben zu lassen. Und wenn es möglich seyn wird, aus jener Welt Ihnen ein Zeichen ohne Schrecken zu geben, so werde ich es nicht unterlassen. Leben Sie alle wohl und glücklich.

Eilfter Brief.

Ein Ausforderungsschreiben nebst der Antwort und fernern Nachricht.

A Monsieur, Monsieur de Sackville.*)

Ich, der ich in Frankreich bin, habe erfahren, wie sehr Ihr es anjetzt Euch selbst zuschreibt, daß ich Euch Zeit gelassen, der Welt Euer

*) Dieser kleine Briefwechsel zwischen zween Engelländern ist wirklich geschrieben, und von dem Guardian 2. Th. 129. und 133. St. bekannt gemacht wor-

Euer Lob vorzupralen. — Wenn Ihr Euch nur besinnen wollt, daß ich Euch zur letzt zwar meine Hand gegeben, das Herz aber, wie ich Euch sagte, für eine vollkommnere Versöhnung versparte. Nunmehro seyd der edle Cavalier, den meine Liebe Euch ehedem geheissen, und kommt, und thut demjenigen Recht, der Euch die Proben erzählen könnte, die Ihr Eurer Geburt und Eurem Vaterlande schuldig seyd; wenn ich nicht versichert wäre, daß Eure Ehre Euch mit demselben Muthe erfüllet, mir Recht wiederfahren zu lassen, mit dem sie Euch erfüllete, mir Unrecht zu thun. Wählet Euch Waffen und Zeit, der Ort sey welcher es wolle, so will ich euch daselbst erwarten. Werdet

worden, daraus ich ihn nach der Uebersetzung der Frau Gottsched genommen habe. Die gelassene und überlegte Vorbereitung, sagt dieser Schriftsteller, indem sie verschiedne Länder durchreiset sind, und die gehörigen Jahrszeiten abgewartet haben, einander zu ermorden, und das edelmüthige Bezeigen der Fechtenden, muß bey dem Leser eben so viel Mitleiden als Abscheu vor derjenigen falschen Ehre erwecken, die unser Vaterland um solche Männer bringt, die so geschickt wären, dasselbige zu stützen, und zu zieren. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß sich durchgängig richtigere Begriffe von der Ehre, zur völligen Ausrottung dieses Ungeheuers, der menschlichen Gesellschaft, des Zweykampfs, mit den Gesetzen vereinigen möchten!

Ihr dieses thun, so werdet Ihr die Rache verkürzen, und die böse Meynung ändern, die die Welt von unser beyden Verdiensten hat.

Ed. Bruce.

Antwort darauf.

A Monsieur le Baron de Kinloss.

So sehr ich auch allezeit davon entfernt seyn werde, Händel zu suchen; so werde ich doch allemal bereit seyn, alle diejenigen zu erwarten, die meinen Muth, auf eine so edle Art als Ihr begehret, auf die Probe zu stellen verlangen. Hievon sollt Ihr selbst ein Zeuge seyn, und innerhalb einem Monate eine richtige Nachricht von der Zeit, den Waffen, und dem Orte erhalten, allwo Ihr mich bereit finden werdet, Euch eine anständige Genugthuung durch denjenigen zu thun, der Euch dahin begleiten wird. Indessen seyd so verschwiegen von dieser Abrede, als Ihr begierig darnach zu seyn scheint.

Ed. Sackville.

A Mon-

A Monsieur le Baron de Kinloss.

Ich stehe zu Tergoso, einer Stadt in Seeland, bereit Euch diejenige Genugthuung zu geben, die Euer Schwert Euch verschaffen kann, und habe einen wackern Freund zu meinem Beystande, der ein Ritter ist. Was Eure Ankunft betrifft, so will ich Euch an keinen gewissen Tag binden, sondern verlange, daß Ihr Eurer Ehre eine schleunige Genugthuung verschafft; bis dahin werdet Ihr mich daselbst finden.

Tergoso den 10ten August
1613.

Ed. Sackville.

A Monsieur de Sackville.

Ich habe Euer Schreiben durch Euren Bedienten erhalten, und bekenne, daß Ihr Euch edel gegen mich bezeigt habt. Ich komme mit möglichster Eile, Euch zu begegnen.

Ed. Bruce.

Zwölfter Brief.

Eduard Sackvills Nachricht an einen Hofmann in Engelland, wie es mit obigem Zweykampf abgelaufen.

Mein Herr,

Da ich eben nicht dumm bin, so können mir auch die falschen Gerüchte nicht unwissend seyn, die von einigen Lästermäulern bey der Nachricht von der unglücklichen Begebenheit, welche sich neulich zwischen dem Lord **Bruce** und mir zugetragen, von mir ausgestreuet worden. Denn da diese Gerüchte allhier herumgehen; so muß ich billig besorgen, daß Sie auch an Eurem Orte herrschen werden. Es giebt nur zween Wege dergleichen Zweifel aufzulösen; nämlich durch einen Eid, oder durch den Degen. Der erste kömmt Obrigkeiten zu, und kann durch Freunde mitgetheilet werden; der andere gehört für diejenigen, die ihr Vorgeben auf eine boshafte Art mit Lästerungen vermehren, und selbiges ganz unverschämt behaupten. Eure Liebe, und nicht meine Verdienste, versichern mich, daß Ihr mich für Euren Freund haltet, welche Hochachtung ich ungemein begie-

rig

rich bin zu erhalten. Thut mir also das Recht, die Wahrheit dieser Sache zu erfahren, und berichtet andere Leute davon, welche vielleicht mit nachtheiligen Gerüchten angesteckt sind, oder noch werden können, die derjenigen guten Meynung, darinn ich mich gern bey allen verdienstvollen Personen erhalten wollte, überaus schädlich seyn können. Glaubt mir auf das Wort eines Edelmannes, daß die Nachricht, so ich Euch hier gebe, weder mehr noch weniger, als die bloße Wahrheit ist. Die Einlage enthält die erste Ausforderung, die mir von Paris durch einen Schottischen von Adel übersandt worden, der mir dieselbe zu Derbyshire in meines Schwiegervaters Hause überreichte. Hierauf folgt meine damalige Antwort, die ich ihm durch denselben Ueberbringer zurückschickte. Der dritte Brief ist die Erfüllung meines ersten Versprechens, indem er die besondere Bestimmung des Ortes und der Waffen enthält. Ich sandte ihn mit der Post von Rotterdam, sobald als ich daselbst an Land kam, durch einen von meinen Bedienten ab. Der Empfang desselben nebst dem Geständnisse, daß ich mich gar zu gütig gegen den verstorbenen Lord bezeigte, wird durch das letzte Schreiben bestättigt, welches unser Vorhaben bis auf die Zeit festsetzet, wenn wir uns zu Tergoso in Seeland träffen; indem dieses der zu unsrer Begegnung bestimmte Ort war. Allhier kam er in Begleitung eines Englischen Edelmannes, Hrn. Crawford, als

seines Beystandes, eines Wundarztes und eines Bedienten, mit aller möglichen Eilfertigkeit an. Als er sich nun allda zeigte, so schickte ich meinen Beystand, Hrn. Johann Heidon an ihn, und ließ ihm zu wissen thun, daß von nun an alles folgende abgeredet werden sollte, sowohl auf was für Bedingung wir uns schlagen wollten, als an was für einem Orte. Wir gaben unsern Beyständen Vollmacht, den Kampfplatz auszumachen; welche sich vereinigten, daß wir auf Antwerpen, und von da nach Bergen op Zoom gehen sollten, allwo auf dem halben Wege das Gebiete der Staaten von dem Erzherzoglichen, nur durch ein einzig Dorf getrennet wird. Dies sollte der endliche Platz seyn; damit nach geendigtem Zweykampfe derjenige von uns, dem es möglich wäre, sich vor der Obrigkeit des Orts verbergen, und in das unbeleidigte Gebiete gehen könnte. Man verglich sich ferner, daß wofern einer fallen oder ausgleiten sollte, der Streit gleich aufhören, und derjenige, der auf eine so unglückliche Weise unterworfen worden, bekennen sollte, sein Leben sey in des andern Hand gewesen. Im Falle aber dem einen das Schwert bräche, so wurde man eins, (indem dies blos durch einen blinden Zufall geschehen könnte) daß der andere keinen Vortheil hieraus ziehen, sondern daß man sich alsdann vertragen, oder auf gleiche Bedingungen den Kampf von neuem aufangen sollte. Da nun diese Verabredungen jeder Partey hinter-

bracht

bracht wurden, so hielten wir beyde sie genehm, und pflichteten ihnen bey. Wir setzten uns also zu Schiffe nach Antwerpen, der Lord aber hatte (weil es sich, wie ich glaube, aus Furcht entdeckt zu werden, nicht wohl hatte thun lassen) den Degen nicht mitgenommen, den ich ihm nach Paris geschickt hatte; sondern einen mitgebracht, der zwar eben so lang, aber wohl zweymal so breit war. Mein Beystand beschwerte sich darüber, und rieth mir meinen eigenen Degen hinzuschicken, und ihm die Wahl zu lassen, welches ich auch that; indem es, wie Ihr wißt, ein Vorrecht dessen ist, der herausgefodert wird, daß er die Waffen wählet. Bey der Uebergabe der Degen, die Hr. Johann Heidon verrichtete, gefiel es dem Lord Bruce meinen Degen zu nehmen, und alsdann sagte er ihm wider alles Vermuthen, er fände, daß ich zuviel vor ihm voraus hätte, daher sey er anjetzt entschlossen, mit mir ganz allein zu fechten; indem er gewiß wüßte, (dies waren seine eigenen Worte) daß ein so wackerer von Adel, der noch dazu mein Freund wäre, unmöglich würde dabey stehen, und ihn dasjenige können thun sehen, was er thun müßte, um sich selbst und seine Ehre zu retten. Hierauf antwortete Hr. Johann Heidon, dergleichen Vorhaben wäre blutdürstig und menschenwürgend, und schickte sich für einen so edeln Mann gar nicht, der nur der Ehre, aber nicht des Lebens wegen zu bluten wünschen sollte; wo-

bey

bey er noch hinzusetzte: er hielte sich für beschimpft, da es doch einmal so weit gekommen wäre, daß man ihm jetzt untersagen wollte, denjenigen edlen Dienst zu thun, weswegen er hieher gekommen wäre. Der Lord aber wiederholte statt aller Antwort, seine Entschließung nochmals; worauf Hr. Johann Heidon ihm das erwählte Schwert ließ, und mir das andere, nebst der Entschließung des Lords überbrachte. Diese rührte mich, nicht ihrer selbst, sondern der Art wegen so sehr, daß, ungeachtet ich meines Wissens in langer Zeit nicht so stark gegessen hatte, als dasmal zu Mittage, und folglich zu einem solchen Unternehmen ungeschickt war (indem die Wundärzte eine Wunde bey einem angefüllten Magen für viel gefährlicher halten, als eine andere) ich dennoch meinen Beystand bat, ihn zu versichern, daß ich unsern Streit den Augenblick ausmachen wollte: daher sollte er mir den Augenblick zu Pferde begegnen, wobey uns niemand als unsere Wundärzte folgten, die unbewaffnet waren. Wir ritten miteinander, aber einer vor dem andern ungefähr 240 Schritte, über zwo Englische Meilen. Hier nun ward die Leidenschaft, welche einen nur so schwachen Feind zu bestreiten hatte, als meine Anordnung war, gar bald Meister, und unterwarf mich, da sie sich ihrer Macht gebrauchte, seinen Befehlen. Da ich nun vor Zorn fast närrisch war, so mußte der Lord Bruce mit einer gewissen Art von Sicherheit nach meinem Le-

ben dürften, indem er sah, daß ich so weit und ohne alle Ursach gegangen war, um ihm Zeit zu geben, seine verlohrne Ehre wieder zu erhalten. Ich hieß ihn absteigen, welches er auch willig und augenblicklich that, worauf wir in dem Winkel einer Wiese und endlich knöcheltief im Wasser, unsern Wämsern gute Nacht sagten, und anfiengen auf einander loszugehen. Wir hatten zuvor unsern Wundärzten befohlen, sich auf eine gute Ecke von uns zu machen, und sie beschworen, so lieb ihnen unsere Gnade oder ihre eigene Wohlfahrt wäre, sich nicht zu rühren, sondern uns unsere Lust büßen zu lassen: weil wir (Gott verzeihe es uns) völlig entschlossen waren, einer den andern, auf was Art es möglich wäre, über Seite zu schaffen. Ich that nach meinem Feinde einen Stoß, allein ich verfehlte ihn, und indem ich meinen Arm zurücke zog, bekam ich eine starke Wunde daran, welches ich als einen Lohn für meinen Fehlstoß annahm: zur Dankbarkeit aber drang ich wieder in ihn, ungeachtet ich ihn abermals verfehlte, und empfieng eine Wunde in die rechte Brust, die gerade durch den Leib und fast bis an den Rücken gieng. Hier nun rungen wir um die zween größten und theuersten Preise, die man jemals auf die Probe stellen kann, um die Ehre und das Leben. In diesem Kampfe verlohr meine Hand, weil ich nur einen ordentlichen Handschuh an hatte, einen Finger, ungeachtet es nur der kleinste war; dieser hieng an

der Haut, und blieb, dem Ansehen nach, wie zuvor, ja ich habe Hoffnung bekommen, ihn künftig wieder einmal brauchen zu können. Einmal hielten wir ganz athemlos zwar unsern Stand, und von beyden Theilen geschahen Vorschläge, einer des andern Degen wegzuwerfen. Allein, da einmal die Freundschaft erstorben war, so konnte die Zuversicht keine Statt haben; und es fragte sich, wer seinen Degen zuerst sollte fahren lassen? Keiner von beyden wollte der erste seyn, und da wir uns von neuem rungen, so befreyte ich, durch einen Unterschlag mit dem Fuße und einer Verrenkung, meinen lange in Verhaft gewesenen Degen. Diesen hielt ich nun den Augenblick gegen meines Gegners Hals, indem ich den seinigen noch in meiner Gewalt hatte, und fragte ihn: ob er um sein Leben bitten, oder sein Schwert hergeben wollte? Welches beydes er, ob gleich in dieser großen Gefahr, voller Herzhaftigkeit ausschlug. Ich war verwundet und fühlte meine Verblutung, indem mein Blut aus dreyen Orten rann, so daß ich anfieng ohnmächtig zu werden: da nun er voll Tapferkeit darauf bestund, keinen von meinen Vorschlägen einzugehen, und ich mich sowohl seines vorigen blutdürstigen Endzwecks erinnerte, als auch meinen gegenwärtigen Zustand fühlte, so stieß ich ihm nach dem Herzen; allein, weil er auswich, so verfehlte ich zwar mein Ziel, stieß ihn aber dennoch durch den Leib,

und

und nachdem mein Degen durch und durch war, stieß ich ihn auf einer andern Stelle noch einmal durch. Hier rief er aus: Ach! ich bin geschlagen! und begleitete diese Worte mit aller Kraft, die er noch hatte, um mich zu ergreifen. Jedoch da er zu schwach war, so ward ich, nachdem ich seinem Anfalle ausgewichen, gar bald sein Meister, und legte ihn auf den Rücken. Als ich nun über ihm war, so fragte ich ihn nochmals, ob er sein Leben erbitten wollte? Allein es schien, er hielte es so theuer nicht, daß er dafür verpflichtet seyn wollte: denn er antwortete ganz großmüthig: er verachte sein Leben! Diese seine Antwort war so edel und tapfer, daß ich schwöre, ich konnte es über mein Herz nicht bringen, ihm einige mehrere Gewalt anzuthun, sondern hielt ihn nur zu Boden, bis endlich sein Wundarzt von weitem schrie: er würde augenblicklich sterben, wofern seine Wunden nicht verbunden würden. Darauf fragte ich den Lord, ob er begehre, daß sein Wundarzt kommen sollte? Welches er annahm und also weggetragen ward. Ich mochte seinen Degen nicht begehren; weil ich es für unmenschlich hielt, einen todten Menschen zu berauben, denn dafür hielt ich ihn. Als nun dieses vorbey war, so gieng ich zu meinem Wundarzte, in dessen Armen ich eine Weile aus starker Verblutung liegen blieb, und darauf mein Gesicht, und wie ich damals dachte, zugleich mein Leben verlohr.

Allein die stärkenden Wasser und sein Fleiß brachten mich bald wieder zurechte, indem ich eben einer andern Gefahr entgieng. Denn des Lords Wundarzt kam, als es sich kein Mensch versah, mit seines Herrn Schwert auf mich zugerannt, und hätte nicht mein Wundarzt mit meinem Degen ihm vorgebeugt, so wäre ich von diesen elenden Händen getödtet worden, ungeachtet der Lord Bruce, welcher sich in seinem Blute wälzte, und alle Hoffnung zum Leben verlohren hatte, auf eine seiner vorigen Aufführung (die gewiß edel war) gemäße Weise ausrief: Du Bösewicht, halt ein!

So wahr als ich Euch, mein Herr, in dieser Nachricht die Wahrheit gesagt, so wohl gehe es mir in der Welt! Uebergebet dieselbe nebst den beygeschlossenen Briefen dem Lord Chamberlain. Ich bin

Euer

Löwen den 8ten Septemb. 1613.

ꝛc. ꝛc.

Eduard Sackville.

Dreyzehnter Brief.

Schreiben des Grafen von Derby an Cromwell. *)

Ich habe Euren Brief mit Zorn und Verachtung empfangen, und ertheile Euch zur Antwort, daß ich mich nicht wenig verwundere, wie Ihr Euch einige Hoffnung habet machen können, daß ich, so wie Ihr, zum Verräther an meinem Könige werden könnte. Das was ich zum Dienste Ihrer Majestät des vorigen Königs gethan habe, muß Euch nicht unbekannt seyn; und von dieser Gesinnung der Treue bin ich noch niemals gewichen.

*) Jacob Stanley, Graf von Derby und Herr der Insel Man, ward durch die standhafteste Treue gegen seinen König berühmt und unglücklich. Als Cromwell dem unglücklichen König Karl dem ersten den Kopf abschlagen lassen, so suchte er in einem Schreiben die Freundschaft des Grafen von Derby, als eines der vornehmsten Herren in Engelland, zu gewinnen, daß er dieses unmenschliche Verfahren gutheißen, und ihm noch dazu die Insel Man überliefern möchte. Herr Nemeiz hat in seinen Abhandlungen aus den Geschichten ꝛc. aus der Peerage of England die Schicksale und letzten Stunden dieses würdigen Grafen beschrieben, und von ihm entlehne ich diesen Brief, der männlich und heldenmüthig ist, als die Antwort auf Cromwells Antrag.

chen. Ich verachte Eure Vorschläge, verlache Eure Gewogenheit, verabscheue Eure Verrätherey en, und bin so weit entfernt, diese Insel zu Eurem Vortheile zu übergeben, daß ich sie vielmehr mit meinem äußersten Vermögen zu Eurem Verderben erhalten will. Nehmt mit dieser Antwort vorlieb, und verschonet mich mit allen fernern Zumuthungen; denn wenn Ihr mir noch weiter mit dergleichen Briefwechsel beschwerlich fallen werdet, so will ich das Schreiben verbrennen, und den Ueberbringer desselben aufhenken lassen. Das ist der unveränderliche Entschluß, und das soll die unausbleibliche Weise desjenigen seyn, der für seinen größten Ruhm hält, allezeit zu bleiben

Ihrer Majestät

unsers allergnädigsten Königs

Castle-Town den 12. Jul.

1649.

allergetreuester und gehorsamster Unterthan

Derby.

Vier-

Vierzehnter Brief.

Von dem Bischoff Burnet, an den König Karl in Engelland. *)

Den 29. Jänner 16$\frac{7}{8}\frac{9}{0}$.

Seit einigen Monaten habe ich die Kühnheit nicht nehmen mögen, Ew. Majestät mit meiner Aufwartung beschwerlich zu fallen, indem ich nichts anzubringen gehabt, das Dero Zeit und Geduld werth gewesen wäre; und nun wähle ich lieber diesen schriftlichen Weg, weil die unendliche Pflicht, womit ich Ew. Majestät verbunden bin, mir im mündlichen Gespräch einen Zwang zumuthet, den ich nicht so leicht überwinden kann. Was ich aber jetzt Ew. Majestät vortragen werde, geschieht nicht anders als in Gegenwart des allmächtigen Gottes, dem ich von allen meinen Handlungen Rechenschaft geben muß. Ich bitte also, daß Ew. Majestät allergnädigst geruhen wol-

*) Burnet war ein grosser Staatsmann und hatte in unterschiedene auf einander folgende Regierungen in Engelland vielen Einfluß. Dieser Brief zeigt aber auch ein großes Exempel eines rechtschaffenen und unerschrockenen Geistlichen. Er stehet in seiner Lebensbeschreibung, die der Geschichte seiner Zeit angehängt, und von Herrn Mattheson ins Deutsche übersetzt ist. Der König hat den Brief mit vieler Aufmerksamkeit zweymal gelesen, und darauf ins Feuer geworfen.

wollen, den getreuesten Eifer eines Dero armen Unterthanen in Gnaden anzusehen, weil er keine andere Absicht dabey führt, als Ew. Majestät eigenes Bestes und die Freysprechung seines Gewissens.

Ich muß also Ew. Majestät zuerst versichern, daß ich bey allen denen, mit welchen ich Umgang gehabt, niemals das geringste entdecket habe, was einem Aufruhr gleich sehen könnte: aber ich muß hergegen auch dieses sagen, daß die meisten Leute verdrüßlich geworden, und mit Ew. Majestät gar nicht zufrieden sind, sondern ein großes Mißtrauen in Sie setzen. Vormals trugen die Minister, oder Ihro Königl. Hoheit der Herzog, die Schuld von allen Dingen, die unangenehm waren: nun aber fällt sie auf den König selbst, und die Zeit, die sonst alle Wunden zu heilen pflegt, vergrößert sie. Dero letzte Anrede im Parlament bewegt viele zu glauben, daß es ein leichtes seyn wird, aus allen Theilen des Reichs Bittschriften aufzubringen. Hierüber rathschlagt man jetzt; und obgleich noch nichts beschlossen ist, so finde ich doch jedermann so geneigt dazu, daß es wohl, so viel ich urtheilen kann, diesen Ausgang gewinnen wird. Sollten Ew. Majestät ein neues Parlament berufen, so ist zu vermuthen, daß diejenigen, welche die Bittschriften befördert haben, durchgehends zu Gliedern desselben erwählet werden: denn der gemeine Mann hält viel von ihnen, und urtheilet von

Leuten

Leuten, nach ihrem Betragen in dieser Sache. Die Vernünftigsten von denen, die mit Ew. Majestät Aufführung übel zufrieden sind, machen sich die Rechnung, daß entweder der Zustand Dero Sachen jenseit der Meers, oder auch der Schatzkammer zu Hause, Sie bald nöthigen werde, ein Parlament zu berufen, worinn alles seine Richtigkeit bekommen muß, und darum bestreben sie sich auf das äußerste, jedermann so lange in Ruhe zu halten. Sollten Ew. Majestät im April eine Sitzung zum besten Dero Bundesgenossen veranlassen, so haben ihrer viele schon beschlossen, daß die zur Unterhaltung des Bundes alsdann zu bewilligende Gelder einigen Verordneten anvertraut werden sollen, um so damit zu verfahren, wie sie es vor beyden Parlamentshäusern verantworten können: und diese Verordneten wird man so aussuchen, daß allem Vermuthen nach ihre Personen Ew. Majestät ganz mißfällig, und wenn sie das Geld erst in Händen haben, gleichsam ein Staatsrath seyn werden, der alle Anschläge des Hofes tadeln und meistern wird. Und was die gewöhnlichen Einkünfte der Krone betrifft, so finde ich niemand geneigt, den Mangel Ew. Majestät in Betracht zu ziehen; es wäre denn, daß viele Dinge geschähen, die Leute auf andere Gedanken zu bringen, wozu sichs noch gar nicht anläßt. Die Dinge, welche man verlanget, werden sich so leicht nicht thun lassen: ich kann mir auch nicht vorstellen, daß Ew. Majestät sie jemals eingehen werden,

noch daß es billig, oder Ihnen rühmlich sey, sie einzugehen; daß es also bey diesem verwirrten Zustande der Sachen leicht fallen wird, Schwierigkeiten zu machen; aber nicht so leicht Mittel und Wege vorzuschlagen, dadurch sie gehoben werden mögen.

Eins, und zwar das einzige, worinn alle redliche Männer übereinstimmen, ist noch vorhanden, welches Ew. Majestät ohne große Mühe aus aller Dero Ungelegenheit herausreissen kann. Es ist nicht der Wechsel eines Staatsbedienten, oder die Aenderung eines Rathschlusses, ein neues Bündniß, noch eine Sitzung des Parlaments, sondern es ist (vergönnen Sie es mir, allergnädigster König und Herr, daß ich es mit mehr als gewöhnlichem Ernste sage) es ist eine Aenderung in Ihrem eigenen Herzen und Lebenswandel. Und nun, wenn Ew. Majestät dieses Papier nicht im Zorn von sich werfen sollten, so vergönnen Sie mir, als einem in aller Demuth zu Dero Füssen liegenden Unterthan, Ihnen zu sagen, daß alles Mißtrauen Ihres Volks, aller Mangel und Abgang, den Sie leiden, aller Widerwillen des Himmels, der auf Ihnen liegt, und sich daraus spüren läßt, daß alle Ihre Rathschläge zu Schanden werden, von nichts anders herrühren, als daß Sie Gott weder gefürchtet noch gedienet, sondern sich vielmehr unzähligen sündlichen Wohllüsten ergeben haben. Ew. Majestät mögen vielleicht mit Recht gedenken, daß viele von denen, die Ihnen zu-

zuwider leben, von keiner Religion Werks machen; aber der gemeine Mann erwäget dieses mehr, als man glauben sollte. Ich verlange nicht, daß sich Ew. Majestät hinter einer heuchlerischen Larve der Religion verstecken sollen, wie Heinrich III. König von Frankreich that, in Hoffnung, den Sturm seiner Zeiten dadurch zu legen. Nein, eine solche Verstellung könnte nicht lange die Probe aushalten; und gleichwie sie die Rache Gottes nur heftiger reizen müßte, so dürfte das Mißtrauen dadurch vermehret werden. Nein, allergnädigster König und Herr, die Gottesfurcht und Besserung dis Lebens müssen aufrichtig und wesentlich seyn, und von jedermann durch die Werke gesehen werden. Alle, die jetzt bey und um Ew. Majestät sind, und zu Sünden Gelegenheit geben, besonders das Frauenzimmer, muß weggeschafft, und Dero Hofhaltung ganz neu eingerichtet werden. Wenn Ew. Majestät sich von Herzen und ernstlich zu einem gottseligen Leben wenden wollen, so werden Sie bald finden, daß eine heitere Freude von ganz anderer Art, als die aus groben Wohllüsten entstehet, Dero Gemüth erfüllet: alsdann würden Sie sich mit Gott versöhnen, welcher alle Ihre Rathschläge führen und segnen kann; alle redliche Herzen würden sich zu Ihnen kehren, und die Bösen, deren Anhang bald dünne werden müßte, sich schämen. Denn ich versichere es aus der Erfahrung, daß nichts so sehr die Herzen der Unterthanen durchgehends

von Ew. Majestät abgewendet hat, als der üble Ruf von Dero Lebensart, wodurch jedermann bewogen wird, allen andern ärgerlichen Nachreden desto leichter Glauben zuzustellen.

Dieser mein Rath, allergnädigster König und Herr, ist nunmehr fast eben so nöthig für Dero Reichsgeschäffte, als für das Heil Ihrer Seele. Und ob Sie gleich den Gott auf das höchste beleidigt haben, der Ihnen in dem Gefechte bey Worcester, in Dero langen Landesmeidung, und bewundernswürdigen Wiederbringung, solche unermeßliche Güte und Barmherzigkeit erwiesen; so ist er doch gut und gnädig, und will nach herzlicher Reue und Buße, bey geändertem Leben und Wandel, Ihnen alle Ihre Sünden vergeben, und Sie zu Gnaden annehmen. Ach! mein König und mein Herr, sollten Sie so mitten in Ihren Sünden dahin sterben, wie würde es Ihnen ergehen? Vor dem Richterstuhl, wo Sie erscheinen müssen, achtet man der Krone nicht, die Ew. Majestät hier tragen; sondern sie wird vielmehr die Strafe vergrößern, weil Sie Gott, in Ihrem hohen Stande, so sehr entehret haben. Ich hoffe, Sie werden glauben, daß ein Gott sey, und daß ein anderes Leben nach diesem komme, wo keine Sünde ungestraft hingehen wird. Wenn Ew. Majestät bedenken, daß Sie nun zwanzig Jahre auf dem Thron gesessen, und in aller solcher Zeit Gott so weng gepriesen, sondern ihn vielmehr so sehr beleidiget, und daß Sie durch Ihr böses Exem-

pel eine solche Menge in Sünde und Schande hinter sich hergezogen haben, die sich wenig oder gar nicht ihrer Lasterthaten schämen; so muß es Ihnen in die Augen fallen, daß Gott zu schwerem Zorne gereizet worden. Und wenn Ew. Majestät betrachten, wie schlecht es mit Ihren Rathschlägen zu Hause, und mit Ihren Kriegen ausserhalb Landes abgelaufen, ja wie sehr Sie die Herzen Ihres Volks verloren haben; so mögen Sie billig schließen, daß dieses nur von Gott kome, der seinen Zorn nicht von Ihnen wenden wird, es sey denn, daß Sie sich von ganzer Seele zu ihm bekehren.

Ich bin kein Schwärmer, weder in meinen Meynungen, noch in meinem Gemüthe: doch muß ich bekennen, daß mich mein Gewissen so sehr getrieben, Ew. Majestät diese Addresse zu machen, daß ich keine Ruhe hatte, bis es geschehen. Und weil es Ew. Majestät gefallen hat mir zu befehlen, daß ich Ihnen durch Herrn Chiffnich solche Nachrichten, als ich für nützlich und dienlich erachtete, einsenden sollte, so hoffe ich, Ew. Majestät werden es nicht übel deuten, daß ich mich der gegebenen Freyheit auf diese Art bedient habe. Ich kann gewiß und wahrhaftig keine andere Absicht dabey haben, als Ew. Majestät Bestes; denn ich weiß gar wohl, daß dieses der Weg nicht ist, mein eigenes Glück zu machen. Ich werfe mich also zu Ew. Majestät Füssen, und bitte Sie noch einmal im Namen Gottes, dessen Diener ich bin,

dieses Schreiben wohl zu erwägen, und es wegen der geringen Person, die es einsendet, nicht zu verachten. Ich darf Ew. Majestät versichern, daß Sie so zeitlichen als geistlichen Segen in diesem Leben, nebst der Herrlichkeit des zukünftigen davon haben werden. Wenn Sie aber in Ihren Sünden fortfahren, so wird Ihnen vermuthlich Gottes Gericht schon in dieser Zeitlichkeit dermassen hart fallen, daß Sie ein Sprüchwort bey der Nachwelt seyn, und nach Ihrem Tode ewig elend bleiben werden: da ich denn, ich armer Unterthan, der ich jetzt bin, an jenem Tage wider Sie zeugen will, daß ich Ihnen diese freye und treuherzige Warnung gegeben habe.

Es weiß kein Mensch auf der Welt, daß ich in dieser Absicht an Ew. Majestät schreibe, und ich habe eben darum diesen Abend *) dazu gewählt, in Hoffnung, daß die morgende Andacht Anlaß geben werde, alles Vorgetragene desto reiflicher zu erwägen. Ich habe das unterthänigste Vertrauen, Ew. Majestät werden diese aufrichtige Bezeugung meiner Pflicht gegen Dieselben nicht übel nehmen: denn ich würde diese Kühnheit nicht begangen haben, wenn ich mich nicht dazu verbunden geachtet hätte, sowohl wegen meiner Schuldigkeit

*) Der 30. Jänner war eben der Tag, an welchem König Carl. I. der unglückliche Vater dieses Fürsten, an welchen hier Burnet schreibt, vor 32. Jahren war hingerichtet worden, und welchen man feyerlich begeht.

digkeit gegen Gott, als wegen derjenigen, die mich immer antreiben wird zu seyn

Ew. Majestät ꝛc.

Funfzehnter Brief.

Von der Pfalzgräfinn Sophia an den Bischoff Burnet. *)

Mein Herr,

Weil ich für Ew. Ehrw. Verdienste allemal eine besondere Achtung gehabt, und Sie aus Ihren Schriften schon zu kennen glaube, so werden Sie leicht urtheilen, wie angenehm mir die Zeichen Ihrer Freundschaft gewesen seyn müssen. Ich versichere, daß ich dieselben sehr wohl zu schätzen weiß, und für den Eifer sehr erkenntlich bin, den Sie für mei-

*) Die beyden Briefe dieser Churfürstinn finde ich ebenfalls in Burnets Leben, und beziehen sich auf die Succeßionsacte, die unter Wilhelm III. zum Besten des Hauses Hannover gemacht ward. Der erste Brief ist im J. 1689. geschrieben, als der Antrag zur Ernennung in der Succeßionsacte geschah; und der andere im J. 1701. als diese Benennung wirklich zu Stande kam.

ne Angelegenheiten zu bezeigen belieben, und womit ich eben so sehr zufrieden bin, als ob Ihre guten Absichten noch so wohl gelungen wären. Ich bin in den Jahren, daß ich an kein anderes Reich, als an das himmlische gedenken kann; und was meine Söhne betrifft, so sollen sie allemal dem Könige und dem Reiche Großbritannien gewidmet seyn. Herr Schütz hat mir geschrieben, daß Ew. Ehrw. der Meynung wären, daß Se. Majestät einen davon mit Vergnügen in Engelland sehen würden: und weil mir mein zweyter Sohn schon gemeldet hat, daß er nach geendigtem Feldzuge wohl Lust hätte, hinüber zu gehen, um dem Könige zur Besteigung des Thrones Glück zu wünschen, auch sich dazu des Kaisers Erlaubniß, dessen General-Wachtmeister er ist, ausbitten wollte; so unterfange ich mich Ew. Ehrw. zu ersuchen, wenn er die Reise thun wird, ihm mit Ihrem Rathe beyzustehen, damit er seine Aufwartung bey Hofe wohl mache. Hätte er die Religion ändern wollen, so wären seine Sachen am Kaiserlichen Hofe sehr gut von statten gegangen: aber er hat zu viel von seines Onkels des Prinzen Ruperts Gemüth an sich, als daß er in seinem Glauben wanken sollte. Die Lehre trägt zwar Luthers Namen, aber unsere Geistlichen in Hannover halten sie der Engelländischen gleichförmig, und würden sich nie geweigert haben, mir das heilige Abendmahl in der Religion,

darinn ich stehe, zu reichen. Aber ich habe doch meinen Glaubensverwandten kein Aergerniß geben wollen, und ich halte dafür, daß ich darinn Ew. Ehrw. Beyfall habe. Indessen muß ich Ihnen Glück wünschen, daß es Gott gefallen, Ihnen einen König und eine Königinn von unendlichen Verdiensten zu geben. Ich bitte ihn, daß er dieselben erhalten, und mir das Vergnügen gönnen wolle, Ihnen und allem, was Ihnen lieb ist, durch angenehme Dienste zu bezeigen, wie sehr ich sey

Ihre gewogenste
Sophia, Pfalzgräfinn.

Sechszehnter Brief.

Herrnhausen, den 22. Jun. 1701.

Sie sind sehr gütig, mein Herr, daß Sie an allen Dingen Theil nehmen, die die Hoheit des Hauses betreffen, darinn ich mich vermählt habe: und ich muß Ihnen insbesondere für die Gewogenheit Dank sagen, die Sie mir bey der Succeßionsacte bezeiget haben, wodurch zugleich alle katholische Erben, die jederzeit so viel Unruhe in Engelland angerichtet haben, von der Krone ausgeschlossen sind. Zu meinem Unglücke bin ich schon gar zu alt; als

daß ich der Nation und meinen Freunden noch nützlich seyn könnte, um derentwillen mir gleichwohl das Leben süße werden sollte. Mein Wunsch soll inzwischen dahin gehen, daß diejenigen, die nach mir kommen, sich der Ehre, die sie genießen werden, würdig machen mögen, und ich wenigstens Gelegenheit haben könne, Ihnen durch wirkliche Gefälligkeiten zu zeigen, wie hoch ich Ihre Verdienste schätze.

Sophia, Churfürstinn.

Siebenzehnter Brief.

Von dem König Erich XIV. an seinen Bruder.*)

Durchlauchtigster und großmächtigster Fürst,

Ich weiß nicht, ob es nützlicher für mich ist, zu schweigen, oder meine Klagen zu Papier zu

*) Dieser unglückliche Erich, der der Königinn Elisabeth von Engelland einen Heirathsantrag that, den sie verwarf, und nachmals auch von der Prinzeßinn Christine, einer Tochter des Landgrafen Philipps von Hessen, abschlägige Antwort bekam, heirathete darauf eine Person von dem niedrigsten Stande, und verlor dadurch die Zuneigung seiner Brüder und sei-

zu bringen. Denn ich habe schon verschiedenemale erfahren, daß meine Briefe, anstatt meinem Unglücke einige Linderung zu verschaffen, es nur vermehret haben, ohne zu gedenken, daß ich niemals die geringste Antwort von Euch erhalten habe. Ich zweifle daher, ob meine Bittschriften Ew. Hoheit sind übergeben worden. Unterdessen zwingt mich die große Noth, noch diesen Versuch zu thun, um meinem Elende, das ich ausstehe, entweder eine Erleichterung oder ein Ende zu verschaffen. Denn ich

seiner Unterthanen. Dazu kamen noch einige grausame Handlungen, die er begieng, woraus man schließen wollte, daß er unsinnig und zu regieren unfähig wäre. Johann nahm diese Gelegenheit in Acht, ihn mit Hülfe seines jüngern Bruders Karls von Sudermanland, vom Thron zu stossen, und ins Gefängniß zu werfen, wo er ihn mit Gift hingerichtet haben soll, um sich zum Thron Platz zu machen. Erich war ein sehr wohlgestalter Prinz, und hatte viel gute Eigenschaften. Er war auch gelehrt; und es erhellet aus den beyden lateinischen Briefen, die er aus seinem grausamen Gefängnisse schrieb, und die ich hier übersetze, daß er wenigstens damals nicht unsinnig war, und daß er Mitleiden verdient hätte. Descriptio de la Livonie &c. 8. Vtrecht 1705. p. 118. seqq. Von seinen Schriften handeln die Abhandlungen des Hrn. Palmschiold in der Sammlung der Societ. der Wissenschaften. Man hat auch eine Historie des Krieges mit Dännemark von ihm, die noch nicht gedruckt ist, und es wohl verdiente. Man sehe auch *Im. Weberi* diss. de Erico XIV. Giess. 1714.

kann mir nimmer einbilden, daß es Ew. Hoheit Befehl und Wille sey, mir alle die Leiden anzuthun, unter welchen ich seufze. Gott weiß, auf was für eine unwürdige und unmenschliche Art man mit uns seit zwey und zwanzig Wochen umgegangen ist. Es ist kein Tag vorbeygegangen, ohne daß man uns gekränkt hat. Denn außer den boshaften Schmähungen, womit niederträchtige Leute uns immer beunruhigten, so hat man uns fast vor Hunger und Kälte im Gestank und in der Finsterniß umkommen lassen. Sie haben mich ferner mit Degen und Dolchen zu einer Zeit verfolgt, da ich ausser Stand war mich zu wehren. Oft konnten wir nicht einmal sogar des Nachts vor dem Geräusche und Lärmen, das sie im Hause machten, Ruhe haben. Unter allen diesen Leiden betrübt uns nichts mehr, als daß wir des göttlichen Worts und der Predigten beraubt sind; denn wir haben seit zwölf Sonntagen, ohne verschiedener Feyertage zu gedenken, keinen Prediger gehabt. Sie haben mir zugleich nebst allen unsern Sachen meine lateinische Bibel weggenommen. Unterdessen würde ich alle diese Leiden mit Geduld ertragen, wenn ich nur gewiß wüßte, wie bald man mir meine Freyheit wieder geben, und meine Gefangenschaft und Leiden endigen wollte. Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich niemals willens gewesen bin, weder den Traktat, noch die Conditionen, über die wir uns in unsern gegenseitigen Briefen mit

einander verglichen hatten, und die durch Ew. Hoheit Siegel und Eid bekräftigt sind, zu brechen. Hätte man mich in Frieden leben lassen, ohne mir Unrecht zu thun, so würde ich niemals die erste Ursache aller unserer Streitigkeiten geworden seyn. Ich habe auch nichts wider den Adel im Sinne gehabt, seitdem die Aussöhnung geschehen ist, und daß man sich einander geschrieben hat, wie sie sich darüber beschweren: ich habe nur gedacht, sie in ihrer Pflicht und Treue zu erhalten, und das ganze Reich wider die Gewaltthätigkeit und Anfälle der Feinde zu schützen. Aber, o Unglück! indem ich mich bemühe, die Wohlfahrt aller meiner Unterthanen zu befördern, so habe ich mein eigenes Verderben beschleunigt. Weil ich also ein gutes Gewissen habe, und in nichts straffällig bin, ja gesetzt auch, daß ich das größte Verbrechen begangen hätte (welches doch nicht ist) und daß selbst mein Feind darüber Richter seyn sollte, so glaube ich, wenn er anders die geringste Billigkeit besässe, daß er mein Verbrechen durch alle die Leiden und Marter, die man meine königliche Person hat ausstehen lassen, für mehr als zu viel gebüsset halten müßte. Ich hoffe, daß Ew. Hoheit, als ein Bruder, und aus einem Grund von Gerechtigkeit, und besonders um der Hoffnung des ewigen Lebens willen, von meinem Elend und Leiden werden gerühret seyn, mich von dieser sehr harten und engen Gefangenschaft

zu befreyen, und mir meine völlige Freyheit wieder zu geben: oder, daß mir Ew. Hoheit wenigstens melden, was Sie von mir verlangen und wünschen, um mich und die Meinigen frey zu lassen. Ich bitte Ew. Hoheit zugleich, mir die Artikel mit ganz deutlichen und völlig verständlichen Worten zu geben. Ich verspreche so bald als möglich, alle die Bedingungen zu unterschreiben, die Sie mir auflegen werden, sie durch meine eigene Hand und Siegel und durch Briefe zu bekräftigen, und in Ausübung zu bringen, wenn sie nur nicht gegen die Ehre Gottes, gegen meine Ehre und mein Ansehen, noch gegen mein Leben sind, und nicht zum Verderben und grossen Schaden meiner selbst, meiner Frau und Kinder gereichen; welches, wie ich glaube, Ew. Hoheit nicht von mir verlangen wird. Denn die Welt ist groß und weit genug, um ein leichtes Mittel zu finden, den Haß zwischen Brüdern zu stillen oder auszulöschen, durch eine grosse Entfernung der Oerter, und weitläuftige Länder, die zwischen ihnen sind, ohne daß man dazu Gefängnisse und Martern braucht.

Kann ich aber meine Bitte nicht erlangen, so ersuche ich, mir meine drey Töchter wieder zu geben, bis sich der Haß und Zorn gelegt hat, und Ew. Hoheit durch Hülfe des Geistes Gottes bessere Gedanken von der Gerechtigkeit meiner Sache bekommen. Das ist mit wenig Worten, warum ich demüthig ansuche, und bitte

Gott,

Gott, daß er Ew. Hoheit nebst Dero Gemahlinn und Kindern Gesundheit des Leibes und der Seelen schenken, und zu Dero gerechten und frommen Rathschlägen Glück geben, so wie mich durch meine und der Meinigen Befreyung, die Wirkung meines Ansuchens empfinden lassen wolle.

Ew. Hoheit

Aus meinem Gefängniß zu Stockholm.

sehr unglücklicher Bruder

Erich.

Achtzehnter Brief.

Von eben demselben an den vorigen.

Dem Durchlauchtigsten und Großmächtigsten Fürsten Johann, Erbstatthalter von Schweden, entbietet seinen demüthigsten Gruß —

Durchlauchtigster und Großmächtigster Fürst, mein Herr und mein Bruder,

Gestern setzte man den einzigen Diener, der mir noch übrig geblieben war, den Doctor Benedictus, wie auch meinen Koch, gefangen. In dem Elende, das ich und meine Kinder aus-

stehen,

stehen, können wir unmöglich ihre Hülfe entbehren, wenn wir nicht vor Hunger und Mangel umkommen sollen. Ich flehe also Ew. Hoheit an, Befehl zu geben, daß man sie loslasse, und ihnen erlaube, uns aufzuwarten. Gott wird es Ew. Hoheit in diesem und im zukünftigen Leben vergelten. Ich selbst werde Gott darum in meinem Gebete bitten.

Geschrieben zu Stockholm, aus meinem Gefängniß,
den 6ten Octobr. 1568.

Neunzehnter Brief.

Schreiben der Königinn Christine von Schweden, an den Landgrafen Friederich von Hessen. *)

Mein Vetter,

Ich hatte darum bisher so lange still geschwiegen, um Ihnen durch keinen Brief beschwerlich zu seyn, der Ihnen nicht angenehm

*) Dieses Schreiben, deren berühmte Verfasserinn endlich selbst in den Fehler gefallen, dagegen sie hier einen ihrer Anverwandten so nachdrücklich warnet, ist doppelt merkwürdig, und steht als ein Exempel in der Rhétorique de l'honnête homme p. 11. angeführet.

nehm seyn kann, weil er Ihnen etwas von dem Gerüchte sagen muß, das man hier hat, als ob Sie, nach dem Exempel Dero Herrn Bruders, welcher sich endlich zur katholischen Religion bekannt hat, ebenfalls mit einer solchen Veränderung umgiengen. Aber die Freundschaft, die ich seit so vielen Jahren mit Ihnen unterhalten habe, erlaubt mir nicht, Ihnen das nachtheilige Urtheil zu verheelen, welches alle die Ihrigen bey dieser Gelegenheit von Ihnen fällen. Ich glaube, daß es Ihnen nicht unbekannt seyn kann, wenn Sie einige Aufmerksamkeit darauf wenden wollen, und Sie werden sich leicht vorstellen, daß es auf ihr Bitten geschieht, wenn ich mit Ihnen von dieser Sache rede. Sie haben nach der Gefälligkeit, die Dero Freundschaft allezeit gegen mich bezeigt hat, geurtheilet, daß ich eine ziemliche Gewalt über Dero Gemüth haben müßte, um es zu seinen ersten Meynungen zurück zu bringen, und sie haben mich deswegen gebeten, diese äußerste Mühe bey Ihnen anzuwenden, in Hoffnung, daß sie nicht vergeblich seyn würde. Um also ihr Verlangen zu befriedigen, und den Pflichten der Freundschaft gemäß zu handeln, schreibe ich diesen Brief, und bitte, ihn mit Aufmerksamkeit zu lesen. Es ist meine Sache nicht, diese Materie so zu tractiren, wie man sie auf der Katheder, oder auf den Kanzeln abzuhandeln pflegt. Ich überlasse es denen, die von solchen gelehrten Kriegen Pro-

fession

feßion machen, sich darüber nach Belieben zu ängstigen; für mich würde es unschicklich seyn, Ihnen Sachen vorzupredigen, die so weit von meinem Stande entfernt sind. Ich will also die Disputationen beyseite seßen, die die Lehrer der Reformirten mit den Lehrern der Römischen Kirche haben. Und weil ich von einer dritten Religion bin, die dadurch, daß sie die Wahrheit gefunden, sich von jenen Meynungen entfernet, und sie als falsch verworfen hat, so ist es billig, daß ich mit Ihnen als eine neutrale Person rede, und Ihnen nur einen einzigen Punkt zu Gemüthe führe, der Ihnen empfindlich seyn muß, nämlich die Vorstellung der Ehre. Kann es Ihnen wohl unbekannt seyn, wie sehr diejenigen, die ihre Religion verändern, von denen gehaßt werden, deren Meynungen sie verlassen, und wissen Sie nicht aus so viel berühmten Exempeln, daß sie selbst von denen verachtet werden, zu welchen sie sich begeben? Belieben Sie einmal zu erwägen, wie viel der Ehre eines Fürsten daran gelegen sey, daß man ihn für standhaft hält, und seyn Sie gewiß, daß Sie der Ihrigen viel schaden werden, wenn Sie einen solchen Fehler machen. Werden Sie diese jetzt gemeldten Umstände wohl überlegen, so bin ich versichert, daß Sie Ihren Vorsatz leicht umstossen werden: und ich glaube auch nicht, daß Sie gern eine Handlung begehen wollten, die nach meiner Meynung so

sehr

sehr zu Ihrer Reue gereichen könnte, wenn es nachher allemal zu spät ist, sie zu bereuen, und Ihnen für die übrigen Tage Ihres Lebens eine ewige Gewissensunruhe hinterlassen würde. Denken Sie daran, ich bitte Sie, und geben Sie Ihrer Ehre und Ihren Freunden das, was Sie ihnen schuldig sind. Was mich betrifft, so werde ich mich ungemein freuen, wenn ich in der Meynung bestärkt werde, daß Sie gesonnen sind, niemals etwas zu thun, welches denen mißfallen könnte, welche berechtigt sind, von dem, was gut gethan ist, zu urtheilen. Außerdem sind noch mehr Dinge, die Sie in dieser Gesinnung bestärken könnten. Aber man thäte Ihnen unrecht, wie mich deucht, wenn man diese noch anführen wollte, nachdem ich von diesem Hauptpunkte geredet habe. Das Interesse Ihres Glücks, welches Sie an das Interesse Ihres Hauses verbindet, darf mit demjenigen, das Ihre Ehre betrifft, nicht gleich gestellet werden, und es würde ihm nachtheilig seyn, wenn man auf einen jeden andern Nutzen sehen wollte, nachdem Ihnen dieser vorgestellt ist. Sie sehen, daß ich mein gegebenes Wort ganz gut halte, und daß ich mich nicht in theologische Fragen vertiefe. Ich glaube den Wohlstand mit genugsamer Sorgfalt zu beobachten, um nicht die Gränzen zu überschreiten, die ich mir vorgesetzt hatte. Die Gewissenhaften werden vielleicht meine Zurückhaltung tadeln; aber ich

will

will Ihnen statt aller Entschuldigung sagen, daß es mir übel anstehen würde, ihnen zu gefallen meine Methode zu verlassen. Mein Humeur und mein Stand überheben mich dieser Mühe, und befehlen mir, mit Ihnen auf eine meiner Neigung gemäßere Art von der Sache zu reden. Sie werden sich nicht darüber ärgern, wenn Sie sich erinnern wollen, daß wir für Zepter und Waffen geboren sind, und nachdem wir davon so offenbar Gebrauch gemacht, daß es das Heiligthum würde entweihen heissen, wenn man hinein gehen wollte, um die heiligen Sachen zu berühren. Aber um mich zu entschuldigen, gebe ich nicht Acht darauf, daß ich, indem ich mich rechtfertige, einen andern Fehler begehe, der in der That nicht ganz so groß ist, als derjenige seyn würde, den Theologen vorzustellen. Er ist indessen doch tadelnswerth. Ich entferne mich gar zu lang von dem Schluß meines Briefs, den sie vielleicht mit Ungeduld erwarten. Ich bekenne meinen Fehler, wie Sie sehen, und ich bitte Sie deswegen um Verzeihung: ich werde alles thun um ihn wieder gut zu machen, wenn Ihnen meine Dienste nöthig seyn werden. Ich will mich bemühen, Ihnen zu zeigen, daß ich nichts mit größerm Eifer wünsche, als das Vergnügen, Ihnen nützlich zu seyn. Erweisen Sie mir unterdessen das Vergnügen, denen Versicherungen, die ich Ihnen

von der Dauer meiner Freundschaft mache, Glauben zuzustellen. Ich bin,

Mein Vetter,

Stockholm, den 10ten März, 1652.

Ihre geneigte Base Christine.

Zwanzigster Brief.

Von der Königinn Christina an den König von Abyßinien. *)

Durchlauchtigster Fürst ꝛc.

Wir haben diese Gelegenheit, da einer Dero Unterthanen Namens Akalaxtus zu Ew. Hoheit wieder zurückkehret, nicht vorbeylassen können, Ew. Hoheit durch gegenwärtigen Brief unsere Freundschaft zu bezeigen, da Sie als der einzige christ-

lis-

*) Die Königinn wollte sich auch außer Europa bekannt machen. Akalaxtus, ein Abyßinischer Gelehrter, der den berühmten Ludolph vergebens in Deutschland gesucht hatte, befand sich damals in Stockholm. Sie ergriff diese Gelegenheit, durch ein Empfehlungsschreiben für den Akalaxtus, mit dem Aethiopischen König, der nach Ludolphs Bericht Basilides hieß, in Briefwechsel zu kommen. Das Original dieses Briefs ist lateinisch MEM. *de la Reine Christine* I. p. 352.

liche Fürst in jenen Ländern desto mehr Hochachtung von allen denjenigen verdienen, die sich zu eben derselben Religion bekennen. Aus eben dem Grunde wünschen wir Ew. Hoheit gleich beym Anfange unsers Briefwechsels von Herzen alles Glück, und daß diejenige Religion, die bis jetzo unter so vielen Feinden des christlichen Namens aufgewachsen ist, unter der Regierung Ew. Hoheit und Dero Nachfolger aufrecht und bey aller ihrer Reinigkeit erhalten werden möge. In dieser aufrichtigen Gesinnung empfehlen wir zugleich den oben erwähnten Akalaxtus zu Ew. Hoheit Huld und Gnade ꝛc.
Stockholm den 13. Aug. 1653.

Ein und zwanzigster Brief.

Von eben derselben an den Grafen Magnus de la Gardie. *)

Mein Herr,

Weil Sie mich noch einmal nach dem Unfall, der Ihnen begegnet ist, zu sehen verlangen, so muß ich Ihnen sagen, wie sehr dieses Verlangen Ihrer Hoffnung entgegen sey, und ich schreibe Ih-

*) Der Graf war einer der Vornehmsten des Reichs, ihr Favorite, und der Prinzeßinn Maria, des folgen-

Ihnen darum diesen Brief, um Sie an die Ursachen zu erinnern, die mich Ihrer Bitte widersetzen, und Ihnen zugleich begreiflich zu machen, daß eine solche Unterredung nichts zu Ihrer Ruhe und Zufriedenheit ausrichten kann. Es steht nicht in meiner Macht, Ihrem Unglücke abzuhelfen: die völlige Wiederherstellung Ihrer Ehre kömmt allein auf Sie selber an. Was können Sie doch von mir hoffen? oder was kann ich anders thun, als daß ich Sie beklage und zugleich tadle? Die Freundschaft, die ich gegen Sie gehägt habe, verbindet mich zu dem einen sowohl als zu dem andern, und so viel Nachsicht ich auch gegen Sie gehabt, so kann ich doch nicht, ohne ungerecht gegen mich zu seyn, Ihnen das Verbrechen verzeihen, welches Sie wider sich selbst begangen haben. Glauben Sie nicht, daß ich erzürnt sey. Ich versichere Ihnen, daß ich es nicht bin. Ich bin unfähig, jemals andere Empfindungen

für

genden Königs Schwester, Gemahl. Er zog sich sein Unglück, daran wohl Bourdelot und Pimentelli die meiste Schuld hatten, durch eine falsche Beschuldigung des von Steinberg und Schleppenbach zu, als ob die Königinn sich gegen diese ungädig wider ihn erklärt hätte. Der Graf half sich schlecht aus der Sache, er mag nun recht oder unrecht gehabt haben; und die Königinn war unerbittlich, ihn weiter zu hören. Der Brief nebst der ganzen Erläuterung stehet in den *Mémoires* des Herrn Hofraths Arkenholz T. I. p. 359. Der Kanzler Oxenstierna, dessen Feind er war, bat vergebens für ihn.

für Sie anzunehmen, als Empfindungen des Mitleidens. Aber dies kann Ihnen zu nichts helfen, seitdem Sie gemacht haben, daß Ihnen meine Gütigkeit, die ich gegen Sie hägte, unnützlich wird. Sie haben sich derselben nach Ihrem eigenen Geständniß unwürdig gemacht, und Sie haben sich in Beyseyn und vor den Augen verschiedener Personen vom Stande selbst das Urtheil der Verbannung gesprochen. Ich habe dieses Urtheil, weil es gerecht war, bestättigt, und ich bin nicht so bereit, es zu widerrufen, als man es Ihnen weiß macht. Getrauen Sie sich noch wohl vor meinen Augen zu erscheinen, nach dem, was Sie gethan und gelitten haben? Ich schäme mich an Ihrer statt, wenn ich bedenke, zu wie vielen Niederträchtigkeiten Sie sich herabgelassen haben; und wie demüthig Sie sich selbst gegen diejenigen bezeiget, denen Sie so schlimme Streiche gespielt hatten. In diesem unglücklichen Vorfalle hat man an Ihrer Aufführung nichts großes, nichts schönes noch edelmüthiges bemerkt. Wenn ich zu einer Reue fähig wäre, so würde ich bedauren, daß ich mit einer so schwachen Seele, als der Ihrigen, Freundschaft gemacht. Aber diese Schwachheit schickt sich nicht für mich, und da ich allezeit nach der Vernunft gehandelt habe, so darf ich den Schein nicht tadeln, den ich bey gelegenen Zeiten gegeben habe. Ich würde Ihnen beständig hold geblieben seyn, wenn Ihre Unvernunft mich nicht gezwungen hätte, mich wider Sie

zu erklären. Die Ehre zwingt mich, es öffentlich zu thun, und die Gerechtigkeit befiehlt mirs. Ich habe seit neun Jahren mehr als zu viel für Sie gethan, und wider alle Ihre Partey blindlings gehalten. Aber jetzt, da Sie das, was Ihnen am theuresten seyn muß, verlassen, jetzt bin ich von dieser Fürsorge befreyet. Sie haben selber ein Geheimniß offenbar gemacht, das ich ewig verschweigen wollte, um zu zeigen, daß Sie des Glücks unwürdig wären, welches Sie von mir erhalten hätten. Wenn Sie entschlossen sind, Verweise zu hören, so können Sie nur hieher kommen. Ich erlaube es auf diese Bedingung. Aber hoffen Sie ja nicht, daß ich durch die Thränen, noch durch die Unterwerfungen jemals zu der geringsten Gefälligkeit könne bewogen werden. Die einzige, deren ich noch gegen Sie fähig bin, ist diese, daß ich wenig daran gedenke, und noch weniger davon rede; weil ich niemals davon zu reden entschlossen bin, ohne Sie zu tadeln. Ich muß Ihnen hiedurch zeigen, daß Sie nach einem solchen Vergehen meiner Achtung unwürdig sind. Sehen Sie, was mir noch übrig für Sie zu thun war. Erinnern Sie sich indessen, daß Sie sich selbst allein Ihren Unfall zu danken haben, und daß ich gegen Sie billig bin, so wie ich es alle zeit gegen jedermann seyn werde.

Upsal, den 5. Decemb.
1653.

Christina

Zwey und zwanzigster Brief.

Von eben derselben an den Französischen Gesandten Herrn Chanut. *)

Ich habe Ihnen ehmals die Ursachen angezeigt, die mich in dem Entschluß die Regierung niederzulegen, standhaft gemacht haben. Sie wissen, daß mir dieser Einfall lange im Kopfe herum gegangen ist, und daß ich ihn nach acht Jahren Bedenkzeit endlich auszuführen Willens bin. Es sind wenigstens schon fünf Jahre, da ich Ihnen diese Entschließung bekannt machte, und ich sahe damals, daß Sie ungeachtet der Gründe, die Sie nicht verwerfen konnten, aus blosser Zuneigung und Theilnehmung an meinem Glücke denselben widerstunden, und sich alle Mühe gaben, mir

davon

*) Die Königinn besaß große Eigenschaften, aber auch eine unumschränkte Neigung nach Ruhm, die einzige in ihrer Art zu seyn. Bourdelot, ein Franzose, und Pimentelli, der Spanische Abgesandte, hatten ihren Verstand verdorben, und sie zu dem großen Schritte verleitet, worüber ganz Europa erstaunte, die Krone niederzulegen, und in Rom Reliquien zu suchen. Es ist gewiß, daß sie darüber eine späte Reue empfunden hat, so sehr sie auch den Flor einer äußerlichen Gleichgültigkeit darüber zu ziehen suchte. Mem. de Mr. *Arkenholz* I. p. 396.

davon abzurathen. Ich sahe mit Vergnügen, daß Sie in diesem Gedanken nichts fanden, das meiner unwürdig wäre. Sie wissen, was ich Ihnen darüber das letztemal sagte, als ich das Vergnügen hatte, mit Ihnen zu reden. In einer so langen Zeit haben mich keine Vorfälle anders Sinnes werden lassen. Ich habe alle meine Handlungen zu diesem Zweck eingerichtet und hingeleitet, ohne mich jetzt zu bedenken, da ich bereit bin meine Rolle zu beschließen, und mich hinter die Schaubühne zurück zu ziehen. Ich bin wegen des *plaudite* eben nicht unruhig. Ich weiß, daß die Scene, die ich gespielt habe, nicht nach den gemeinen Regeln des Theaters hat eingerichtet seyn können. Es ist so leicht nicht, daß das Starke, das Männliche und Herzhafte gefallen könnte. Ich erlaube einem jeden davon nach seiner Einsicht zu urtheilen; ich kann Ihnen diese Freyheit nicht nehmen, und wenn ich es könnte, so hätte ich doch keine Lust dazu. Ich weiß, daß nur wenige günstig davon urtheilen werden, und ich bin versichert, daß Sie einer von diesen wenigen sind. Der übrige Theil der Menschen weiß meine Ursachen und mein Humeur nicht, weil ich mich nie gegen jemand erklärt habe, als gegen Sie und einen andern Freund, der groß und edel genug denkt, um eben so davon zu urtheilen, als Sie. *Sufficit vnus, sufficit nullus.* Ich mache mir aus den übrigen nichts, und ich würde demjenigen

aus dem Haufen Ehre erweisen, den ich lächerlich genug schätzte, mich über ihn zu belustigen. Diejenigen, welche diese Handlung nach den gewöhnlichen Maximen unter den Menschen prüfen, werden sie ohne Zweifel tadeln: aber ich werde mir niemals die Mühe nehmen, mich gegen sie zu rechtfertigen. Und in der großen Musse, die ich mir zubereite, werde ich niemals müßig genug seyn, mich ihrer zu erinnern. Ich werde sie zur Untersuchung meines vergangenen Lebens anwenden, um meine Irrthümer zu verbessern, ohne Erstaunen, ohne Reue. Wie viel Vergnügen werde ich nicht in der Erinnerung schmecken, daß ich den Menschen mit Freuden Gutes gethan, und ohne Mitleiden diejenigen bestraft habe, die es verdienten! Ich werde Trost darinn schmecken, niemand sträflich gemacht zu haben, der es nicht war, und sogar derjenigen geschonet zu haben, die es waren. Ich habe die Erhaltung des Staats aller andern Betrachtung vorgezogen, ich habe dem Vortheil desselben alles mit Vergnügen aufgeopfert, und ich habe mir in der Regierung nichts vorzuwerfen. Ich habe ohne Stolz besessen; ich verlasse ohne Zwang. Fürchten Sie bey dem allen nichts für mich. Ich bin in Sicherheit, und meine Güter sind nicht in der Gewalt des Glücks: ich bin glückselig, es mag kommen, wie es will.

Sum tamen, o ſuperi, felix, nullique poteſtas,
Hoc auferre Deo.

Ja ich bin es mehr, als jemand, und werde es immer ſeyn. Ich fürchte von jener Vorſehung nichts, davon Sie mir ſagen: *Omnia ſunt propitia.* Sie mag ſich entweder die Mühe nehmen wollen, meine Umſtände einzurichten, ſo unterwerfe ich mich mit der Ehrerbietung und Gelaſſenheit, die ich ihren Schlüſſen ſchuldig bin; oder ſie mag meine Aufführung mir ſelbſt überlaſſen, ſo werde ich die Seelen- und Verſtandskräfte, die ſie mir gegeben hat, dazu anwenden, mich glücklich zu machen. Und ich werde es ſo ſehr ſeyn, als ich überredet ſeyn werde, daß ich nichts von Menſchen noch von Gott befürchten darf. Die übrige Zeit meines Lebens will ich dazu anwenden, mich mit dieſen Gedanken vertraut zu machen, meine Seele zu ſtärken, und aus dem Haven die Unruhe derjenigen anzuſehen, die ſo mancherley Stürme, welche in dieſer Lebensart gewöhnlich ſind, auszuſtehen haben, weil ſie ihren Verſtand zu dergleichen Gedanken nicht gewöhnt haben. Bin ich nicht in meinem Zuſtande beneidenswürdig? Ohne Zweifel würde ich zu viel Mißgünſtige haben, wenn mein Glück recht bekannt wäre. Sie aber lieben mich doch zu ſehr, als daß Sie mich beneiden ſollten, und ich verdiene es, weil ich ſo aufrichtig bin zu bekennen, daß ich dieſe Empfindungen zum Theil von Ih-

nen habe; ich habe sie aus Ihren Unterredungen geschöpft, und ich hoffe sie dereinst in meiner Muße mit Ihnen noch mehr auszubilden. Ich bin versichert, daß Sie ihr Wort nicht brechen können, und daß Sie bey dieser Veränderung nicht aufhören werden, mein Freund zu seyn, weil ich nichts verlasse, das Ihrer Hochschätzung werth wäre. Ich werde Ihnen, in welchen Umständen ich auch bin, meine Freundschaft erhalten, und Sie sollen sehen, daß mir keine Veränderung begegnen kann, die vermögend wäre, die Empfindungen zu schwächen, wovon ich Staat mache. Sie wissen das alles, und Sie glauben ohne Zweifel, daß die größte Versicherung, die ich Ihnen von mir geben kann, diese ist, wenn ich Ihnen sage, daß ich allezeit seyn werde

Westruhs, den 28. Febr.
1654.

Christina.

Drey und zwanzigster Brief.

Von eben derselben an den König Karl Gustav, ihren Thronfolger. *)

Mein Herr Bruder,

Ich bin glücklich hier angelangt, wo ich die Erlaubniß und den Befehl Sr. Heiligkeit vorgefunden

*) L. c II. p. 165.

den habe, mich dafür zu erklären, was ich schon lange bin. Ich habe mich glücklich geschätzt, ihm zu gehorchen, und diese Ehre höher zu achten, als jene mächtige Staaten zu regieren, welche Sie jetzt besitzen. Sie müssen diese Handlung werth achten, wenn Sie auch sonst glauben sollten, daß ich übel gewählet hätte, weil sie Ihnen so vortheilhaft ist, daß sie weder meine schuldige Liebe gegen Schweden, noch die Triebe der Freundschaft geändert hat, die ich gegen Sie häge, und mit welchen ich allezeit seyn werde

Inspruck den 4. Nov.
1655.

Christina.

Vier und zwanzigster Brief.

An ihren General-Gouverneur Baron Oxenstierna.

In dem Zustande, worin ich bin, hätten Sie mir keinen angenehmern Dienst erweisen können, als mir die Anweisung auf die französischen Subsidien zu überschicken. Es ist freylich wenig; doch ist es besser als nichts, und ich hoffe von Ihnen noch mehrere Geldsummen durch eben die Gelegenheit zu erhalten; wie ich Ihnen denn hiemit auftrage, alle Kräfte anzuwenden, daß ich so viel

als möglich bekommen möge. Dies wird eine wirkliche Probe Ihres Diensteifers und Ihrer Treue seyn, womit ich mehr zufrieden bin, als mit Worten. Bekümmern Sie sich wegen des Texeira nicht; er kann sich weder über mich, noch über Sie mit Grund beschweren. Er soll allemal, wie Sie sagen, seine Zinsen genau bezahlt bekommen, und auch noch immer etwas auf das Kapital, welches dadurch allmählich kleiner werden wird: überdas ist er versichert, daß er bey mir nie zu kurz kommen wird; denn ich wollte lieber trocknes Brod essen, als meine Schulden nicht bezahlen. Ich brauche mich nicht zu verpflichten, Wasser zu trinken, denn ich habe in meinem Leben nichts anders getrunken, und würde, wenn ich auch die Schätze des Crösus hätte, nie etwas anders trinken. Sie brauchen also für den Texeira nicht unruhig zu seyn. Ich denke mehr an ihn, als an mich, und meine Unruhen sind allein meine Schulden; denn ich würde mich nicht zufrieden geben, wenn ich denen mein Wort nicht halten sollte, die sich darauf verlassen haben. Aber wenn ich durch Clairets Zurückkunft angenehme Antworten aus Schweden erhalte, wie ich hoffe; so will ich bald meine Sachen wieder in Ordnung bringen, und sie in einen bessern Stand setzen, als sie jemals gewesen sind. Ich empfehle Ihnen seine gute und geschwinde Abfertigung, woran mir unbeschreiblich viel gelegen ist. Ich möchte Ihnen noch vieles sagen, aber in dem

Stan-

Stande, worinn die Sachen sind, mag ich der Feder nichts anders anvertrauen, da ich nicht weiß, was für ein Schicksal dieser Brief haben wird, und ob er nicht Gefahr läuft, in andere Hände zu fallen, welches mich sehr verdrießen würde. Unterdessen geben Sie sich weiter keine Mühe, mir einen Secretär aufzusuchen. Ich habe hier einen jungen Schweden angetroffen, der ziemlich nach meinem Sinne ist, und ich habe wohl ungeschicktere Leute als ihn gehabt, die ich zu guten Secretären gemacht habe. Die beyden Brobergs waren nichts, als sie in meine Dienste kamen; dennoch habe ich sie so gezogen, als sie nachmals gewesen sind; da es mein Schicksal so will, daß ich nicht nur meiner Bedienten Glück machen, sondern auch ihren Verstand bilden soll. Halten Sie sich nicht damit auf, an Vasano wegen Angelegenheiten zu schreiben. Das ist Zeitverderb. Ich gebe ihm gar keine Nachricht von meinen Umständen, und er würde sich niemals unterstehen, mit mir von dem geringsten zu reden. Schreiben Sie nur an mich selbst, und seyn Sie gewiß, daß Sie bey Ihrem Posten sich dadurch in meiner Gunst erhalten können, wenn Sie mir Geld schicken, und mir getreu dienen. Denn was man mir auch für oder wider Sie sagen könnte, so kömmt es doch nur auf Ihre eigene Handlungen und Dienste an, um gut oder schlimm bey mir angeschrieben zu seyn. Außerdem ist es Ihr eigener Vortheil, mir wohl zu dienen:

denn wenn ich im Stande bin, Ihnen Gnade zu erweisen, so werde ich zur Belohnung Ihrer Dienste alles Mögliche thun; wenn ich hergegen nichts habe, so kann ich auch nichts geben. Fertigen Sie mir den Clairet alsbald ab, und richten Sie mir ein gewißes Einkommen ein, darauf ich sicher Staat machen kann: für das übrige lassen Sie mich sorgen. Schicken Sie mir indessen künftig alles Geld, das Sie von Adlerkrona heben können, und senden Sie die Assignationen gerades Weges an mich. Ich will lieber, daß Texeira von mir abhange, als ich von ihm, um desto mehr, da ich gewissenhaft genug bin, ihm kein Unrecht zu thun; ich will ihn richtig bezahlen, denn ich wollte lieber sterben, als jemand, der mir so viele Jahre so treu gedienet hat, verlassen oder betriegen; und wenn er mir auch nur einen Augenblick gedienet hätte, so wäre das schon genug, mich ewig daran zu erinnern. Mit diesen Empfindungen habe ich in meinem ganzen Leben gelebt, und sie sollen auch, wenn es Gott gefallen wird, mit mir sterben. Fahren Sie also fort mir wohl zu dienen, und verlassen Sie sich auf mich. Ich befinde mich Gottlob gesund, und wenn man ihnen einmal sagt, daß ich todt sey, so glauben Sie es nicht eher, als bis Sie die Nachricht von hier aus haben. Sagen Sie denen, die sich in Schweden über meinen Tod gefreuet haben, daß ich Mitleiden mit Ihrer falschen Freude trage, und versichern Sie ihnen,

daß

daß ich zur Rache eine wahre Betrübniß über den ihrigen dereinst empfinden werde, und daß ich mich freue durch so schöne Erfahrungen zu sehen, von was verschiedenem Gepräge die weise Natur unsere Seelen gemacht hat.

Rom den 26. März
1678.

Christine Alexandra. *)

Fünf und zwanzigster Brief.

Karls des XI erwünschte Genesung. **)

Ich kan diese Gelegenheit nicht vorbey lassen, Ihnen die völlige Genesung des Königs von Schwe-

*) Diesen letztern Namen führte die Königinn nach ihrer Glaubensänderung dem damaligen Papst zu Gefallen.

**) Dieser Brief wurde nach Paris geschrieben. Er enthält die Züge eines großen Königs in denjenigen Stunden, wo der äußerliche Unterschied der Menschen anfängt aufzuhören. Man ist aufmerksam auf das Bezeigen merkwürdiger Männer in diesen Augenblicken, und ich habe diesen Beytrag zu dieser Sammlung nicht übergehen können, der so geschickt ist, würdige Leser zu rühren. Man fühlt beym Schluß alles, was ein solcher König werth war. I. c. II. p. 181.

den zu melden, dessen Leben die Aerzte schon aufgegeben hatten. Es wird Ihnen ohne Zweifel angenehm seyn, wenn ich Ihnen zugleich den Verlauf seiner Krankheit und die schönen Empfindungen dieses Prinzen berichte, welcher am 6ten März mit einem Fieber befiel, das bis den 23. von Tag zu Tag zunahm. Der König suchte seine Unpäßlichkeit zu verbergen, gieng gesellt, und hörte nicht auf, den Rathsversammlungen beyzuwohnen: allein da ihn der Schmerz endlich überwältigte, so gestand er, daß er sich sehr übel befände, und daß ihm ums Herz wehe sey. Er legte sich also zu Bette, und das Fieber verdoppelte sich in der Nacht. Er hatte eine unerträgliche Hitze auszustehen, die mit viel Beängstigung und Herzklopfen verknüpft war. Da er die Annäherung seines Endes merkte, gedachte er an seine Seele, und beobachtete alle Pflichten der Religion mit einer unvergleichlichen Andacht; denn dieser Fürst ist immer sehr tugendhaft gewesen. Er ließ darauf seinen Oberhofprediger holen, der sich auf sein Bette setzen mußte. Ich sehe wohl, daß ich sterben muß, sagte er, doch ehe ich die Welt verlasse, wollte ich Ihnen noch für alle Mühe und Sorgfalt danken, die Sie meinetwegen gehabt haben, und da ich nicht im Stande bin, Sie zu vergelten, so bitte ich Gott, der so gerecht ist, daß er Sie belohnen wolle. Hierauf gab er ihm einen sehr zärtlichen Auftrag an die Königinn, den ich nicht genau verstehen konnte,

weil

weil er schwedisch sprach. Als er alle seine Hofleute und Generale um sich herum sahe, so dankte er ihnen für ihre geleistete Dienste in sehr verbindlichen Ausdrücken. Ich erinnere mich noch ganz wohl, sagte er, was für Gefahr Sie in Bataillen gehabt haben, und daß ich Ihnen nächst Gott allein den glücklichen Erfolg derselben zuschreiben muß. Gegen seine Hofbedienten bedankte er sich nicht weniger, und bedauerte sein gegenwärtiges Unvermögen, ihre guten Dienste nach Wunsch zu belohnen. Er bat um Verzeihung, wenn er jemand beleidiget hätte, und ersuchte diejenigen, die sich etwa über ihn beklagen könnten, zu bedenken, daß er so gut ein Mensch sey als sie, daß er gleichfalls seine Schwachheiten habe, aber daß es doch nie mit seinem Vorsatz geschehen sey, wenn er sie jemals beleidigt hätte. Als sich die Schmerzen der Krankheit verdoppelten, sagte er: Ich muß bekennen, daß alles, was ich in diesem Kriege ausgestanden habe, nicht an das kömmt, was ich jetzt ausstehe, und daß der Krieg, welcher in meinen Herzen vorgehet, viel härter ist, als der, welchen ich geführt habe, so wie der Feind, der mich angreift, weit schrecklicher ist, als alle meine Feinde zusammen. Er bat Gott, Gnade und Erbarmung für ihn zu haben, befahl ihm sein Reich, und wiederholte etlichemal: Ach gutes Schweden! wie unglücklich wirst du seyn, wenn dich Gott nicht in seinen Schutz nimmt! Er bedauerte sehr, daß

er es im Kriege verlassen müßte; er erinnerte alle Umstehende an die Art, wie er sich diesen Krieg zugezogen hätte, wie jung er gewesen wäre, und daß er nicht hätte die nöthigen Mittel anwenden können, den Sachen einen andern Lauf zu geben. Als er sahe, daß sie alle in Thränen zerflossen, sagte er zu ihnen: warum betrübt ihr euch, ihr guten Leute? ich bin so sehr nicht zu beklagen Ich fühle, daß ich ein Kind des ewigen Vaters bin. Ich habe nie jemand übel gewollt. Ich bin meinen Bundesgenossen treu geblieben, und habe meinen Völkern mein Wort gehalten. Kurz ich habe mir nichts vorzuwerfen; ich habe meine Unterthanen zärtlich geliebt; ich habe mich gerne für ihre Wohlfahrt gewagt. Ihr werdet nach mir wohl einen weisern König haben, aber keinen, der euch so sehr liebet, als ich. Da er sich erinnerte, daß die Zeit der Betstunde da war, ließ er den Hofprediger herein kommen, der das Gebet nur kurz machen wollte. Nein, sprach er, jetzt muß man die Zeit brauchen, ich habe es niemals nöthiger gehabt, als jetzt. Bittet Gott, fuhr er zu den Umstehenden fort, daß er sich meiner erbarmen wolle. Nach geendigtem Gebet, überließ er sich den Todesgedanken, und bezeigte keine Furcht dagegen. Jedermann wollte sich zurück begeben, weil er durch die Bemühung zu reden nur schwächer werden mußte. Allein er rief sie zurück, und befahl ihnen, daß man ihn ohne alle Pracht begraben sollte, weil

jetzt

jetzt die Zeit nicht wäre, unnöthigen Aufwand zu machen und weil er nie ein Freund von Pomp gewesen wäre, so wollte er auch so begraben seyn, wie er gelebt hatte. Darauf ließ er sie zum Handkuß, und begleitete seinen Abschied gegen uns mit sehr rührenden und zärtlichen Ausdrücken. Einige Zeit hernach gerieth er in einen Schweiß, der über zwo Stunden dauerte. Der Schmerz, den er um das Herz empfand, ließ nach. Er schlief ein, und brachte wohl vierzehn Stunden in einem sehr ruhigen Schlaf zu. Sein Fieber verwandelte sich in ein dreytägiges, verminderte sich mit jedem Anfall, und blieb endlich völlig aus. Sehen Sie, also ward Schweden von einer großen Unruhe befreyet. Stellen Sie sich die Freude vor, diesen jungen Monarchen ausser Gefahr zu sehen, nachdem man ihn schon in letzten Zügen gesehen hatte! ꝛc.

Sechs und zwanzigster Brief.

Von dem König Karl X. an die Reichsräthe. *)

Meine Herren,

Da ich sehr gute Nachricht habe, daß sowohl unter der Herren Reichsräthen, die ich zu Vormün-

*) Der König war in einen unglücklichen Krieg verwickelt, darinn ihn Frankreich mit Schaden stecken

mündern meines geliebten Sohns, des Prinzen Karls, gesetzt habe, als auch unter den übrigen Räthen ziemlich viele sind, die ganz von Frankreich eingenommen sind: *) so kann ich nicht unterlassen, Sie zu ermahnen, daß Sie bey den Verbindungen, die ich geschlossen habe, fest und standhaft bleiben mögen, da ich sie als die sichersten und vortheilhaftesten für Schweden finde. Frankreich hat mich einmal betrogen, und seitdem ich damit angeführet bin, werde ich nichts mehr mit ihm zu thun haben. Ich rathe ihnen zugleich, meine Herren, sich wider die Intriguen und Parteyen auf guter Hut zu halten, Schweden zu bleiben, die Gunst meines Sohns zu suchen, und das Beste des Vaterlandes eifrig zu befördern. Dazu ermahne ich Sie alle überhaupt, und einen jeden insonderheit, und bitte Sie um Gottes willen, diese meine letzte Erinnerung nicht zu vergessen.

Sieben

ließ. Er nahm darauf die Maxime an, sich nie wieder mit Frankreich einzulassen, und befand sich wohl dabey. In seiner Krankheit, die er nicht zu überstehen glaubte, erinnerte er noch die Reichsräthe durch diesen Brief daran.

*) In dem schwedischen Original findet sich der sonderbare Ausdruck: die französische Magen haben.

Sieben und zwanzigster Brief.

Von der Königinn Christine an den Kanzler von Terlon über die Verfolgung der Protestanten in Frankreich.*)

Weil Sie meine Gedanken über die vergebliche Ausrottung der Ketzerey in Frankreich zu wissen verlangen, so mache ich mir das Vergnügen sie Ihnen zu sagen; und weil ich niemand weder zu scheuen noch zu schmeicheln gewohnt bin, so will ich Ihnen frey bekennen, daß ich von dem Fortgang dieses grossen Vorsatzes nicht viel glaube, und daß ich mich darüber als einer vortheilhaften Sache für unsere heilige Religion nicht freuen kann: hergegen sehe ich das Vorurtheil wohl voraus, welches

ein

*) Dieser Brief erschien damals gar bald öffentlich. Bayle redete davon in seinem gelehrten Journal, und bediente sich unter andern des Ausdrucks: daß die Königinn darinn einen Rest von Protestantismus bezeigte. Die Königinn verlangte, daß Bayle dieses auf ihr Wort widerrufen, und zur Strafe Ihr künftig sein Journal und die neuesten Schriften ordentlich schicken sollte. Die darüber gewechselten Briefe, S. in dem schönen Werke des Herrn Arkenholz II. p. 230. seqq.

ein so neues Verfahren überall verursachen wird. Im Vertrauen, sind Sie wohl von der Aufrichtigkeit dieser Neubekehrten überzeugt? Ich wünsche, daß sie Gott und Ihrem König aufrichtig folgen möchten. Aber ich fürchte ihre Hartnäckigkeit, und ich wünsche für mein Theil, nicht alle die Gottlosigkeiten auf meine Rechnung zu nehmen, welche alle diese Katholiken durch den Zwang solcher Mißionarien begehen werden, die mit unsern heiligen Geheimnißen viel zu soldatisch umgehen. Die Kriegsleute sind seltsame Apostel, und ich halte sie für viel geschickter zu morden, zu rauben und zu plündern, als zu bekehren. Ungezweifelte Berichte erzählen uns auch, daß sie ihren Beruf sehr nach ihrer Mode erfüllen. Ich bedaure die Leute, die man ihrer Willkühr überläßt, ich beklage so viele zerstörte Familien, so viele brave Leute, die an den Bettelstab gebracht sind, und ich kann die gegenwärtigen Vorfälle in Frankreich nicht ohne Mitleiden ansehen. Ich beklage diese Unglücklichen, daß sie in Irrthümern gebohren sind, aber sie sind doch, dünkt mich, mehr zu bedauern, als zu hassen, und wie ich um aller Welt willen nicht an ihrem Irrthum Theil haben möchte, so wünschte ich auch eben so wenig an ihrem Elende schuld zu seyn. Ich betrachte Frankreich als einen Kranken, dem man Arm und Bein abnimmt, um ihn von einem Uebel zu heilen, wozu man weiter nichts als ein wenig Geduld und Gelindigkeit nöthig gehabt

hätte. Aber ich besorge sehr, daß dieses Uebel sich nur verschlimmert, und endlich ganz unheilbar wird, daß dieses unter der Asche glimmende Feuer einmal stärker wieder hervorbricht als jemals, und daß die verlarvte Ketzerey nur noch gefährlicher wird. Nichts ist lobenswürdiger, als der Vorsatz, die Irr- und Unglaubigen zu bekehren; allein das Mittel, womit man es anfängt, ist sehr neu; und weil unser Heiland sich dieser Methode nicht bedient hat, die Welt zu bekehren, so muß sie eben nicht die beste seyn. Dieser Eifer und diese Politik sind mir unbegreiflich. Ja ich freue mich darüber, daß ich sie nicht begreifen kann. Glauben Sie wohl, daß dieses jetzt die Zeit ist, die Hugenoten zu bekehren und sie zu guten Katholiken zu machen? In einem Jahrhundert, wo man so augenscheinlich wider den Respect und die Unterwürfigkeit in Frankreich handelt, die man der Römischen Kirche schuldig ist? Sie ist der einzige und unbewegliche Grund unserer Religion, weil unser Heiland ihr das herrliche Versprechen gegeben hat, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen. Unterdessen ist die ärgerliche Freyheit der gallicanischen Kirche bis zur Empörung niemals näher getrieben worden, als jetzt. Die unterzeichneten und öffentlich bekannt gemachten Sätze der französischen Geistlichkeit sind von der Art, daß sie dem Irrglauben nur einen allzuscheinbaren Triumph gegeben haben,

und

und ich denke, daß seine Verwunderung müsse sehr groß gewesen seyn, sich von eben denen kurz hernach verfolgt zu sehen, die über diesen Hauptpunkt unserer Religion so gleichförmige Gedanken und Lehren mit ihm haben. Sehen Sie die stärksten Gründe, dir mich hindern, über diese angebliche Ausrottung des Irrglaubens froh zu seyn. Der allgemeine Vortheil der Kirche ist mir gewiß so lieb als mein Leben; aber eben dieser Vortheil läßt mich auch mit Schmerzen dergleichen Begebenheiten wahrnehmen, und ich gestehe Ihnen auch, daß ich Frankreich lieb genug habe, um die Verheerung eines so schönen Königreichs zu bedauren. Ich wünsche von ganzem Herzen, mich in meinen Vermuthungen zu irren, und daß sich alles zur größten Ehre Gottes, und des Königs Ihres Herrn endigen möge. Ich bin auch überzeugt, daß Sie nicht an der Aufrichtigkeit meiner Wünsche zweifeln werden.

Rom den 2ten. Febr.
1686.

Acht und zwanzigster Brief.

Billet der Königinn an den päpstlichen Schatzmeister. *)

Sich und Ihren Herrn beschimpfen, das heißt jetzt vor Ihrem Gerichte Recht sprechen. Sie machen mir ziemlich Mitleiden, aber noch weit mehr werde ich mit Ihnen haben, wenn Sie erst Cardinal seyn werden. Unterdessen gebe ich Ihnen mein Wort, daß diejenigen, die Sie zum Tode verurtheilt haben, noch etwas länger, wenn Gott will, leben sollen, und daß, wenn sie etwa eines andern als natürlichen Todes ster-

ben

*) Die Entsagung der Quartierfreyheit, welche der Papst sowohl von der Königinn als von allen fremden Abgesandten, verschiedener Unordnungen willen, verlangte, machte damals in Rom viele Bewegungen. Man hatte einige Leute aus dem Gefolge der Königinn angegriffen, um sie der Römischen Justiz zu überliefern. Die Koniginn schützte sie, und ließ den Sbirren ihren Raub wieder abjagen. Der Streit ward schlimmer, und veranlaßte die Königinn zu diesem berühmten Billet. Der Papst nahm ihr die jährliche Pension von 12000 Thlr. Aber das war gerade das schlechteste Mittel Christinens Geist zu beugen. Man sieht aus dem folgenden Briefe, wie sie es aufgenommen. Endlich trat sie die Quartierfreyheit von selbst freywillig ab.
L. c. p. 456. 260.

ben sollten, sie gewiß nicht allein sterben wer-
den.

Aus dem Pallast, den 24. Jul.
1687.

Neun und zwanzigster Brief.

Von der Königinn an den Cardinal Azzolino.

Sie haben mir gewiß die angenehmste Nachricht von der Welt gegeben. Ich beschwöre Sie bey Ihnen selber, mir diese Gerechtigkeit zu erweisen. Gott, welcher den Grund meines Herzens kennt, weiß, daß ich nicht lüge. Die zwölftausend Thaler, die mir der Papst gab, waren der einzige Flecken meines Lebens, den ich von der Hand Gottes als die größte Demüthigung für meinen Stolz empfieng. Ich sehe nun, daß ich wieder bey ihm in Gnaden bin, da er mir die besondere Gunst erweiset, sie mir auf eine für mich so rühmliche Art zu nehmen. Gott hat mich bey dieser Gelegenheit für das Wenige belohnt, das er mir für seinen Dienst eingab. Diese Gnade, die mir Gott erweiset, ist tausend Königreiche werth, und ich bitte ihn, mich nur vor Eitelkeit zu bewahren, dazu mich ein

so

so schöner Vorfall reizet. Das einzige, was ich bedaure, ist dieses, daß man mir nicht hunderttausend Thaler für mich hat nehmen können. Dies würde für den Kaiser eine papstwürdige Hülfe seyn, und ich hätte noch ein wenig mehr Verdienst, mich darüber zu freuen: allein der Papst nimmt eigentlich mir nichts, er entzieht es vielen Leuten, die es nöthiger brauchen, als ich. Ich bitte Sie, dem Cardinal Cibo und dem Papst von meinetwegen für die Gutheit zu danken, daß er mich dieser Verbindlichkeit hat entledigen wollen. Ich war eben allein, als man mir Ihren Brief brachte. Ich hätte in dem Augenblick gewünscht, daß die ganze Welt in dem Innersten meines Herzens hätte die Freude lesen können, womit er mich erfüllte. Aber Gott weiß, es ist genug. Bitten Sie ihn für mich, daß er mich vor Eitelkeit bewahre, die mir seine eingeflößten Empfindungen geben. Ich getraue mir zu sagen, daß sie seiner würdig sind, und daß er mir heute eine der größten Gnadenbezeugungen in meinem Leben erwiesen hat. ꝛc.

Dreyßigster Brief.

Von dem Cardinal Mazarin an den König Ludwig XIV. *)

Ich bitte Sie, einmal für allemal zu glauben, daß ich Ihnen keinen größern und wichtigern

*) Der junge König war in eine der sieben Nichten des Cardinals, die er zur Verstärkung seiner Partey aus Italien hatte kommen lassen, in die Maria Mancini verliebt, und entschloß sich sogar sie zu heirathen. Man sagt, der Cardinal, dem es nur darum zu thun war, allein zu regieren, hätte anfänglich diesen Umgang gerne gesehen, und aus Ehrgeiz die Verbindung gewünscht. Allein, es sey nun, daß er der Mutter des Königs schmeicheln wollte, oder daß er seine Nichte wirklich haßte, weil seine Politik vielleicht mehr von ihr zu fürchten als zu hoffen hatte, so setzte er sich bald mit allen Kräften dagegen, und schrieb unter vielen andern Briefen aus Spanien, wo er damals den Pyrenäischen Frieden und die Heirath seines Königs mit der Infantinn negociirte, diesen, der wegen seiner starken und freyen Schreibart, so berühmt ist. Der König ward böse, und ergab sich. *Lettres du Card. Mazarin* 8. *Amst.* 1745. T. *II. p.* 303. Der Herr de la Beaumelle schildert sie in seinen Mémoires de M. de Maintenon T. I. p. 156. „Maria „Mancini war nicht schön, aber sie hatte so viel

tigern Dienst leisten kann, als nach derjenigen Freyheit mit Ihnen zu reden, die Sie mir so gnädig erlaubt haben, wenn es Dero Nutzen, besonders in wichtigen Sachen, betrifft, und über welche an Dero ganzem Hofe niemand gründlicher und eifriger mit Ihnen reden kann, als ich thun werde. Ich will damit anfangen, daß ich den Artikel Dero Briefs vom 11ten beantworte, der die guten Gesinnungen der Person *) gegen mich betrifft, und alles dasjenige, was Sie mir vortheilhaftes von ihr zu melden beliebt haben. Ich wundere mich über den Ton nicht, womit Sie gegen mich davon reden: die Leidenschaft, die Sie für sie hägen, verhindert Sie, wie gemeiniglich alle Verliebten, die wahre Beschaffenheit zu kennen; und ich bin Ihnen Bürge dafür, daß Sie ohne diese Leidenschaft, mir beypflichten würden, daß diese Person nicht die geringste Freundschaft, sondern vielmehr Abneigung für mich hat, weil ich ihr nicht genug in ihren Thorheiten schmeichle, daß sie einen ungе-

„ viel Gefälliges, daß man ihre kleinen Augen,
„ ihren grossen Mund und ihre gelbe Haut nicht
„ sahe. In ihren Manieren war eine unwider-
„ stehliche Wahrheit und Artigkeit, in ihrer Seele
„ Stärke und Hoheit ꝛc. Sie lehrte den König
„ das Italiänische, lehrte ihn lesen, denken, em-
„ pfinden, und bildete seinen Verstand mehr als
„ alle seine Lehrmeister. „

*) So nennte sie der Cardinal allezeit in seinen Briefen an den König.

gemessenen Ehrgeiz besitzt, einen unrichtigen und übereilten Verstand, eine Verachtung gegen jedermann, nichts eingezogenes in ihrer Aufführung, bereit alle mögliche Ausschweifungen zu begehen, thörichter, als sie jemals gewesen ist, seitdem sie die Ehre gehabt hat, Sie zu St. Jean d'Angely zu sehen, und diese Person, die sonst wöchentlich zweymal von Ihnen Briefe gehabt hat, bekömmt sie jetzt alle Tage.

Sie würden endlich so gut, wie ich, sehen, daß sie tausend Fehler und nicht eine einzige Eigenschaft hat, die sie der Ehre Ihrer Gewogenheit würdig machen könnte. Sie bezeugen in Ihrem Briefe zu glauben, daß die Meynung, die ich von ihr hage, von Leuten herrühre, die ihr nicht gut wären. Können Sie sich denn einbilden, daß ich in Staatssachen so geschickt und scharfsehend wäre, und in meinem Hause nicht einen Stich sehen sollte? Kann ich an den Absichten dieser Person gegen mich zweifeln, da ich sehe, daß sie nichts vergißt, in allem wider meinen Willen zu handeln, daß sie die Rathschläge, die ich ihr wegen ihrer Aufführung gebe, lächerlich macht, daß sie im Angesicht der ganzen Welt Staat damit macht, was meiner Ehre sowohl als der Ihrigen nachtheilig ist; daß sie Regentinn seyn, und alle die Befehle, die ich im Hause gebe, nach ihrem Sinne verändern will? Daß sie alle die sorgfältigen Bemühungen verachtet, die ich mit so vieler Liebe, mit so

vielem Fleiß und Eifer gehabt habe, sie auf den guten Weg zu bringen, und tugendhaft zu machen? Sie besteht hartnäckig auf ihren Thorheiten, und will also der ganzen Welt zum Gelächter ausgesetzt seyn, die darüber beständige Komödien macht, wie sie leicht in den Papieren sehen könnte, die ich in Verwahrung habe, und aus welchen Sie die allgemeine Meynung derjenigen sehen werden, die über diese Materie sprechen. Diese Materie ist jetzt die Unterredung der besten Köpfe unter allen Nationen.

Wäre die schlechte Aufführung dieser Person nur ihr allein, oder auch sogar mir nachtheilig, so könnte ich mich verstellen; aber da sie weiter geht, und der Ehre und Ruhe meines guten Herrn unersetzlich schadet, so kann ich es unmöglich leiden, und ich werde zuletzt gezwungen seyn, solche Entschliessungen zu nehmen, dadurch sich jeder in dem Glauben überzeugen kann, daß ich alles aufopfere, wenn es Dero Nutzen betrifft. Bin ich so unglücklich, daß Dero Leidenschaft Sie verhindert, die Sache so einzusehen und zu beurtheilen, wie sie es verdient; so wird mir nichts übrig bleiben, als den Vorsatz, den ich Ihnen neulich aus Cadillac schrieb, auszuführen *). Denn es kann mir doch keine Macht die freye Verfügung nehmen, die Gott

*) Der Cardinal drohte, alle seine Bedienungen niederzulegen, und mit seiner Familie nach Italien zu gehen.

und die Gesetze mir über meine Familie geben; und Sie werden selbst einmal der erste seyn, mich wegen des Ihnen erwiesenen Dienstes zu loben, der in der That der größte seyn wird, weil ich Sie durch meine Entschliessung ruhig und glücklich werde gemacht haben, wenigstens fähig, es zu seyn. Außerdem verbindet mich noch meine Ehre, die der Heiland, das Muster der Demuth, niemand geben wollte, wie er sagt, *honorem meum nemini dabo*, ohne Aufschub für Ihre Erhaltung zu sorgen.

Ich komme wieder auf die Person, die sich mehr als jemals versichert hält, über Dero Herz befehlen zu können, seitdem Sie ihr zu St. Jean d'Angely neue Versprechungen gethan haben: und ich weiß, daß, wenn Sie sich vermählen sollten, Sie die Prinzeßinn, Dero künftige Gemahlinn, auf ihr ganzes Leben unglücklich machen will. Dies kann nicht geschehen, ohne daß Sie es selber auch sind, und ohne sich tausend verdrüßlichen Vorfällen auszusetzen. Denn Sie werden mit Grunde auf den Segen des Himmels keinen Anspruch machen können, da Sie von Ihrer Seite nichts werden gethan haben, ihn zu verdienen.

Nach dem letzten Besuch, den ich immer als fatal vermuthete, und welchen ich deswegen zu verhindern suchte, haben Sie wieder angefangen, an Sie zu schreiben, keine Briefe, sondern ganze Bände, da Sie ihr von allen

vor-

vorgegangenen Kleinigkeiten Nachricht geben, und, mit jedermanns Hintansetzung, über alle Sachen das größte Vertrauen in sie setzen. Dero ganze Zeit gehet also damit hin, Briefe von ihr zu lesen, und Briefe an sie zu schreiben: und welches unbegreiflich ist, Sie thun dieses, und suchen alle ersinnliche Mittel hervor, Ihre Leidenschaft zu erhitzen, zu eben der Zeit, da Sie im Begriff sind, sich zu vermählen. Sie arbeiten also selbst mit allem Eifer daran, sich zum unglücklichsten Manne zu machen: denn es ist nichts damit zu vergleichen, als wider seine Neigung zu heirathen. Erlauben Sie mir auch noch in Ansehung Ihrer Leidenschaft zu fragen, was für eine Rolle sie nach Dero Vermählung zu spielen gedenkt? Hat sie etwa ihre Pflicht so weit vergessen, daß sie glauben könnte, ungehindert ein schändliches Leben zu führen, wenn ich auch lasterhaft oder ehrvergessen genug seyn könnte, es zu billigen? Vielleicht bildet sie sich dieses ein, ohne zu befürchten, daß jemand darüber murren würde: wenn man das Herz gewonnen hat, so hat man alles. Indessen ist doch nichts gewissers, als daß ihre Aufführung sie bey allen ihren Bekannten so verhaßt gemacht hat, daß ich mich auf keine einzige Person zu besinnen wüßte, die noch einige Hochachtung oder Geneigtheit gegen sie hätte, es wäre denn etwa

Hortenska,*) die noch ein Kind ist, und die sie durch unzeitige Schmeicheleyen in gewissen Dingen gewonnen hat: die hat ihr Geld und andere Geschenke gegeben, und sie muß, glaube ich, Schätze gefunden haben, weil sie kein Geld annehmen wollen, das ihr die Fr. von Venel durch den du Terron **) als sie nach Rochelle gieng, nach Belieben zustellen sollte.

Das größte Glück, das dieses Mädchen haben kann, ist dieses, daß ich nicht länger aufschiebe, mit ihr Ordnung zu machen, damit, wenn ich sie auch nicht tugendhaft machen kann, wie ich es für unmöglich halte, ihre Thorheiten wenigstens nicht vor der Welt erscheinen, denn sie würde sonst große Gefahr laufen, zerrissen zu werden.

Sie werden dies alles mit Erstaunen anhören, weil Dero Neigung gegen sie die Einsicht blendet. Ich, der ich nicht eingenommen bin, und ihnen in diesem wichtigsten Vorfall Ihres Lebens, es koste auch was es wolle, und selbst mein Leben, dienen will, ich sehe die Wahrheit, wie sie ist, und will nicht leiden, daß Ihnen darunter

Un-

*) Ihre Schwester, die nachmals den Herzog von Mazarin heirathete, ihn verließ, und ihre letzten Jahre in Engelland zubrachte, eine Freundinn des berühmten St. Evremont.

**) Die Fr. von Venel war ihre Hofmeisterinn. Colbert du Terron ist nachmals bekannt genug geworden.

Unrecht geschehe, denn sonst begienge ich eine Art von Verrätherey: und es mag übrigens auch herauskommen, was will, unbekümmert zu sterben, wenn ich nur meine Pflicht thue, und Ihnen diene, wie ich verbunden bin, zumal bey einer solchen Gelegenheit, worinn es niemand thun kann, als ich.

Ich hatte vergessen, Ihnen zu sagen, damit Sie die Freundschaft, die diese Person für mich hat, noch mehr kennen lernen, daß sie mir niemals die Ehre erwiesen hat an mich zu schreiben, als ein einzigsmal nur zwey Worte, und zwar auf Anhalten der Fr. von Venel, und noch einen andern Brief nach Ihrer Visite zu S. Jean d'Angely, den ich für eine Wirkung dessen ansahe, was Sie mit ihr gesprochen haben, indem ich fest glaube, daß Sie nach der Gütigkeit, die Sie für mich haben, nichts vergessen, sie zu allen Respects- und Freundschaftsbezeugungen gegen mich anzuhalten. Aber was Sie auch über ihr Herz vermögen, so wird es Ihnen doch nicht gelingen, sie in diesem Punkte zu gewinnen, und gegenwärtig erkläre ich Ihnen, daß es weiter zu nichts helfen würde; und wie wollten Sie auch verlangen, daß sie Freundschaft und Ergebenheit für mich haben sollte, da meine Gedanken den ihrigen entgegen sind? Sie will frey und ausschweifend seyn, und ich will, daß sie sittsam uud tugendhaft seyn soll. Ich zweifle nicht, daß sie alles weiß, was ich die Ehre habe Ihnen zu melden: aber

weit gefehlt mich davor zu fürchten, so wünsche ich es vielmehr recht begierig. Und wollte Gott, daß ich sie für fähig halten könnte, Ihnen über die Sachen, von denen Sie ihr Vertrauen machen, tristig zu antworten: denn ich würde Sie gerne bitten, mir diese Last abzunehmen. Aber ich gestehe Ihnen, in meinem Alter und unter der Last so vieler und wichtiger Geschäffte, die Dero Dienste betreffen, und in welchen ich glaube zu Dero und des Staats Besten ziemlich glücklich zu seyn, daß es mir unerträglich fällt, mich durch eine Person beunruhigt zu sehen, die nach allen möglichen Gründen alles in der Welt thun sollte, mich zu beruhigen; und was mich aufs höchste betrübt, ist dieses, daß Sie anstatt mich von diesem Verdruß und einer so gerechten Unruhe befreyen zu helfen, noch mit daran arbeiten, indem Sie dieser Person durch die Namen Patira *) und durch die gegen sie bezeigte Leidenschaft, das Herz und den Muth geben, so nach ihrer Phantasie zu leben. Nach dem, was Sie sich die Mühe genommen hatten an mich zu schreiben, und nach der Aufführung, die Sie nach meiner Depesche von Cadillac angefangen hatten zu beobachten, war ich so sicher, daß ich nichts anders glaubte, als Sie würden alles in solche Verfassung setzen, um in Dero Vermählung glücklich zu seyn: und wie konnte das anders geschehen, als

der

*) Dies war ein Ausdruck in einem Briefe des Königs an die Mancini.

der Leidenschaft ein Ende zu machen, die sich Ihrer Seele bemächtigt hatte? Aber ich habe mit einem empfindlichen Mißvergnügen gesehen, daß nach dem unglücklichen Besuch, den ich gern um die Hälfte meines Bluts hätte verwehren mögen, alles wieder schlimmer geworden ist, als es vorher war. Sie brauchen mir die Sache nicht anders zu erklären; denn ich weiß sie außer allem Zweifel, und ich kann sagen, so gut wie Sie und dieses Mädchen. Bedenken Sie also, ich bitte Sie, wie mir zu Muthe seyn kann, und ob jemand auf der Welt unglücklicher ist, als ich, der ich immer mit dem größten Fleiß alle Mittel in Bewegung gesetzt habe, Dero Ehre zu erheben, und durch alle mögliche Wege, die beschwerlichsten nicht ausgenommen, für die Ruhe Ihrer Unterthanen und das Beste Ihres Staats zu arbeiten? Und nun sehe ich, daß eine Person, die mir angehöret, dieses alles auf einmal umstürzen und Sie unglücklich machen will, wenn Sie fortfahren, Ihrer Leidenschaft gegen sie den Zügel schiessen zu lassen.

Als ich bey mir wieder nachsann, was Sie mir in Dero Zuschrift zu sagen beliebt hatten, daß wenn Sie sich einmal mündlich erklären könnten, ich eine völlige Zufriedenheit über die Verfassungen Ihres Herzens haben sollte, indem Sie entschlossen wären, alles ohne Ausnahme zu thun, was ich für Dero Ehre, für Dero Glück und das Beste Dero Nutzens nöhtig erkennen würde;

so war ich äußerst betrübt, diese Unterhandlung so lange fortdauren zu sehen, weil sie mich verhinderte zu Ihnen zu eilen, und unter Dero Befehlen an der Ruhe Ihres Geistes zu arbeiten, und Sie in den Stand zu setzen, der glücklichste und größte König von der Welt zu seyn; aber jetzt fürchte ich mich fast davor, daß sie zu Ende komme, da ich nicht weiß, wie ich mich Ihnen nähern soll, und da ich Ursache zu glauben habe, daß wir uns einander nicht viel angenehmes werden zu sagen haben.

Denn wie würde ich mich enthalten können, Ihnen vorzustellen, ohne die Ihnen schuldige Treue und Pflicht zu verletzen, daß Sie einen Weg nehmen, der dem Wohlstande und dem Glücke, darnach Sie streben müssen, ganz zuwider ist, indem Sie sich von der Leidenschaft gegen diese Person jetzt mehr als jemals beherrschen und fesseln lassen, zu einer Zeit, da Sie eben im Begriff sind, sich zu vermählen? Es ist unmöglich, so viel Sie auch über sich selbst Meister sind, und so weit Sie es auch nach dem Rath dieses Mädchens in der Verstellungskunst möchten gebracht haben, daß man Ihre Abneigung bey dieser Vermählung nicht bald sehen sollte, ob sie gleich in der That die vortheilhafteste, größte und rühmlichste ist, die Sie nur schließen können.

Wie könnte ich Ihnen verschweigen, daß Sie wider Dero eigenes Bestes handeln, daß Sie sich aller Welt Vorwürfe und Tadel zuziehen,

und daß Sie sich den Strafgerichten Gottes aussetzen, sich vermählen zu wollen, mit dem Vorsatz, verrätherisch gegen diese Gemahlinn zu seyn, und ihr beleidigend zu begegnen, so wie Ihnen die andere Person versprochen hat, gleichfalls mit demjenigen umzugehen, der sie heirathen wird? *) Glauben Sie denn, daß Gott ein solches Concert segnen könne, und daß Sie bey dieser Aufführung nicht offenbar Gefahr laufen, eben so viele und noch größere Wirkungen seines Zorns zu empfinden, als Sie bisher von seiner Gnade empfunden haben?

Wie könnte ich, ohne Sie zu betrügen, Ihre jetzige Aufführung und alle ersinnliche Mittel, die Sie ergreifen, sich unglücklich zu machen, mit Stillschweigen übergehen; da Sie, anstatt auf eine gute Art ein Verständniß zu brechen, wie Sie schon angefangen hatten, das dem Vergnügen, so Sie aus der bevorstehenden Vermählung erhalten würden, so sehr entgegen ist, es vielmehr

*) Sie heirathete den Connetable Colonna, und hielt Wort. Ihr Mann schloß sie zwar in ein Kloster in Spanien ein; aber es hieß auch da:

— — *Les verrous et les grilles*
Sont de foibles garans de la vertu des filles.

Sie spielte auch da mancherley Scenen, und entwischte bisweilen aus ihrem Kloster, wovon in den Lettres de Mad. Marqu. de VILLARS, Amst. 1760. 12. hin und wieder Nachrichten zu finden sind.

hitziger als jemals hergestellt haben, ohne zu überlegen, daß Sie die größte und tugendhafteste Prinzeßin von der Welt heirathen wollen, daß sie von ihrer ersten Kindheit an Neigung für Sie gehabt hat, daß Sie für das Beste Ihrer Umstände in der gegenwärtigen Verfassung nicht besser thun können, daß sie sehr wohl aussiehet, und daß die Schönheit ihrer Seele der Schönheit ihres Leibes nichts nachgiebt.

Wenn ich jetzt eben bey dieser Stelle meines Briefs bey Ihnen wäre, so würde ich Sie beschwören, mir zu sagen, ob Sie an der Liebe dieser Prinzeßinn kein Vergnügen finden könnten, die Sie ohne Zweifel anbeten wird, da sie gleich Ihnen Eigenschaften hat, die ihr nicht werden Gelegenheit geben können, dieses zu unterlassen, es wäre denn, daß eine fremde von Ihnen sorgfältig gehägte Liebe Sie sehr häßlich machte. Die Wahrheit Ihnen zu sagen, so ist die Person, die daran Schuld ist, lange nicht so schön, so geistreich und so angenehm, als die Prinzeßinn, Dero bestimmte Gemahlinn, ohne zu gedenken, daß sie in Ansehung ihres Standes und ihrer Geburt unendlich weit unter einer Prinzeßinn ist.

Würde ich Ihnen verheelen können, wenn ich bey Ihnen wäre, was Sie verschiedentlich bey Gelegenheit der Heirath des Marquis von Richelieu zu sagen beliebt haben, daß nichts seltsamers und tadelnswürdigers wäre, als wenn man unter seinen Stand heirathete? Und würde ich aufhören

hören können, Ihnen mit dem schuldigen Respect vorzustellen, daß die Gedanken, die Sie gehabt haben, und die nach der Meynung des Mädchens nicht aus Ihrem Sinne gekommen sind, denen Gedanken, die Sie wegen des Marquis von Richelieu geäussert haben, *) sehr entgegen sind, und daß Sie durch den Ausspruch über ihn, sich selber das Urtheil gesprochen haben?

Sie brauchen auch nicht anzuführen, wie Sie verschiedenemal über diese Materie sogar in Gegenwart der Königinn die Gütigkeit gehabt haben, daß der Gedanke, dieses Mädchen zu heirathen, hauptsächlich den Bewegungsgrund hätte, um im Angesicht der ganzen Welt eine Handlung zu thun, welche bezeugen sollte, daß, weil Sie meine Dienste nicht genug hätten belohnen können, Sie es durch dieses Mittel hätten thun wollen: denn jedermann würde doch eine solche Entschließung nur der großen Liebe gegen die Nichte, und nicht den Diensten des Onkels zugeschrieben haben. Aber wenn es auch wahr wäre, daß dieser einzige Bewegungsgrund Sie mehr dazu gebracht hät-

*) Der Marquis von Richelieu hatte die Tochter der Fr. Beauvais, ersten Kammerfrau der verwittweten Königinn geheirathet. Die Herzoginn von Aiguillon machte viel Lerm daraus: aber die Heirath war einmal mit allen Formalitäten vollzogen, und die Braut hieß Fräulein. Die Fr. Beauvais war überdas Favorite von der Königinn und dem Cardinal Mazarin. Ludwig XIV. warf seine erste Liebe auf sie. S. *Mémoir. de Mad. de Maintenon* T. I.

te, als die Leidenschaft; wäre es dann billig, daß ich mich so weit vergäße, darein zu willigen, und daß ich geblendet von einem so glänzenden und für mich so vortheilhaften Antrag, für mein eigen Interesse und zur Vergrösserung meines Ansehens, auf Unkosten des Ihrigen, die Hände dazu bieten könnte? Gewiß, mein Ehrgeiz gehet nicht weiter, als nur nichts in meinem Leben zu thun, das Ihnen weniger rühmlich wäre, als mir: und ich bin desto mehr dazu verbunden, da außer meiner Schuldigkeit, noch Dero grosse Wohlthaten mich dazu verpflichten.

Kurz, ich fürchte mich vor meiner Zurückkunft nach Bourdeaux: denn ich werde Sie nicht nach Ihrem Gefallen unterhalten und nicht unterlassen können, eben das und noch viel stärkeres über diese Materie Ihnen zu sagen.

Ich befinde mich also in der größten Verlegenheit, was mein Schicksal seyn wird, und noch weit mehr, daß ich die letzte Hand an Dero Vermählungsgeschäffte legen soll: denn es scheint, daß ich etwas verspreche, das doch nichts ist, und daß ich zur Bewerkstelligung einer Sache helfe, die eine unschuldige Person, welche Dero Gewogenheit verdienet, und Sie selbst nicht weniger unglücklich machen wird, weil Sie es so haben wollen, und mit der größten Entschlossenheit daran arbeiten, es zu seyn.

Es ist Zeit, daß Sie sich entschliessen, und Dero Willen ohne die geringste Verstellung erklären.

ren. Denn es ist tausendmal besser, alles abzubrechen, und den Krieg fortzusetzen, ohne sich um das Elend der Christenheit, ohne sich um den Schaden dieses Staats und Dero Unterthanen, der daraus entsteht, zu bekümmern, als diese Vermählung zu Stande zu bringen, wenn dieselbe nur Dero Unglück, uud hernach nothwendig auch das Unglück dieses Königreichs verursachen soll; und ob ich gleich fortfahre, das zu thun, was zu Beförderung dieser Sache nöthig ist, so wird es doch nicht hindern, daß ich darüber Dero beliebige Befehle ausrichte. Ich gestehe indessen, daß ich es ungern und mit empfindlichem Mißvergnügen thun werde, wenn ich nicht zu gleicher Zeit sehe, daß Sie auch auf Ihrer Seite das nöthige thun, um die Vermählung mit Vergnügen zu vollziehen; und dann werde ich das thun, was mir Gott für Dero Bestes eingeben wird, damit ich nichts in dem, was auf mich ankommen kann, verfehle, um das Vergnügen, welches ich Ihnen in dieser Heirath wünschen soll, zu befördern. Dies kann nichts anders seyn, als was ich mir die Ehre gab, Ihnen von Cadillac sehr bestimmt nach reifer Ueberlegung zu schreiben. Ich will noch hinzusetzen, um Sie noch deutlicher bemerken zu lassen, daß nur Ihre Leidenschaft Ihnen das sonst gewiß grosse Vergnügen raubt, eine so schöne, so grosse, so geistreiche und so vollkommene Prinzessinn zu heirathen. Ich will noch hinzusetzen, sage ich, daß Sie ganz

ent-

entschlossen waren, oder besser zu sagen, daß Sie wünschten, die Prinzeßinn **Margarethe** von **Savoyen** zu heirathen, deren Stand und Schönheit nicht mit der **Infantin** in Vergleichung kommen, und Sie werden sich zu erinnern belieben, daß Sie damals verdrüßlich waren, als die Königinn und andere Ihnen dagegen Vorstellung thaten, um Sie davon abzubringen.

Sehen Sie [alles,] was die Liebe, die Treue und der Eifer, den ich für Dero Bestes und Dero Glück häge, mich zwingen, Ihnen mit derjenigen Freyheit vorzustellen, wozu ich als ein alter Diener berechtigt bin, der nichts als Ihren Ruhm athmet, und der mehr als jemand interessirt, und verbunden ist, Ihnen nicht nur die Wahrheit zu sagen, sondern selbst sein Leben für den Dienst eines so guten Herrn, als Sie sind, aufzuopfern.

Uebrigens versichere ich Ihnen, daß ich unter allen Umständen vor Verdruß sterben würde, wenn ich sehen sollte, daß eine **Person**, die mich so nahe angehet, Ihnen in einem Augenblick mehr Tort und Unglück zuziehet, als ich Ihnen und dem Staat seit dem ersten Tage meines Dienstes Ehre und Nutzen verschafft habe.

Ich habe wichtige Sachen unter Händen, wie Sie wissen; aber gewiß keine, die wichtiger wäre, als diese, und die geschwinder geendigt seyn will. Ich würde deswegen auch, wenn es nöthig wäre, gerne alle die andern vergessen, und nur an dieser arbeiten.

Ich

Ich beschwöre Sie, mir die Ehre zu erweisen, diesen Brief mit aller Aufmerksamkeit zu lesen, und sich die Mühe zu geben, mir Dero Gesinnungen und Absichten ohne allen Vorbehalt zu erklären, damit ich darnach diejenigen Entschliessungen fassen könne, die ich am geschicktesten für Ihren Dienst halten werde.

Ein und dreyßigster Brief.

Von dem Hrn. Scaron an das Fräulein Aubigne.*)

Ich hatte allezeit wohl gemuthmaßet, daß das klen Mädchen, welches ich vor sechs Monaten mit einem sehr kurzen Rock in mein Zimmer treten sah, und welches, ich weiß nicht recht warum,

zu

*) Das Fräulein d'Aubigne, nachmals die Frau Scaron, und endlich die Fr. von Maintenon, kam durch die Unglücksfälle ihrer Aeltern nach Amerika, und nach deren Tode wieder nach Frankreich. Eine Anverwandtinn nahm sie mit nach Paris und machte sie unter andern bey dem Herrn Scaron, wo sich damals die auserlesensten Gesellschaften einfanden, bekannt. Scaron hatte Mitleiden mit ihrem verlassenen Zustande, und Hochachtung gegen ihre guten Eigenschaften. Er trug ihr an, sein Vermögen mit ihr unter dem Titel einer Frau zu theilen, und sie entschloß sich, den gebrechlichen, aber witzigen

und

zu weinen anfieng, eben so witzig wäre, als sie aussahe. Der Brief, den Sie an das Fräulein von St. Hermant geschrieben haben, ist so voller Witz, daß ich unzufrieden mit dem meinigen bin, um mir nicht eher den Werth des Ihrigen bekannt gemacht zu haben. Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich hätte niemals geglaubt, daß man in den amerikanischen Inseln oder bey den Nonnen von Niort schöne Briefe schreiben lernte; und ich weiß nicht zu begreifen, warum Sie sich so viel Mühe gegeben haben, Ihren Witz zu verbergen, als sich jedermann giebt, den seinigen zu zeigen. Nun da Sie entdeckt sind, müssen Sie keine Schwierigkeit machen, mir sowohl als dem Fräulein von St. Hermant zu schreiben. Ich werde alles mögliche thun, um einen eben so guten Brief zu schreiben, als Sie; und Sie werden

und ehrlichen Scaron zu heirathen, oder vielmehr seine vertrauteste Freundinn zu seyn. Scaron, der Kranke der Königinn, wie er sich nannte, von der er eine Pension genoß, starb, und die Königinn ließ seiner Frau das Gehalt des Mannes. Aber endlich starb auch die Königinn und mit ihr die Pension. Vergebens suchte die Fr. Scaron bey dem König um die Fortsetzung derselben an. Die Fr. von Montespan war ihr zuletzt behülflich dazu, und nahm sie nicht lange hernach selbst bey sich, um des Königs Kinder zu erziehen. Hier fieng sich die Bekanntschaft an, die sie nachmals in die dauerhafteste Gunst bey Ludewig XIV. setzte. Man sehe ihr Leben, welches der Herr de la Beaumelle nebst ihrem Briefwechsel herausgegeben.

den das Vergnügen haben zu sehen, daß mein Witz noch lange nicht dem Ihrigen gleich kömmt. So wie ich bin, werde ich in meinem ganzen Leben seyn ꝛc.

Zwey und dreyßigster Brief.

Von der Frau Scaron an die Herzoginn von Richelieu.*)

Ich beschwöre es, Madame, vor Gott, daß wenn ich auch den Tod der Königinn vorher gesehen hätte, so würde ich dennoch nicht diesen Vorschlag angenommen haben. Ich hätte meine Freyheit noch mehr geliebt, und meine Dürftigkeit verehret. Meine Freunde sind sehr grausam, Madame; sie tadeln mich, daß ich den Antrag eines Mannes ausgeschlagen habe, der reich und von gutem Stande ist, der aber weder Verstand noch Tugend hat. Ich habe über diese Sache der Frau Marschallinn alles gesagt, was ich nur starkes und vernünftiges habe finden können: dennoch verwirft sie es, und giebt mir die

Schuld

*) Man wollte ihr, um sie aus ihren elenden Umständen zu ziehen, ein noch größeres Elend vorschlagen; nämlich einen Mann zu heirathen, der ihrem ganzen Charakter zuwider war.

Schuld von meinem Unglücke. Ich würde freylich jetzt nicht den Verlust der Pension, von der ich lebte, zu bedauren haben; allein Gott wird für mich sorgen; und ich würde gegenwärtig meine Einsamkeit, meine Freyheit, meine Ruhe bedauren müssen, Güter, die mir Gott nicht ohne Wunder wieder geben könnte. Wäre die Sache nicht ausgeschlagen, so würde ich sie noch ausschlagen, des grossen Elendes ungeachtet, womit es dem Himmel gefällt, mich zu prüfen. Ich habe mich wohl um Rath gefragt: ich habe alles betrachtet, alles erwogen, alles gesehen. Ich bin also nicht sträflich, Madame; ich bin nur unglücklich, und das ziemlich sehr.

Drey und dreyßigster Brief.

An das Fräulein von Lenclos. *)

Ihr Beyfall tröstet mich über die Grausamkeit meiner Freunde. In dem Zustande, worinn ich bin, kann ich mir nicht oft genug sagen, daß Sie die Herzhaftigkeit haben, mit der ich mich darinn gesetzt habe. Auf dem Place Royale tadelt

*) Dies ist die berühmte Ninon von Lenclos. Man hat unter ihrem Namen Briefe, die gedruckt sind, wobey sich auch eine Nachricht von ihren Lebensumständen befindet.

tadelt man mich, zu St. Germain lobt man mich; nirgends denkt man daran, mich zu bedauren, noch mir zu dienen. Was halten Sie von der Vergleichung, die man sich unterstanden hat, mir von diesem Manne gegen den Herrn Scaron zu machen? Mein Gott! was für ein Unterscheid! Ohne Güter, ohne Lustbarkeit zog er die gute Gesellschaft zu uns: dieser würde sie gehaßt und entfernet haben. Herr Scaron hatte das lustige Wesen, das jedermann bekannt ist, und den guten Verstand, den fast niemand recht in ihm gekannt hat: dieser hat weder einen glänzenden, noch scherzhaften, noch gründlichen Witz: wenn er spricht, so wird er lächerlich. Mein Mann war im Grunde vortrefflich; ich hatte ihn von seinen anstößigen Freyheiten gebessert; sein Herz war weder närrisch, noch lasterhaft; von einer bekannten Redlichkeit und von einer Uneigennützigkeit ohne Beyspiel: C** liebt nur seine Ergötzlichkeiten, und wird nur von einer lüderlichen Jugend hochgeschätzt: dem Frauenzimmer ergeben, von seinen Freunden betrogen, gebieterisch, hitzig, geizig, und verschwenderisch: wenigstens hat er mir alles das geschienen. Ich weiß es Ihnen Dank, daß Sie ihn ungeachtet der Empfehlungen der la Thatre nicht angenommen haben: er würde nicht gemerkt haben, daß das erste auch das letztemal seyn müßte. Versichern Sie diejenigen, die meine abschlägige Antwort einer Verbindung zuschreiben, daß mein Herz völlig frey ist, es allezeit seyn will, und

immer seyn wird: ich habe es allzuviel versucht, daß der Ehestand nicht köstlich seyn kann, und daß es hergegen die Freyheit ist. Ich bitte Sie um mein Compliment an den Herrn de la Rochefoucault. Sagen Sie ihm, das das Buch Hiobs und das Buch der Maximen mein ganzes Lesen ausmachen. Sie werden keine Danksagung bekommen, weil Sie keine haben wollen. Doch die Erkenntlichkeit verliert nichts bey dem Stillschweigen, das Sie mir auflegen. Wie viel bin ich Ihnen verbunden, meine Liebenswürdige!

Vier und dreyßigster Brief.

An die Frau von Chantelou.

Sehen Sie, Madame, wie weit ich von dem vornehmen Stande entfernt bin, den man mir geweissagt hat!*) Ich unterwerfe mich der Vorsehung, und was würde ich damit gewinnen, wider Gott zu murren? Meine Freunde haben mir gerathen, mich an M*** zu wenden, eben als wenn sie die Ursachen vergessen hätten, die mich

*) Es ist eine bekannte Sache, daß ihr ein unbekannter Mann die künftige Größe ihres Glücks prophezeiht hat, da sie noch in schlechten Umständen war. Alle, die von ihrem Leben geschrieben, haben dieses angemerkt.

mich nichts von dieser Seite hoffen lassen: soll ich hingehen, um ihn durch meine Unterthänigkeiten wieder zu gewinnen, und nach der Ehre zu streben, von ihm besoldet zu werden? Man hat mich nach dem Herrn Colbert geschickt, aber ohne Nutzen. Ich habe dem König zwo Bittschriften überreichen lassen, worinn der Abt **Testu** alle seine Beredsamkeit angebracht hat: sie sind nicht einmal gelesen worden. O! wenn ich die Hofgunst hätte, wie würde ich mit den Unglücklichen anders umgehen! Wie wenig kann man doch auf die Menschen bauen! Wenn ich nichts nöthig hätte, so würde ich schon ein Bisthum bekommen haben; da mir alles fehlt, so wird mir alles abgeschlagen. Die Frau von **Chalais** hat mir ihren Schutz versprochen, aber nur mit den Lippen; die Frau von **Lyonne** hat mir gesagt, ich will sehen, ich will reden, mit dem Ton, womit man das Gegentheil sagt. Jedermann hat mir seine Dienste angeboten, und niemand hat mir einen geleistet. Der Herzog hat keinen Credit, der Marschall hat zu thun, für sich selber zu bitten: kurz, Madame, es ist sicher genug, daß ich meine Pension nicht wieder bekommen werde. Ich glaube, daß mich Gott durch dergleichen Proben zu sich ruft: er ruft seine Kinder durch Widerwärtigkeiten: er rufe mich! Ich will ihm in der strengsten Ordnung folgen. Ich bin der Welt so müde, als die Hofleute meiner sind. Ich danke Ihnen, Madame, für den christlichen Trost,

den Sie mir anbieten, und für die Gütigkeiten, deren Sie meinen Bruder, wie er schreibt, würdigen.

Passy den 28ten Apr. 1666.

Fünf und dreyßigster Brief.

An eben dieselbe.

Ich werde nicht nach Portugall gehen, Madame, das ist eine ausgemachte Sache. In verwichenen Tagen stellte mich die Fr. von Thiange ihrer Schwester vor, und sagte ihr, daß ich unverzüglich nach Lissabon reisen sollte. Nach Lissabon, sprach sie! aber das ist sehr weit. Sie müssen hier bleiben. Albret hat mir von Ihnen gesagt, und ich kenne Ihren ganzen Werth. Ich wollte viel lieber, sagte ich bey mir selbst, daß sie mein ganzes Elend kennte. Ich schilderte es ihr ab, doch ohne mich wegzuwerfen: sie hörte mich aufmerksam an, ob sie gleich an ihrem Nachttische war. Ich sagte ihr, daß meine Pension unterdrückt wäre, daß ich bey dem Herrn Colbert vergebens angesucht hätte; daß meine Freunde vergebliche Bittschriften an den König übergeben hätten; daß ich genöthigt wäre, außer meinem Vaterlande einen anständigen Unterhalt zu suchen;

daß

daß mich die weite Reise nicht erschreckte, weil ich in meiner Kindheit schon eine amerikanische Reise gethan hätte. Kurz, Madame de la Fayette würde von dem Wahren meiner Ausdrücke und von der Kürze meiner Erzählung zufrieden gewesen seyn. Die Fr. von Montespan schien darüber gerührt, und forderte von mir eine umständliche Vorstellung, die sie dem Könige zu überreichen versprach. Ich dankte ihr sehr herzlich: ich schrieb eilig meine Bittschrift, und ich war damit zufrieden, als wenn unser Abt allen seinen Witz darinn angebracht hätte. Ich ließ es ihr durch die gute Dame zustellen. Der König hat es, wie man sagt, gnädig aufgenommen. Vielleicht hat es die Hand, die es überreichte, angenehm gemacht. Der Herr von Villeroi hat sich mit ihr vereinigt: dies ist fast der einzige Mann von meinen Bekannten, den ich nicht gebeten hatte mir zu dienen, und der allein mir gedient hat. Kurz, meine Pension ist auf eben den Fuß wieder hergestellet, als mir sie die verstorbene Königinn gegeben hatte. Zwey tausend Livres ist mehr, als ich für meine Einsamkeit und Wohlfahrt brauche. Als ich diesen Morgen aufstand, fand ich ein Billet von dem Herrn von Albret, der mir diese Zeitung berichtet, und zwar auf ausdrücklichen Befehl. Ich glaube, daß es die beste Antwort auf Ihren Abschiedsbrief ist, Ihnen davon Nachricht zu geben. Ich werde morgen meine Danksagung

bey der Fr. von Montespan und dem Herrn von Alicour abstatten.

Den 11ten Jul. 1666.

Sechs und dreyßigster Brief.

An ihren Bruder. *)

Man hat mir Klagen gegen Euch vorgebracht, die Euch keine Ehre machen. Ihr gehet übel mit den Hugenotten um; Ihr suchet Mittel und Wege dazu, und laßt Gelegenheiten dazu entstehen. Dies schickt sich nicht für einen Edelmann. Habt Mitleiden mit Menschen, die mehr unglücklich als sträflich sind: sie stecken in Irrthümern, darinn wir selber gewesen sind, und woraus uns die Gewalt nimmer würde gerissen haben. Heinrich

*) Ihr einziger Bruder, Karl von Aubigne, ward Gouverneur von Cognac. Er sowohl als seine Schwester waren anfänglich der reformirten Religion zugethan und bekannten sich hernach zur katholischen. Sein ganz ungleicher Charakter machte, daß er nicht so glücklich war, als er hätte werden können. Er verheirathete sich wider der Schwester Vorschläge und Absichten mit der Tochter eines Parlamentsraths, Namens Pietre. Seine Tochter besaß die ganze Liebe der Fr von Maintenon, und wurde an den Herzog von Noailles vermählt.

rich IV. und verschiedene andere große Fürsten haben sich zu eben dieser Religion bekannt. Beunruhiget sie also nicht: man muß die Menschen mit Liebe und Freundlichkeit gewinnen. Der Heiland hat uns das Exempel dazu gegeben, und so ist auch die Absicht des Königs. Euch kömmt es zu, jedermann im Gehorsam zu erhalten: für die Bischöffe und Priester gehört es, durch die Lehre und das Exempel Bekehrungen zu machen. Weder Gott noch der König hat Euch die Sorge für die Seelen aufgetragen. Heiliget nur Eure Seele, und seyd strenge gegen Euch allein. Ich werde Euch mit Vergnügen hier sehen. Doch das wird mit der Zeit kommen. Ich habe gute Hoffnungen. Der Herr von Louvois erweist uns gute Dienste, und wir sind ihm sehr verbunden. Ich wiederhole es Euch, mein lieber Bruder, daß sich der Herr von Ruvigny nicht mehr über Euch beschwören möge!

Sieben und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Man ist nicht unglücklich, als nur durch seine Schuld. Das wird allezeit mein Text und meine Antwort auf Eure Klagen seyn.

Denket, mein lieber Bruder, an die Reise von Amerika, an die Unglücksfälle Eures Vaters, an das Unglück unserer Kindheit und unserer Jugend; und Ihr werdet die Vorsehung preisen müssen, anstatt wider das Schicksal zu murren. Vor zehn Jahren waren wir beyde von dem Punkte weit entfernt, wo wir jetzt sind. Unsere Hoffnungen waren etwas so geringes, daß wir unsere Wünsche auf dreytausend Livres Renten einschränkten. Gegenwärtig haben wir wohl viermal so viel; und unsere Wünsche sollten noch nicht erfüllt seyn! Wir genieſſen jene glückselige Mittelmäßigkeit, davon Ihr so viel Rühmens machtet. Laßt uns zufrieden seyn. Wenn wir Güter bekommen, so laßt uns sie von der Hand Gottes annehmen: aber laßt uns nicht allzuweitläuftige Absichten haben. Wir haben das, was zur Nothdurft und zur Bequemlichkeit gehört: alles übrige ist nur Begierde. Alle diese Wünsche nach Hoheit kommen aus dem Leeren eines unruhigen Herzens. Alle Eure Schulden sind bezahlt: Ihr könnt herrlich leben, ohne neue zu machen. Was verlangt Ihr mehr? Müssen denn Entwürfe von Reichthum und Ehrgeiz Euch den Verlust Eurer Ruhe und Gesundheit kosten? Leset das Leben des heil. Ludewigs: Ihr werdet sehen, wie sehr die Hoheiten dieser Welt unter den Wünschen des menschlichen Herzens sind. Es ist niemand als Gott, der es füllen und sättigen

gen kann. Ich sage es Euch noch einmal: Ihr seyd nur durch Eure Schuld unglücklich. Eure Unruhen zerstören Eure Gesundheit, die Ihr doch schonen solltet, wenn es auch nur darum geschähe, weil ich Euch liebe. Bearbeitet Euer Humeur: wenn Ihr es weniger grämlich und finster machen könnet, so wird schon ein großer Schritt gewonnen seyn. Dies ist nicht das Werk der Ueberlegungen allein: es gehört Uebung, Zerstreuung, eine einförmige und ordentliche Lebensart dazu. Ihr werdet nicht gut denken, so lange Ihr Euch übel befindet. Sobald der Leib entkräftet ist, so ist auch die Seele ohne Munterkeit. Lebet wohl. Schreibt mir öfter, und in keinem so kläglichen Tone.

Acht und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Meine Freundschaft für Euch läßt mich wünschen, daß Ihr Euch nicht verheirathet hättet, um blos eine Frau bey Euch zu haben. Macht ein vernünftiges Wesen aus der Eurigen. Ihre Jugend giebt mir Hoffnung. Wenn Ihr nicht in der Nähe das umstosset, was ich von weitem thun werde, so wollen wir sie schon bilden. Es ist eine einzige Tochter, ein verzo-

genes Mädchen. Die Heirath muß sie bessern. Sie hat Frömmigkeit: ich wünsche, daß sie noch mehr bekommen möge. Hierinn stimmt Euer Vortheil mit ihrer Pflicht gegen Gott überein; denn sie würde, auch wenn sie häßlich wäre, doch noch Liebhaber bekommen. Laßt sie niemals allein ausgehen. Aber sie muß nicht affectiren, eine große Dame vorzustellen: dies würde etwas sehr lächerliches für sie seyn. Erniedriget sie nicht zu sehr; denn Ihr würdet Euch selbst dadurch erniedrigen. Keinen vertrauten Umgang mit Mannspersonen! Ich habe Sie sehr darum gebeten. Er ist sehr gefährlich; und die Landjunker bezeigen sich gegen das Frauenzimmer gemeiniglich etwas plump und gerade zu. Keine dergleichen Manieren! Lasset sie oft bey der Fr. von Mioffens, die uns so lieb hat, daß sie sie gerne vertragen wird. Sie spricht schlecht: eine Kleinigkeit! Denn das Französische lernt sich sehr geschwind. Sie liebt ihre kleine Person ungemein. Sie ist in einem Alter, da ihr grün und roth gut stehet; eine nachläßige Kleidung würde ihr schlecht sitzen. Alle Morgen drey Stunden vor dem Spiegel — davon sind zwo zu viel. Ich weiß nicht, was man ihr für einen Begriff von uns gemacht hat. Alle Tage schickt Sie zu mir, um etwas zu bitten; als wenn es gleich viel wäre, ihr ein Kleid, oder ein ganzes Dutzend, zu schenken. Gebt ihr jährlich

eine

eine gewisse Summe zu ihrem Putz. Dadurch beugt man den Familienzänkereyen vor. Es verdrießt mich, daß sie zwo Jungfern hält. Zwo Jungfern zur Aufwartung dieser kleinen Frau! Wenn sie als Dienstmädchen gehalten würden, welches niemals geschieht, so wäre das sehr lächerlich. Doch das Uebel ist geschehen. Laßt uns davon nicht mehr reden. Madame d'Aubigne scheint mir bescheiden: lasset ihr diese Schamhaftigkeit, die so vortheilhaft ist, und welche so viele dumme Männer selbst zuerst ihren Frauen nehmen. Sie schien mir verwirrt, da sie hier den Herzog von Maine das Hemd nehmen sah. Ich freute mich darüber. Sie muß sich niemals vor Mannspersonen ankleiden. Leidet es gar nicht. Sie muß täglich ihre Andacht öffentlich halten. Glaubet, daß man dieses Beyspiel seinen Bedienten schuldig ist. So gar hier, wo man so frech im Sündigen und so nachläßig im Guten ist, vergißt man diese Pflicht nicht. Die Frau de la Laigne darf sich nicht über einen allzugroßen Verstand beschweren; aber sie ist eine sehr gute Frau, und Madame d'Aubigne darf sich nicht über ihr Herz beklagen. Ich begreife Eure Abneigung gegen unsere Verwandten nicht. Ich bitte Euch zu verwehren, daß sie die Frau von Fontmort nicht oft besuche: der Kopf würde ihr verrückt werden: sie würde ihr nichts als vom Hofe vorsagen, was ich wäre, was Ihr

seyn werdet, und würde sie für sehr unglücklich halten, daß sie nicht Staatsdame wäre. Bringet sie bisweilen zu den St. Eugenen. Sie werden sie wie ihre Tochter halten. Sie ist ehrgeizig: man verehret sie um unsertwillen: wenn man ihr weiß macht, daß es um ihrer eigenen Verdienste willen geschähe, so werdet Ihr das gröbste und unerträglichste Geschöpf aus ihr machen. Insonderheit ermüdet sie nicht mit Eurer Gegenwart: gewöhnt sie, dieses Vergnügen dann und wann zu entbehren, wenn Ihr es nicht bald satt werden wollet. Sie muß lernen zu Hause zu bleiben, gute Bücher zu lesen, und zu arbeiten.

Ihr werdet es vielleicht seltsam finden, daß eine Frau, die nie im Ehestande gelebt hat, Euch so viele Lektion darüber giebt. Aber ich getraue Euch zu sagen, daß das große Vertrauen, welches man allezeit in mich gesetzt hat, mir mehr Licht darin gegeben, als die eigene Erfahrung nicht gethan hätte. Ich habe immer angemerkt, daß die großen Abneigungen nur von Kleinigkeiten, die oft wieder kommen, entstehen. Man muß sich im Anfang nur wenig der Freundschaft überlassen, sich beobachten, sich von beyden Seiten hochschätzen; und so geht in der Folge alles von selbst gut, und ohne Zwang. Ich wünsche Euch glücklich zu sehen; und um etwas dazu beyzutragen, vertiefe ich mich in so viele

Anmerkungen.

Macht eine ordentliche Einrichtung mit Euren Ausgaben. Nichts als unsere Eitelkeit vermehrt unsere Bedürfnisse. Von der Natur haben wir nur solche, die leicht zu befriedigen sind. Ein gutes Bette, ein guter wohlversehener Tisch, eine Equipage, was wollet ihr mehr? Der Zustand, worinn wir gebohren waren, muß Euch den gegenwärtigen angenehm machen. Vergleichet jenen mit diesem, und dann antwortet mir, ob Ihr Euch nicht für glücklich schätzen müßet. Ihr erreget schon viel Murren des Neides. Zeiget, daß er Unrecht hat, indem Ihr solche Ausgaben abschaffet, die Euch so wenig Freunde gemacht haben, und jenes großthuende Wesen, das uns so viel lächerliches zugezogen hat. Wer sollte Eurer wohl am meisten gespottet haben? Diejenigen, denen Ihr die prächtigsten Mahlzeiten gegeben habt. Eure Familie wird die meinige seyn. Aber sie wird mir fremd werden, wenn ich Euch einen Ton annehmen sehe, der Euch ins Verderben stürzet. Ich bin nicht geiziger als Ihr. Aber wenn ich auch funfzig tausend Livres Einkommen hätte, so würde ich doch nicht den Train einer großen Dame haben, noch ein mit Gold brodirtes Bette, wie die Fr. de la Fayette, oder einen Kammerdiener, wie die Fr. von Coulanges. Ist das Vergnügen, das sie davon haben, wohl der Spötterey werth, die sie darüber ausstehen? Der Herr Kanzler, ihr Onkel, besitze

die größte Mäßigung, und der König schätzet ihn hoch.

Erinnert Euch auch noch, weder Uebels von Eurer Frau zu reden, noch ihr Lobredner zu seyn. Man spielt eine sehr närrische Person. Unterhaltet sie nicht von Euren guten Begebenheiten, noch von Euer Galanterie. Sie ist ein Gänschen; Ihr seyd nicht auf Eurer Hut; Ihr verschnappt Euch. Sie glaubt Euch entweder, oder sie glaubt Euch nicht. Glaubt sie Euch nicht, so verachtet sie Euch, und wenn sie Euch glaubt, so sagt sie alles nach. Sie war neulich nur einen Augenblick bey Euch; und sie erzählte uns sogleich Eure sonderbare Erfindung, die Engelländer zu schlagen, wieder. Ihr fürchtet nur mich in solchen Fällen. Ihr macht, daß ich schwitze, und daß andere lachen. Wenn Ihr nur denket, mich zu vermeiden, so werden Euch alle Eure Thorheiten gewiß in gefährlichere Hände bringen.

Eure Frau hätte länger hier bleiben müßen, um sich zu dem Umgang schöner Gesellschaften geschickt zu machen. Sie scheinet von sanftem Gemüthe: ihre Fehler sind Erziehungsfehler. Ich habe in meinem Zimmer zwanzig Personen, drey Kinder und zehn Hund. Ich habe Muße, aber keine Ruhe. Gebt ihr jährlich eine gewisse Summe: ich wollte rathen, tausend Franken, wenn sie nicht schon viertausend in vier Tagen durchgebracht hätte. Als ich ihr von unbesetzten Schlafröcken auf diesen Sommer sagte, antwortete sie mir:

Wie?

Wie? ohne Gold und ohne Silber! Wer sollte nicht geglaubt haben, daß sie allezeit so gekleidet gewesen wäre? Und gestern wußte sie noch nichts davon. Macht Euch die Entfernung zu Nutze, worinn sie von ihrer Familie ist. Wenn Ihr mir von ihrer Aufführung Nachricht gebt, so will ich ihr entweder Geschenke oder Verweise geben. Sie ist ein Kind: man muß mit ihr als einem Kinde umgehen. Ich bin der Erziehung gewohnt; ich weiß, was dazu gehört. Also verlieret den Muth nicht.

Wie sieht es mit der Sache des Herrn Truc aus? Wenn mein Credit nicht hinreichend ist, so giebt es noch größern, darüber ich ziemlich Gewalt habe. In dem Titel eines Marquisats oder einer Grafschaft ist man, wie ich aus der Erfahrung weiß, bey Hofe ganz freygebig. Man giebt es bald aus Höflichkeit. Aber es finden sich immer einige Rebellen. Man bringet sie bald zurechte, indem man seine Freunde und Bedienten mit diesem Namen füttert.

Euren Kaufmann beschuldigt Ihr ziemlich leichtfertig der Betrügerey. Ihr habt einen sehr verderblichen Irrthum. Ihr verlangt immer das theureste. Eure französischen Spitzen sind schöner, als sie der König trägt. Die Mannspersonen tragen sie niemals so fein wegen des beständigen Waschens. Solche feine Spitzen gehören für das Frauenzimmer, die ein Tuch wohl sechs Monate tragen, ohne es zu waschen. Ich kann der Fr.

de la Chalioniere nicht rathen, Euch ihre Tochter zu geben. Die Jugend der Fr. von Aubigne stellet sie von Eurer Untreue nicht sicher. Ich halte unsere Base zwar für sehr keusch, aber ich traue Euch in diesem Stücke wenig zu. Ich müßte mich sehr irren, oder Eure Frau würde eifersüchtig werden; und sie hätte Ursache es zu seyn.

Ich möchte Euch so gerne hochgeschätzt sehen. Und man hat Euch ungerecht begegnet! Das ist nicht völlig gewiß. Aber wenn Ihr Feinde habt, so macht sie schamroth. Ist Euch meine Freundschaft beschwerlich, so sagt es frey heraus. Ich würde zufrieden seyn, wenn Ihr es nur wäret. Aber wenn Ihr Euch ins Verderben stürzet, so glaubt sicher, daß ihr darunter allein leiden werdet, und daß ich meine Armen Eurer Verschwendung nicht aufopfern will.

Lebet wohl, mein lieber Bruder. Wenn Euch dieser sehr weitläuftige Unterricht mißfällt, so werdet Ihr mir wenigstens für die gute Absicht Dank wissen. Ihr werdet für heute keinen Witz haben. Ich verspare ihn ganz auf das Werk *), das ich Euch versprochen habe; und das wird etwas gutes seyn.

Neun

*) Dies waren einige Aufsätze von dem jungen Herzog von Maine, eines natürlichen Sohns Ludwigs des XIV. mit der Montespan, welchen die Fr. von Maintenon erzogen hatte.

Neun und dreyßigster Brief.

Von der Frau v. Maintenon an den Abt Gobelin. *)

Die Wanderung nach St. Cyr wird den Montag angehen: und unterdessen, daß ich Ihre Unterweisungen bekomme, machen Sie sich die meinigen nur zu Nutze. Wie? Sie machen mir auch sogar bis in dem Beichtstuhl meine Gunst bey Hofe beschwerlich! Ich glaubte, daß ich Sie immer so finden würde, wie Sie gegen mich waren, da ich noch unter den blauen Nonnen war. Sie kennen meine Aufrichtigkeit: Ich mache keine Complimenten und liebe sie nicht: ich beschwöre Sie also, daß Sie Ihre Schreibart gegen

*) Der Abt Gobelin war von langen Zeiten her ihr Beichtvater gewesen, und mochte nach ihrer Erhebung seiner Freymüthigkeit im Reden und Schreiben durch den Respect zu sehr einschränken. Dies wird ihm durch diesen schönen Brief verwiesen, den man lange Zeit, wie Beaumelle sagt, für apokryphisch gehalten, weil man sich nicht einbilden konnte, daß eine Hofdame, und dazu eine Dame in solchem Rang, so hätte schreiben können. Der Herr de la Beaumelle hat ihre ausführliche Geschichte und Briefe herausgegeben 12. m. Haye et Leyde 1757. 15. T. Dieser Brief steht im 8ten Th.

mich abschaffen, die mir gar nicht angenehm ist, und die mir wohl schaden kann. Ich bin keine größere Dame als ich war, da ich noch in der Gerichtsgasse wohnte, wo Sie mir die Wahrheit recht gut sagten. Wenn die Gunst, darinn ich stehe, jedermann zu meinen Füssen wirft, so muß sie doch einen Mann, dem ich mein Gewissen anvertraut habe, und den ich inständigst bitte, mich ohne einige Achtung, den sichersten Weg zu führen, nicht dahin werfen. Es stehet Ihnen gewiß nicht an, mir Stolz einzuflössen, da Sie ihn in mir zerstören sollen. Wo sollte ich doch die Wahrheit finden, wenn ich sie nicht bey Ihnen fände? Und gegen wen kann ich unterwürfig seyn, als gegen Sie, da ich überall, wo ich mich hinwende, nichts als Unterthänigkeiten, Schmeicheleyen und Complimenten sehe? Reden Sie mit mir, schreiben Sie an mich ohne Wendung, ohne Ceremonie, ohne Einschmeichlung, und überhaupt, ich bitte Sie, ohne Respect. Fürchten Sie nicht, daß Sie mich beleidigen, oder mir beschwerlich seyn möchten. Ich will meine Seligkeit suchen: ich lege ihnen diese Sorge auf; sagen Sie mir nie von Verbindlichkeiten, die Sie gegen mich hätten! Sehen Sie mich an als beraubt alles dessen, was mich umgiebt, als eine Person, die an die Welt gebunden ist, und die sich gerne Gott übergeben will. Sehen Sie, das sind meine wahrhaften Empfindungen. ꝛc.

Den 27ten Jul. 1686.

Vierzigster Brief.

Von eben derselben an die Marquisinn von Havrincour.*)

Ihr habt jetzt, meine liebe Tochter, nur zwey Dinge zu thun: Gott zu dienen, und Eurem Mann zu gefallen. Seyd bis zum Ueberfluß gefällig gegen ihn: Bequemet Euch nach allen seinen Einfällen; leidet allezeit geduldig, wenn er einmal eigensinnig seyn sollte, und hütet euch, daß er nie von Eurem Eigensinn etwas zu erdulden habe. Ist er eifersüchtig, so habt keine Gesellschaft: will er euch in der großen Welt haben, so

*) Das Fräulein d'Osmond war eine von den Damen von St. Cyr, und die Fr. von Maintenon liebte sie nicht anders als ihre Tochter. Man sagte sogar, daß sie ihre wirkliche Tochter von dem König wäre. Als die Fr. von Maintenon einmal davon hörte, sprach sie: " Wollte Gott, daß es wahr wäre! " Doch in diesem Fall würde sie zwar der Herr von " Havrincour verdienen, aber wohl nicht bekom- " men. " Der Hr. v. Havrincour war Gouverneur zu Hedin in der Provinz Artois, und sein Sohn, welcher als Abgesandter an dem schwedischen Hofe bekannt ist, folgte ihm 1737. in dieser Würde. Beaumelle macht die Anmerkung, daß dieses Haus, durch die genaue Beobachtung der Vorschrift, welche die Fr v Maintenon in diesem Briefe giebt, noch jetzt eines der blühendsten in Frankreich sey.

so folget ihm, doch allezeit mit der Mäßigung, welche die Tugend erfodert.

Ihr werdet eine Statthalterinn: bedenket und thut alles das Gute, welches die vornehmste Person einer Stadt thun kann. Habt allezeit eine artige, rechtschaffene Frau in Eurer Gesellschaft: Ihr seyd noch allzu jung, um Euch der Welt ohne einen untadelhaften Zeugen Eurer Aufführung zu überlassen. Euer Mann, er mag seyn, wie er will, wird es Euch Dank wissen. Seyd in Euren Verbindungen mit Frauenzimmern vorsichtig. Es ist manchmal besser, bey einer Oper mit diesem oder jenem Manne gesehen zu werden, als mit dieser oder jener Frau bey einer Predigt.

Die Gegenwart Eures Mannes muß Euch lieb seyn: habt nie Geheimnisse vor ihm. Eure Bitten müßen nach seinem Geschmack mehr oder weniger lang seyn. Diese Gefälligkeit ist eine Bitte.

Seinem Willen zu folgen, ist die erste Pflicht der Ehe: die zwote ist, Eure Kinder zu erziehen. Traget noch vor ihrer Geburt Sorge für sie, und waget nichts gegen ihr Leben und gegen ihre Gesundheit durch Unbedachtsamkeiten. Versaget nichts, wie ihre wahre Christen aus ihnen machen möget: gebt ihnen eine solche Erziehung, wie ihr gehabt habt: macht Euch gegen die Verdrüßlichkeiten, die sie Euch verursachen werden, gefaßt. Ich hoffe, sie werden Eurer würdig seyn:

unter-

unterdessen gebt ihnen nicht alles Euer Vermögen hin. Die Welt ist gar zu gefährlich! Sie könnten vielleicht an dem Tage, da ihr die letzte Oelung empfiengt, zum Bal gehen.

Ergebet Euch dem Spiel nicht. Ihr seyd oft von dem Unglücke Zeuge gewesen, das die Spielsucht anrichtet.

Liebt die Arbeit, die Einsamkeit und diejenigen Betrachtungen, die man über sich selber macht, um sich kennen zu lernen, und zu bessern. Keine Hoffart! Seyd standhaft und gelinde unter Euren Bedienten. Fallet nie in die lächerliche Ausschweifung der Moden. Der Wohlstand will, daß ihr ihnen folget; und die Sittsamkeit verlangt, daß Ihr dieses nur von weitem thut. Ich wünsche nie von euch zu hören, meine liebe Osmond, daß Ihr eine prächtige Frau seyd: man hält es zwar für ein Lob: aber laßt Euch nie die Lust dazu ankommen.

Ihr seyd in der reinsten Lehre erzogen worden. Ihr wisset Eure Religion sehr gut; und besitzet auch Gottesfurcht. Traget einen Abscheu vor allen neuen Meynungen. Beobachtet über diesen Artikel Stillschweigen, oder redet nur mit der größten Zurückhaltung davon.

Ich will Euch nichts sagen, was ihr als eine gute Französinn thun müßt. Ihr seyd dem Könige zu viel verbunden, als daß ihr Euch jemals von dem Respect und der Liebe entfernen solltet, die ihm seine Unterthanen schuldig sind.

Die

Die Erkenntlichkeit verbindet Euch noch mehr für sein Leben zu bitten. Heut zu Tage redet man von den Fehlern der Fürsten sehr frey. Leidet nicht, daß man von dem unsrigen bey Euch so frey rede, zumal da Ihr ihn so gut kennet, als jemand.

Kurz, meine liebe Tochter, seyd eine gute Christinn, eine gute Frau, eine gute Mutter; so werden Eure Pflichten erfüllt, Eure Ehre wohl gegründet, und Eure Seligkeit gesichert seyn. Ich bin ꝛc.

Ein und vierzigster Brief.

An den Herzog von Beauvilliers. *)

Ich wollte Ihnen alles schicken, was sich von dem Erzbischoff von Cambrai in dem Schreibkasten des Dauphins fände: aber der König hat für

*) Der Erzbischoff Fenelon hatte den Herzog von Bourgogne und nachmaligen Dauphin erzogen. Er fiel bey Hofe in Ungnade, nicht sowohl wegen seines Telemachs, als durch Bossuets Verfolgungen. Beauvilliers, Hofmeister des Dauphins, und der Herzog von Chevreuse waren seine besten Freunde. Man siehet unter andern auch aus diesem Briefe, daß ihn die Maintenon nie gehasset hat, wie einige vorgegeben. Das Leben dieses grossen Mannes beschreibt Ramsey 12. Haye 1723. und der Marquis von Fenelon ib. 12. 1747.

für gut befunden, diese Papiere selber zu verbrennen. Ich gestehe Ihnen, daß mir dieses sehr leid thut. Man kann niemals etwas so schönes und so gutes schreiben. Wenn der Prinz, den wir beweinen, einige Fehler gehabt hat, so kömmt es nicht daher, daß er zu furchtsame Unterweisungen bekommen, oder daß man ihm geschmeichelt hätte. Man kann sagen, daß diejenigen, die den geraden Weg gehen, niemals beschämt seyn werden.

Zwey und vierzigster Brief.

Von dem Bischoff des Marais von Chartres an den König Ludwig den XIV. *)

Nachdem wir Gott für den Frieden gedankt haben, den er uns durch Ew. Majestät Sorgfalt geschenkt hat, so ist es billig, daß wir Ihnen selbst für alles dasjenige danken, was Sie unserer Ruhe aufopfern wollen. Die Gnade, die Sie

*) Dieser Brief, welcher gleich nach dem Ryßwickschen Frieden 1679. geschrieben zu seyn scheint, entdecket den Stand der Maintenon in Ansehung des Königs, welchen sie so sorgfältig zu verbergen bemühet war, daß sie auch alle Briefe und Papiere, die sich darauf bezogen, vernichtete. Dieser Brief ist ihr entgangen. Man sehe die weitläuftige Note des franzö-

Sie für mich haben, schmeichelt mir, daß Sie meine Freyheit nicht übel nehmen werden.

Gott hat also, Sire, Dero Glauben endlich erhört. Er hat Sie von Feinden befreyet, weil Sie Ihr Vertrauen auf ihn gesetzt haben: er hat Sie beschützt, weil Sie seinen Namen gekannt haben, wie der Prophet sagt: Die Aufrichtigkeit Ihrer Absichten, und Dero grosser Eifer für die Religion haben ihn gerührt. Er will, daß Sie es seyn sollen, der dem unruhigen Europa die Ruhe wieder giebt, nachdem er Sie wider die Macht aller vereinigten Fürsten desselben wunbar erhalten hat.

Was für Dank sind wir Gott nicht schuldig, Sire, für die Wohlthaten, die er durch Dero Weisheit, Großmuth und durch die Belohnung Ihres Glaubens über uns ausschüttet!

Die Bischöffe sind die geistlichen Väter der Völker: sie haben das Recht, ihre Herzen zu den Füssen Ew. Majestät zu ergiessen. Geruhen Sie also, Sire, daß ich Ihnen im Namen des Kirchensprengels, den Sie mir anvertraut haben, unsere tiefe Erkenntlichkeit bezeuge. Alle Dero Völker empfinden die Verbindlichkeiten, die sie in diesem so erwünschten Frieden haben:

von

zösischen Herausgebers. Sonst setzet Beaumelle das eigentliche Jahr ihrer Heirath mit Ludwig dem XIV. auf 1685. Es ist noch anzumerken, daß der Bischoff nach dem Tode des Abts Gobelin der Fr. von Maintenon Beichtvater war.

von allen Seiten heben sie ihre Hände gen Himmel, für die Erhaltung Dero geheiligten Person zu beten.

Uns kömmt es zu, einen heiligen Gebrauch von dem Guten zu machen, das wir Ihrer Liebe zu uns schuldig sind: aber unterdessen, daß wir Gelübde thun, um die Ew. Majestät nöthigen Gaben des Himmels zu erhalten, werden Sie auf Ihrer Seite alle die Absichten erfüllen müssen, die Gott mit Ihnen hat.

Der Friede, Sire, wird Ihnen Mittel darbieten, die katholische Religion zu befestigen, die Gesetze überall herzustellen, und den Uebeln abzuhelfen, die durch den Krieg eingeschlichen sind. Sie werden jetzt leicht Gelegenheit haben, Ihre Unterthanen von der Unterdrückung, darinn sie sind, zu erleichtern: Sie werden Mitleiden mit so vielen Seelen haben, die den Ungerechtigkeiten, der Unempfindlichkeit, der Heilsvergessung, und, welches eine Folge des großen Elends ist, der Verzweifelung ausgesetzt sind.

Sie haben neue Weisheit und Stärke von oben her nöthig, Sire, um nicht nur den Unordnungen des vergangenen Elendes abzuhelfen, sondern auch die grosse Glückseligkeit, darinn Sie treten, auf das künftige recht zu gebrauchen. David erhielt sich rein und unschuldig, so lange er die Feinde des Volks Gottes bekriegte; der Müßiggang aber war sein Verderben. Simson war unüberwindlich, so lange

er

er wider die Philister fochte; so bald er aufhörte zu streiten und zu siegen, verließ ihn seine Stärke. Und Salomon, der weiseste unter allen Königen, so lange er den Tempel des Herrn baute, ward das Spiel seiner Leidenschaften, so bald er sein Werk vollendet hatte.

Die große Stelle, Sire, welche Sie einnehmen, würde eine Schlinge für Sie sowohl im Kriege als im Frieden seyn, wie Sie es für so viele Ihrer Vorgänger gewesen ist, wenn Gott Dero Herz nicht mit einer heilsamen Furcht, mit einem grossen Abscheu vor dem Bösen, mit einem grossen Eifer für die Kirche, und mit einer aufrichtigen Liebe für Dero Unterthanen erfüllt hätte. Da die Könige die ganze Last auf sich tragen, so müssen sie Gott von den Ungerechtigkeiten des Krieges und von den Lastern des Friedens Rechenschaft geben: und die Feinde des Staats sind noch nicht die allergefährlichsten.

Ihre Werke, Sire, werden ihr Schicksal in der Ewigkeit entscheiden: erfüllen Sie Ihre Tage mit Tugenden, wie der heilige Ludewig: Sie werden die Strenge der Busse, die Dero Stand nicht zuläßt, ersetzen. Ew. Majestät werden nach und nach die gute Ordnung überall leicht herstellen: Sie werden jedermann Recht schaffen; Sie werden aller Orten die Ehre desjenigen Gottes befördern, der sich so offenbar für Sie erklärt hat. Im Frieden ist es, wo

man

man die angenehmen Früchte der christlichen Gerechtigkeit säet.

Es ist augenscheinlich, Sire, daß Gott Sie selig haben will. Wehe denen Fürsten, die von einer den Wollüsten ergebenen Jugend dahin gerissen sind! Sie werden eine der traurigsten Stellen der ewigen Verstossung einnehmen. Es ist ein Glück für die Könige, wenn sie zu einem reifern Alter bestimmt sind, nachdem sie von dem Götzendienst der Wollust befreyet worden, zumal wenn Gott ihnen Demuth, Religion und Furcht vor seinen Gerichten einflösset, und wenn er ihnen, nach Prüfungen in allerley Widerwärtigkeiten guten Rath und getreue fromme Personen zu ihrer Stütze giebt.

Und eben dieses hat Gott für Sie gethan, Sire. Sie haben eine vortreffliche Gefährtinn, mit dem Geiste Gottes erfüllt, und mit Klugheit, deren Zärtlichkeit, Empfindlichkeit, und Treue für Sie ohne ihres gleichen sind. Es hat Gott gefallen, daß ich den Grund ihres Herzens sollte kennen lernen. Ich wollte wohl für sie Bürge seyn, Sire, daß man Sie nicht zärtlicher noch ehrerbietiger lieben könne, als sie thut: sie wird Sie niemals betrügen, wenn sie nicht selber betrogen ist. In allem, was ich die Ehre gehabt habe, mit ihr zu handeln, habe ich sie niemals eine schlechte Wahl treffen gesehen. Sie ist eben so wie Ew. Majestät. Wenn man ihr die Sache recht erkläret, so

wählet sie allezeit unausbleiblich die Partey der Weisheit und der Gerechtigkeit. Es erhellet augenscheinlich Sire, daß Gott Ihnen hat wollen eine Gehilfinn geben, die Ihnen gleich wäre, mitten unter einem Haufen eigennütziger und betrügerischer Menschen, die Ihnen aufwarten, da er Ihnen eine Frau schenkt, die der Heldinn der Schrift gleich kömmt, welche mit der Ehre und dem Heil Ihres Mannes und mit allerley guten Werken beschäfftigt ist. Es kömmt mir vor, Sire, daß Gott in allem ihrem Thun mit ihr ist, und daß sie ihn über alles vorzüglich liebet.

Dies ist die Rechenschaft, welche ich Ew. Majestät von der vortrefflichen Seele, die mir anvertraut ist, zu geben habe. Bin ich zu kühn, oder zu verdrüßlich, so bitte ich Ew. Majestät es meinem Eifer zu verzeihen.

Niemand kann mit größerer Erkenntlichkeit, Treue, Liebe und Ehrerbietung seyn, als ꝛc.

Drey und vierzigster Brief.

Von der Prinzeßinn des Ursins an die Fr. von Maintenon. *)

Endlich, Madame, haben wir von Madrid abreisen müssen. Mein Gott, was für eine Zeitung ist dieses, Ihnen zu berichten! Und da man sich bis zuletzt hat gut halten wollen, und dieses Volk von seinen Absichten nichts merken lassen, so sind wir so abgereist, daß wir nicht einmal die nothwendigsten Sachen bey uns hatten. Die Königinn hatte in den ersten Tagen kein Bette. Der Ritter von Bragelonne, welcher das

De-

*) Die Könige im Unglück verdienen eine doppelte Aufmerksamkeit. Dieser Brief betrifft eine fliehende Königinn, die an Philipp den V. vermählt und eine Prinzeßinn von Savoyen war. Jedermann weiß den Succeßionsstreit zwischen diesem Prinzen und dem Erzherzog Karl von Oesterreich, der nachmals Römischer Kaiser ward, im grossen. Der gegenwärtige kleine Theil dieser Geschichte von so besondern Umständen wird den Lesern nicht gleichgültig seyn. Mad. des Ursins war Camarera-Major bey der Königinn und ihre Favorite. Sie empfand das gewöhnliche Schicksal derselben, und wurde von der 2ten Gemahlinn Philipp des V. verjagt.

Detachement commandirte, so uns begleitete, hatte zum Glück noch ein ganz neues bey sich, das sehr gelegen kam. Aber für das übrige konnte man nicht so leicht rathen. Ihre Majestät hatten zum Abendessen nicht mehr als ein paar Eyer, und den andern Tag nichts viel besseres. Die Königinn g het nach Burgos — Man rieth ihr nach Pampelona zu gehen, wo sie sicherer, und folglich nicht so leicht einer neuen Flucht würde ausgesetzt gewesen seyn. Aber der König, der Gesandte, und der Herzog von Barwich haben Burgos vorgezogen, weil es eine castilianische Stadt ist, und weil der König willens ist, seine Hofkanzley dahin zu verlegen, in der Einbildung, die Völker desto leichter dadurch im Gehorsam zu erhalten. Was die Königinn betrifft, so hätte sie gewünscht, nach Pampelona zu gehen, da sie überzeugt ist, daß man unsere Partey nicht anders als mit Gewalt behaupten könne, und daß der König mit mehr Freyheit alle seine Truppen hätte brauchen können, wenn sie an einem sichrern Ort wäre. Ueberdas sahen Ihre Majestät es als eine kleine Beruhigung an, von allem Lärm entfernt zu seyn. Wäre sie zugleich nach Navarra gereiset, so hätte sie es ohne Gefahr thun können. Gott gebe, daß sie auf dem Wege, den sie nun nehmen will, nicht mehr antreffe! Denn sie muß übermorgen nach Aranda de Dovero abgehen, welches nur zwölf Meilen von Segovien ist. Ich

weiß

weiß nicht, ob wir nicht auch befürchten müssen, daß die frischen Truppen, welche mit der Englischen Flotte kommen sollen, zu Bilbao landen werden, in welchem Falle uns kein Zufluchtsort übrig bliebe. Denn die Feinde würden noch eher als die Königinn zu Vittoria seyn; und die Miquelets, die allem Ansehen nach ganz Arragonien alsdann aufwiegeln werden, würden uns alle andere Wege versperren. Der Zustand der Königinn, Madame, ist sehr beklagenswerth. Sie hat niemand bey sich, als mich, Lazafata, eine Donna, und eine Kammerfrau. Der Geldmangel hat sie so weit gebracht, daß sie nichts mehr hat. Sie hatte eine Seynora de honor, und die Tocadora, als die ältesten ihrer Damen ernannt. Sie kamen: aber da jede hundert Pistolen auf Rechnung ihrer Besoldung verlangte, so fand man diesen Vorschuß unmöglich, zu einer Zeit, da alles, was man haben kann, zur Bezahlung der Truppen gespart werden muß. Ungeachtet dieser wenigen Bedienten, wird die Reise viel Geld kosten, weil man bis auf jede Kleinigkeit sorgen muß, und um deswillen täglich beynahe hundert Pistolen an Wagen darauf gehen. Die meisten sind noch auf Credit genommen. Allein in dem Zustande, worinn die Sachen sind, kann diese letztere Hülfe nicht lange währen. Und so werden wir vielleicht bald nicht mehr wissen, wo wir uns hinwenden sollen. Der Cardinal Portocarrero konnte uns helfen, wenn

er seine Einwilligung zu einem Mittel hätte geben wollen, das man ihm vorschlug. Der Cardinal Aquaviva hat bey dieser Gelegenheit alles gethan, was er gekonnt hat, den Eigensinn seines Mitbruders zu überwinden: aber vergebens. Der Cardinal Portocarrero hatte anfänglich versprochen, daß er es thun wollte. Vermuthlich haben ihn übelgesinnte Leute auf andere Gedanken gebracht. Ich weiß wirklich nicht, Madame, wie ich nach einer solchen Aufführung von seinem Herzen urtheilen soll. Man hat mir gesagt, daß er sich nach Toledo begeben hat. Seit meiner Zurückkunft habe ich alles gethan, ihn zu schonen. Er hatte mir sogar versprochen, daß wenn die Königinn flüchten müßte, so wollte er sie überall begleiten: und dies hatte er auch in Gegenwart des Ambassadeurs Ihrer Majestät gesagt. Vielleicht hat die unglückliche Begebenheit in Flandern, seine natürliche Furchtsamkeit mit dazu genommen, ihn zu andern Maßregeln verleitet. Der König hat an die Königinn geschrieben, daß er sie bäte, ihre Juwelen nach Frankreich, entweder zum Verkauf oder zur Verpfändung zu schicken. Der Herr Ambassadeur meldet mir, daß dieses schlechterdings nothwendig wäre. Also überschicken sie Ihre Majestät mit eben diesem Courier; und ich übermache sie an den Herrn de la Bourdonnaye, Intendanten zu Bourdeaux; welcher jetzt nach Herrn Amelots

Bericht zu Bayonne ist. Unter diesen Juwelen ist die berufne Perle la Peregrina, und der Diamant, welchen die Spanier el Estanguo nennen. Die Königinn hat noch dazu alle die Ihrigen gelegt. Vazer, der alte Bediente des Königs, ist der Ueberbringer dieses Schatzes. Ich lasse ihn von einem Officier begleiten, der die Ehre hat, des Herzogs von Berri Milchbruder zu seyn, und von dem mir der Ritter von Bragelonne viel Gutes erzählet hat. Sie reisen mit dem Courier des Herrn Ambassadeurs, welcher einer von seinen Secretairen ist, auf den er viel Vertrauen setzt. Sehen Sie, was wir am besten haben ausdenken können, um in der Koch, darinn die Königinn steckt, diejenigen bey ihr zu erhalten, die uns noch übrig sind. Ich besorge nur, daß man nicht viel auf diese Juwelen zusammen bringen wird, wo man sie nicht wenigstens nach Paris bringt. Ich weiß noch weniger, wie man dem König von Spanien das angeschaffte Geld übermachen soll, da der Lauf der Wechselbriefe so sehr unterbrochen ist. In dem Gefolge der Königinn sind die Herzoginnen von Medina Sidonia, von Veraguas, von Ossone, von Popoli und verschiedene andere Damen, denen Ihre Majestät für die Zuneigung, die sie gegen dieselbe bezeigen, alle verdiente Höflichkeiten erweisen. Ein so zahlreiches Gefolge verursachet in Ansehung der Zimmer viele Ungelegenheit, und läßt der Königinn

und mir keinen Augenblick frey, dergestalt, Madame, daß ich ganz abgemattet bin. Indessen muß man doch mit Muth aushalten, und seine Hoffnung auf Gott setzen. Ich hätte Ihnen, wie mich dünkt, noch tausend Sachen zu sagen. Doch die wichtigste ist, Madame, Ihnen zu versichern, daß ich ganz die Ihrige bin.

Den 24ten Jun. 1706.

Vier und vierzigster Brief.

Von Ludewig dem XIV. an die Gräfinn von Armagnac, seine ausserordentliche Abgesandtinn in Piemont. *)

Ich muß gestehen, daß Sie Ihren ersten Posten vortrefflich wohl verwaltet haben: alles ist unter Ihrer glücklichen Führung wohl zurecht gekommen: Sie haben meinen Willen gegen die Neuvermählten vollkommen wohl ausgerichtet, und von allen Dingen so gut Nachricht gegeben, als jemand thun kann. Man könnte sagen, daß

*) Lettres *de Louis* XIV. Tom. I. 88.

daß niemals ein Fürst besser mit einem Abgesandten gestanden hat, als ich mit einer Abgesandtinn. So gefallen mir auch unter allen Ministern, die ich in auswärtigen Ländern habe, keine Depeschen mehr, als die Ihrigen, und ich kann auch noch hinzufügen, daß ich gegen keinen so viel Hochschätzung habe, als gegen Sie. Dies ist eine Wahrheit, davon Sie durch die That bey allen Gelegenheiten sollen überzeugt werden. Unterdessen ꝛc. ꝛc.

Paris den 6ten May,
1663.

Fünf und vierzigster Brief.

Von eben demselben an den König Jacob von Großbritannien.*)

Mein Herr Bruder,

Da ich aus den öffentlichen Nachrichten die Anträge vernommen habe, die Ihnen das Englische Parlament thut, Dero Katholischen Unterthanen mit neuen Arten der Strenge zu begegnen, so würden meine Pflicht und mein Gewissen mir bey die-

*) Ebendas. Lettre 84.

diesem Vorfalle heimliche Vorwürfe machen, wenn ich Ihnen nicht bezeugte, wie lebhaft mich diese Nachricht gerühret hat. Sie wissen, mit welcher Freundlichkeit und Mäßigung die Katholischen Fürsten ihren Unterthanen, die sich zu einer andern Religion bekennen, in allen ihren Staaten begegnen; und da Sie die Gerechtigkeit lieben, und ich überdas ein völliges Vertrauen in Dero Freundschaft setze, so bin ich gewiß, daß Sie einige Achtung und Geneigtheit für die Empfehlung hägen werden, die ich zum Besten der Katholiken Ihres Reichs thue, welche zu allen Zeiten sich mit Eifer und Treue für den Dienst des verstorbenen Königs und für Dero eigenen hervorgethan haben. Diese Empfindung sind ihnen so natürlich, daß sie mir Dero besondern Schutzes, in dem Ungewitter, das ihnen drohet, sehr werth zu seyn scheinen. Ich erbitte ihnen denselben mit allem dem Eifer, den ihre Unschuld und ihre gute Sache verdienen. Ich bin mit der größten Aufrichtigkeit ꝛc.

Paris den 4ten April,
1663. *)

Sechs

*) Dieser Brief ist merkwürdig, weil der König darinn die Billigkeit der Toleranz gegen fremde Glaubensgenossen predigt, von der er doch selbst in seinem eigenen Reiche, wie man aus der Geschichte umständlich genug weiß, so sehr entfernt war.

Sechs und vierzigster Brief.

Von eben demselben an die verwittwete Königinn, seine Frau Mutter. *)

Ich habe Ihnen diesen Morgen schon die Vollziehung der Befehle, die ich zur Gefangennehmung des Oberaufsehers der Finanzen gegeben hatte, berichtet; jetzt wollte ich Ihnen auch noch gerne die ausführlichen Umstände dieser Sache berichten. Sie werden wissen,

*) Dieser Brief beschreibt die Umstände von dem merkwürdigen und unvermutheten Falle des berühmten Fouquets, und seiner Gefangennehmung. Niklas Fouquet war Vicomte von Veaux und Melun, Marquis von Belle-Isle, aus einer alten Normannischen Familie. Der König gebrauchte viele Fürsichtigkeiten, diesen Minister, den seine Feinde dem Monarchen so verhaßt, und welches noch mehr ist, so furchtbar gemacht hatten, gefangen zu nehmen. Er reiste nach Nantes in einer starken Begleitung von Hofleuten, und Fouquet reiste zu der Scene mit, die man da mit ihm spielen wollte. Er wurde darauf nach Pignerol geschickt, wo er, wie einige meynen, gestorben ist. Andere behaupten, daß er kurz vor seinem Ende losgelassen worden, aber man wüßte nicht, wo er geblieben sey.

daß sie mir schon lange am Herzen gelegen hat; aber es war nicht möglich eher dazu zu kommen, weil ich ihn noch gerne vorher dreyßig tausend Thaler für die Marine bezahlen lassen wollte, und weil ich noch verschiedene Umstände in Richtigkeit bringen mußte, die sich nicht auf einen Tag thun ließen. Ueberdas können Sie sich nicht einbilden, wie viel Mühe ich gehabt habe, nur Gelegenheit zu finden, mit Artaignan allein zu sprechen: denn ich bin täglich von unzähligen sehr wachsamen Leuten umringet, die bey dem geringsten Schein sogleich weit genug hätten sehen können. Nichts destoweniger hatte ich ihm schon seit zween Tagen befohlen, sich fertig zu halten, und in Ermangelung der Quatiermeister und Brigadiere meiner Mousquetaire, die mehrentheils krank sind, sich des Duclavaut und Maupertuis zu bedienen. Ich hatte die größte Ungeduld von der Welt, das Ende davon zu sehen, da mich sonst weiter nichts in diesem Lande aufhielt. Als endlich diesen Morgen der Oberaufseher kam, mit mir nach Gewohnheit zu arbeiten, so habe ich ihn bald mit dieser, bald mit jener Materie unterhalten, und mich gestellt, als wenn ich gewisse Schriften suchte, bis daß ich durch das Fenster meines Zimmers sah, daß Artaignan in dem Schloßhofe war; darauf ließ ich den Oberaufseher gehen, welcher, nachdem er ein wenig unten an der Treppe mit dem la Feuillade gesprochen, in dem Augenblick verschwand, als er

den

den Herrn Tellier grüßte, so daß der arme Artaignan glaubte, er hätte ihn verfehlt, und mir durch Maupertuis sagen ließ, daß er argwohnte, es möchte ihm jemand gerathen haben, sich davon zu machen: aber er ertappte ihn wieder auf dem grossen Kirchhofe, und nahm ihn gegen Mittag auf meinen Befehl in Arrest. Er forderte ihm seine Schriften ab, die er bey sich hatte, in welchen ich, wie mir versichert worden, den wahren Zustand von Belle-Isle finden würde: aber ich habe noch so viele andere Geschäffte, daß ich sie noch nicht habe durchsehen können. Unterdessen befahl ich dem Herrn Boucherat, die Versiegelung bey dem Oberaufseher vorzunehmen, und dem Herrn Pellot bey Pelisson, den ich ebenfalls habe in Arrest nehmen lassen. *) Ich hatte kund gemacht, daß ich diesen Morgen wollte auf die Jagd gehen, und unter diesem Vorwand meine Karossen in Bereitschaft halten, und meine Mousquetaire zu Pferde steigen lassen; ich hatte auch die Companien von der Garde, welche hier sind, beordert, ihre Uebung auf der Wiese zu machen,

*) Fontanier Pelisson war oberster Commissarius des Oberaufsehers. Er kam wieder aus der Gefangenschaft los, und war fast der einzige getreue Freund des unglücklichen Fouquets. Er schrieb eine Vertheidigung für ihn, die aber fruchtlos war. Man hat auch eine sehr wohlgeschriebene Geschichte von der Regierung Ludewigs des XIV. von ihm, welche 17 Jahre in sich begreift.

damit ich sie alle bereit haben möchte, nach Belle-Isle zu marschiren. Die Sache ist also ohne Verzug geschehen. Man hat dem Oberaufseher in eine von meinen Karossen, unter Begleitung meiner Mousquetaire gesetzt, welche ihn nach dem Schlosse zu Angers bringen, und mich daselbst in kurzen Nachreisen erwarten sollen, unterdessen daß seine Frau auf meinen Befehl nach Limoges geht. Fouville ist den Augenblick mit meinen Compagnien von der Garde wegmarschirt, und sie haben Befehl, sich gegen die Rhede von Belle-Isle zu wenden, *) von da er den Hauptmann Chavigny abschicken wird, um den Platz als Commandant mit hundert Franzosen und sechzig Schweizern, die er ihm mitgeben soll, zu beziehen, und wenn derjenige, den der Oberaufseher dahin gesetzt hat, wider Vermuthen sich widersetzen sollte, so hat er Befehl, ihn mit Gewalt anzugreifen. Ich war anfänglich willens zu warten, wie die Sache ablaufen würde; aber alle Befehle sind so gut gestellet, daß es nach aller Wahrscheinlichkeit nicht fehlen kann; und ich reise also ohne

wei-

*) Fouquet hatte diese Insel vielleicht aus Eitelkeit befestigen lassen, und man hatte den König weiß gemacht, daß er sich aufrührischer Mittel bediente, um sich auf künftige Fälle in Sicherheit zu setzen. Hiezu kamen noch die grossen Freygebigkeiten dieses Ministers, die man dem Könige verdächtig machte, als wenn sie von dem Haupt einer Verschwörung kämen.

weitern Aufschub zurück, und dies ist der letzte Brief, den ich Ihnen von dieser Reise schreibe.

Ich habe hernach über diesen Vorfall mit verschiedenen Herren geredet, die hier bey mir sind. Ich habe ihnen frey gesagt, daß ich schon seit vier Monaten mein Project hätte gefaßt gehabt; daß Sie die einzige wären, die etwas davon gewußt hätte, und daß es Herr Tellier erst vor zween Tagen von mir erfahren, um die nöthigen Befehle ausfertigen zu lassen. Ich habe ihnen auch erklärt, daß ich keinen Oberaufseher wieder haben wollte; sondern daß ich selber redlichen Personen, die nichts ohne mich thun sollen, in den Finanzen arbeiten wollte, indem ich sehe, daß dies das rechte Mittel ist, mich in den Ueberfluß zu setzen, und mein Volk zu erleichtern. Sie werden leicht glauben können, daß es viel scheele Mienen gegeben hat; aber es ist mir lieb, ihnen hiedurch zu beweisen, daß ich nicht so thöricht bin, als sie sich eingebildet hatten, und daß die beste Partie ist, sich an mich zu halten.

Ich vergaß Ihnen noch zu sagen, daß ich überall auf die Landstrassen und bis nach Saumur meine Mousquetaire abgefertigt habe, damit sie alle Couriere aufhalten sollen, die sie auf dem Wege nach Paris antreffen werden, und zu verhindern, daß keiner von ihnen vor diesem daselbst anlangen möge, den ich Ihnen geschickt habe. Sie dienen mir mit so viel Eifer und Richtigkeit, daß ich täglich mehr Ursache habe,

damit zufrieden zu seyn; und bey dieser letztern Gelegenheit haben Sie die Befehle, ob ich Ihnen gleich viele aufgetragen hatte, so gut ausgerichtet, daß alles zu einer Zeit zugleich geschehen ist, ohne daß jemand etwas davon hätte merken können. Uebrigens habe ich schon das Vergnügen geschmeckt, welches man hat, selbst in den Finanzsachen zu arbeiten, da ich in der kurzen Zeit, die ich erst darauf verwendet, wichtige Dinge bemerkt habe, worinn ich vorher nicht einen Stich sahe, und man darf nicht zweifeln, daß ich fortfahren werde. Morgen gedenke ich mit allem fertig zu seyn, was ich hier noch zu thun habe, und dann werde ich augenblicklich mit der größten Freude abreisen, Sie zu umarmen, und Sie mündlich von meiner fortdaurenden Liebe und Freundschaft zu versichern, indem ich bin ꝛc.

Sieben und vierzigster Brief.

Bittschreiben der Madame Fouquet an den König.*)

Sire,

Ew. Majestät erlauben mir das zu thun, was Gott angenehm ist. Er verlangt, daß man mit

Be-

*) V. la Rhétorique de l'honnête homme p. 161.

Betrübniß, mit Weinen, Bitten und Anhalten ihm seine Gnade abringe. Diese einzigen und schwachen Waffen der Elenden sind fast allezeit wider den Zorn des Himmels glücklich und triumphirend.

Ew. Majestät haben mir die Ehre erzeigt, mir zu sagen, daß Sie sich mit Verdruß genöthigt gesehen hätten, das zu thun, was gethan ist. Verzeihen Sie mir, Sire, wenn ich auf Dero Worte als auf eben so viele Wahrheiten rechne, und wenn ich mich unterstehe, Ihnen zu sagen, daß man mit der Art, womit man das Verzeichniß von den Papieren meines Mannes gemacht hat, einigermassen Ew. Majestät Ruhm in Gefahr gesetzt hat. Denn ob Sie gleich unfähig sind, etwas ungerechts zu verlangen, so ist es doch nur allzuwahr, daß man Dero Namen mißbraucht hat, um verschiedene Dinge zu thun, die wider die Gesetze und die Gerechtigkeit sind.

Aber nach dem allem, Sire, obgleich die Papiere meines Mannes wider alle die gewöhnlichen Gebräuche genommen sind, ja daß man sogar viele davon entwandt hat, und daß Ew. Majestät viele Dinge zu sagen wären, die man Ihnen verheelt hat, weil Sie sie nicht hätten billigen können, und die ich gegen Sie aus Respect verschweige, indem ich niemals etwas sagen noch thun will, das Ihnen mißfallen möchte: so bin ich auch fest entschlossen, alle die Rathschläge zu verwerfen, die man mir etwa geben könnte,

eine andere Zuflucht zu nehmen, als zu Dero Gnade. Ich weiß, daß ich bey dieser Gelegenheit den Empfindungen meines Mannes folge, dessen Unterwürfigkeit, Dero Befehlen zu gehorchen, mich genugsam lehret, daß ich nicht besser thun kann, als mich Dero Gütigkeit anzuvertrauen.

Darum bitte ich Sie demüthig, Sire, zu erlauben, daß, indem Sie Dero Gerechtigkeit ein Genügen thun, ich Ihnen ein Mittel vorschlage, wie Sie das Mitleiden erklären können, welches Sie die Gnade gehabt haben, wegen seines Unglücks zu versichern. Ich verlange für meinen unglücklichen Mann keine stolze Lossprechung, sondern eine Tilgung solcher Verbrechen, deren ihn Ew. Majestät, welche sich nicht betrügen können, selbst nicht schuldig achten werden.

Alle seine Güter gehören Ihnen zu, Sire; er hatte sie von Ihnen. Behalten Sie sie, wie Sie mit Recht thun können, wenn Sie ihn derselben unwürdig finden. Behalten Sie seine Häuser, die Sie nicht ohne Ursache gereizt haben, ob er sie gleich nur für Ew. Majestät bestimmte. Vergönnen Sie nur seinen vorigen Diensten, seinem Eifer, wovon Sie versichert bey tausend Vorfällen überzeugt gewesen sind, seinem Respect, seiner Unterwürfigkeit, seiner Liebe für Dero geheiligte Person, und für den Staat, vergönnen Sie einer unschuldigen und sehr elenden Familie, meinen Thränen und meiner Verzweiflung, (wenn es wahr ist, daß Ew.

Ma-

Majestät ein gnädiges Mitleiden damit haben) und insonderheit Dero eigenen Hoheit und Gütigkeit zwey Dinge, die für Sie sind, und dem Staat im geringsten nicht schaden, aber Dero Ruhm noch sehr vermehren können. Retten Sie die Ehre dieses unglücklichen Ministers, wenn er ja noch eine wahre Ehre haben kann, nachdem er einem so grossen Herrn mißfallen hat; schenken Sie ihm das Leben, welches er noch zu Dero Diensten anwenden kann; wenn das noch für Sie leben heißt, weit von Dero Person und Dero Andenken zu leben. Sire, das wird strafen und verzeihen seyn, strenge und zugleich gnädig und gerecht handeln, alles mögliche Lob verdienen, und alle heroische Tugend eines grossen Prinzen: oder besser zu sagen, Ew. Majestät ausüben.

Die lange und grausame Strafe, diese Verweisung wird eine Gnade für ihn, und eine sehr grosse Wohlthat für mich seyn, und jeder Augenblick meines Lebens, der mich an meine Unglücksfälle erinnern wird, soll mir auch Ew. Majestät Gütigkeiten vorstellen, und mich verbinden, Gott für Dero Glück, Ruhm und Gesundheit unaufhörlich zu bitten.

Acht und vierzigster Brief.

Schreiben des Herrn von Montaigne an seine Gemahlinn. *)

Sie werden es von selbst begreifen, meine Liebe, daß es sich für einen Menschen, der zu leben weiß, gegenwärtig nicht schicken würde, Ihnen allerley Höflichkeiten und Schmeicheleyen vorzusagen. Man sagt, ein geschickter Mann könne zwar eine Frau nehmen; aber das Heirathen müsse man den Narren überlassen. Man mag immer so reden. Ich meines Theils halte mich an die Gewohnheit der alten Zeiten, von denen ich schon sogar die Haare trage. Gewiß, diese Neuerungen kommen dem armen Staate schon so theuer zu stehen (und gleichwohl weiß ich nicht, ob sie ihm künftig nicht noch theurer seyn werden), daß ich diese Par-

*) Die Briefe des alten Montaigne lassen uns bedauren, daß man nicht mehr von ihm hat. Doch gewissermassen kann man seine Versuche selbst dafür ansehen. Die Briefe sind denselben nach der neuen Edition des Hrn. Coste angefügt, aus der sie in der deutschen Uebersetzung (Leipz. 1754. gr. 8. 3. B.) im dritten Bande mit übersetzt sind.

Partey ganz und gar verlasse. Lassen Sie uns, meine Liebe, nach der alten französischen Art leben. Sie erinnern sich noch wohl, daß der verstorbene Herr von Boetie, dieser mein lieber Bruder, und getreuer Mitgenoß, mir auf seinem Todbette seine Papiere und seine Schriften übergab, welche mir bisher unter den meinigen die liebsten gewesen sind. Ich will sie nicht auf eine karge Weise für mich allein gebrauchen; sie sind auch von grösserm Werthe, als daß sie nur blos mir dienen sollten. Ich habe mich daher entschlossen, sie meinen Freunden mitzutheilen. Und weil ich, wie ich glaube, unter ihnen keinen Vertrautern als Sie kenne, so übersende ich Ihnen hiemit das Trostschreiben das Plutarchs an seine Frau, welches er ins Französische gebracht hat. Es ist mir sehr leid, daß das Schicksal dieses Geschenk für Sie recht ausgesucht zu haben scheint. Denn da wir weiter keine Kinder, als nach vier Jahren unsers Ehestandes blos eine Tochter hatten; so mußten Sie auch diese im zweyten Jahre ihres Alters verlieren. Allein ich überlasse es dem Plutarch, Sie zu trösten und Ihnen Ihre Pflicht hiebey vor Augen zu legen, und bitte Sie, ihm aus Liebe für mich, Glauben beyzumessen. Denn er wird Ihnen meine Gesinnungen eröffnen, und Ihnen alles nöthige, besser als ich selbst, vor Augen legen. Zugleich empfehle ich mich Ihnen zu be-

har-

harrlichem Wohlwollen, und bitte Gott, Sie in seinen Schutz zu nehmen.

Dero

Paris, den 10 Sept. 1570.

getreuer Gemahl.

Michael von Montaigne.

Neun und vierzigster Brief.

Von eben demselben an den Herrn Hospital, Kanzler von Frankreich.*)

Gnädiger Herr,

Ich bin der Meynung, daß grosse Herren, denen das Schicksal und die Vernunft das Ruder der Welt in die Hände gegeben hat, sich um nichts so sehr bemühen, als andere, zu ihren Bedienungen geschickte Männer kennen zu

ler-

*) Er befindet sich vor der Ausgabe der lateinischen Verse des Stephan de la Boetie.

lernen. Denn es ist fast kein Stand so geringe, darinn es nicht Leute genug geben sollte, die Bedienungen in demselben bequem zu besetzen; wenn nur anders die Eintheilung richtig angestellet wird. Hat man diese Schwierigkeit überstiegen, so kann es nicht fehlen, der Staat muß mit tüchtigen Leuten besetzet werden. Je mehr dieses zu wünschen ist, desto schwerer ist es ins Werk zu richten; weil weder unsere Augen so weit sehen, und unter einer so grossen und weitläuftigen Menge eine gute Wahl treffen können; noch auch den Grund des Herzens erforschen, und daselbst die Gesinnungen und das Gewissen, Dinge die vornehmlich zu betrachten sind, zu entdecken vermögen. Es ist daher keine Republik so gut eingerichtet, daß wir nicht darinn öfters einen Fehler, in Ansehung dieser Vertheilung und dieser Wahl bemerken sollten. In denenjenigen, wo Unwissenheit, Bosheit, Verstellung, Gunstbezeigungen, Geschenke und Gewalt herrschen; da hat man es, wenn eine Wahl regelmäßig und nach Verdienst geschieht, blos dem Glücke zu danken, welches, da es allezeit unbeständig ist, diesmal in seinem Unbestande von ungefähr mit der Vernunft zugetroffen ist. Diese Betrachtung, mein Herr, hat mich oft getröstet, wenn ich den Herrn Stephan de la Boetie einen der nöhtigsten, und zu den höchsten Ehrenstellen in Frankreich geschicktesten Männer, seine ganze Lebenszeit hindurch unter-

drü-

drücket, und zum größten Schaden des gemeinen Besten in seiner Einsamkeit verachtet sah. Ich führe das gemeine Beste an; denn für seine Person besaß er genug Güter und Schätze, die des Glückes spotten; dergestalt, daß niemand vergnügter und zufriedener als er gelebt hat. Ich weiß wohl, daß er in seiner Gegend, wo man grosse Leute schätzet, Ehrenstellen bekleidet hat; ich weiß ferner, daß niemand sie vielleicht besser verdienet, und daß er im zwey und dreyßigsten Jahre, da er gestorben, einen grösseren Ruhm erlanget hat, als alle seine Vorgänger. Allein es ist unvernünftig, einen würdigen Capitain im Stande eines gemeinen Soldaten zu lassen; oder einen nur zu mittelmäßigen Geschäfften zu gebrauchen, der Geschicklichkeit genug besitzet, die vornehmsten zu verwalten. In der That, seine Kräfte wurden nicht am rechten Orte gebrauchet, und zur Unzeit geschonet; so daß ihm noch viele unnütze und müßige Stunden übrig blieben, wovon er Ehre und das gemeine Wesen Nutzen hätte ziehen können. Da er sich also von selbst überaus wenig bemühet hat, der Welt bekannt zu werden, gleich als wenn Tugend und Ehre unglücklicher Weise nicht beysammen wohnten; und da er zu einer so ungesitteten und neidvollen Zeit gelebet hat, daß ihn der Beyfall eines andern keinesweges aufmuntern konnte: so wünsche ich sehr, daß wenigstens nach seinem Tode sein Andenken, dem

ich

ich blos allein alle Freundschaftspflichten schuldig bin, ihm den Lohn seiner Verdienste verschaffe, und von Leuten aufbehalten werde, welche Ehre und Tugend zu schätzen wissen. Dieser Ursache wegen habe ich den Entschluß gefaßt, ihn ans Licht zu ziehen, und in diesen wenigen lateinischen Versen, die wir noch von ihm haben, Ihnen, gnädiger Herr, vorzulegen, ganz anders, als wie ein Baumeister, der den schönsten Theil des Hauses nach der Strasse richtet; und als ein Kaufmann, der von seinen Waaren jederzeit die besten Proben ausleget. Denn dasjenige, was an ihm am meisten vorzüglich war, der rechte Saft, und das Mark seines Werthes, sind ihm in die Grube gefolget, und es ist uns davon nichts als die Schaale nebst den Blättern übrig geblieben. Könnte man die ordentlichen Bewegungen seiner Seele, seine Tugend, seine Gerechtigkeit, seine Munterkeit des Geistes, seine starke und gesunde Beurtheilungskraft, seine hohe und weit über den Pöbel erhabene Begriffe, seine Gelehrsamkeit, seine mit Anmuth jederzeit verknüpfte Handlungen, seine Liebe zu seinem unglücklichen Vaterlande, seinen geschwornen und unversöhnlichen Haß gegen die Laster, besonders gegen den niederträchtigen Handel, der unter einem ehrbaren Titel mit der Gerechtigkeit getrieben wurde: könnte man, sage ich; dieses alles sattsam beschreiben; so

würden

würden alle rechtschaffene Leute eine besondere Zuneigung gegen ihn bekommen, und seinen frühen Verlust bedauren müssen. Allein weit gefehlt, gnädiger Herr, daß ich dieses könnte, da er selbst von den Früchten seines Studierens der Nachwelt niemals einige Beweise hat zurücklassen wollen, und er dasjenige, was noch etwa davon übrig geblieben, nur zum Zeitvertreibe aufgesetzet hat. Dem sey, wie ihm wolle, so ersuche ich Sie, mein Herr, dieses Werk gnädig aufzunehmen. Und da wir oft aus einer geringen Sache auf eine ziemlich grosse schliessen, und die geringsten Züge von grossen Leuten den Scharfsichtigen einen würdigen Beweis ihres Herkommens abgeben: so werden Sie aus diesem seinem Werke ihn selbst kennen lernen, und Ihnen folglich seinen Namen nebst seinem Gedächtnisse angenehm seyn lassen. Sie werden hiedurch die gute und feste Meynung erwiedern, die er von Ihrer Tugend hatte, und zugleich dasjenige erfüllen, was er in seinem Leben so sehnlich gewünschet hat. Es war niemand, dessen Bekanntschaft und Freundschaft er sich zu erwerben mehr bestrebt hätte, als Sie, mein Herr! Sollte sich aber jemand ärgern, daß ich mich fremder Sachen so dreiste bediene, der mag wissen, daß in den Schulen der Weltweisen von den Pflichten der Freundschaft, die wir beyde untereinander gepflogen haben, noch niemals etwas wichtigers weder gelehret noch

ge-

geschrieben worden. Uebrigens mag dieses kleine Geschenk, um dadurch zweyerley abzuthun, Ihnen, gnädiger Herr, auch zugleich ein Zeichen meiner Ehrfurcht und Hochachtung seyn, die ich gegen Ihre Verdienste und gegen Ihre vortrefflichen und Ihnen zugehörigen Eigenschaften häge; denn was die zufälligen und fremden anlanget, so bin ich nicht willens, diese hier in Betrachtung zu ziehen.

Ich werde nicht unterlassen, den Himmel um Ihr langes und glückliches Leben anzuflehen.

Dero

Montaigne, den 30. April,
1570.

unterthänig-gehorsamer Diener
Michael von Montaigne.

Funfzigster Brief.

Von eben demselben an den königlichen Staatsrath Hrn. v. Mesmes. *)

Mein Herr,

Es ist eine der größten Thorheiten der Menschen, daß sie allen ihren Verstand dazu anwen-

den,

*) Er stehet vor den Heirathsregeln des Plutarchs gedruckt.

den, die gemeinen und vorlängst angenommenen Begriffe des Vergnügens und der Zufriedenheit übern Haufen zu werfen. Denn da alle Geschöpfe die Mittel und Werkzeuge, welche ihnen die Natur zu ihrer Vollkommenheit und Bequemlichkeit dargeboten hat, gebrauchen; so bringen diese ihren Geist aus seiner Ruhe, und erfüllen ihn mit Zweifeln und Ungewißheit: blos damit ihr Geist munter, aufgeweckt, und nichts anzunehmen oder zu behalten scheinet, als was tausendmal von der Vernunft geprüfet und angenommen worden. Es ist nicht ohne Ursache geschehen, daß uns die Kindheit und die Einfalt von der Wahrheit selbst so oft sind angepriesen worden. Ich für mein Theil will lieber mehr Bequemlichkeit als Geschicklichkeit, lieber mehr Zufriedenheit als Verstand besitzen. Sehen Sie, mein Herr, warum spitzfindige Leute darüber spotten, wenn wir uns um dasjenige bemühen, was dereinst nach unserm Tode geschehen soll: gleich als wenn unsere Seele, wenn sie an einen andern Ort versetzet worden, von den Dingen auf der Welt keine Empfindung mehr hätte. Es scheinet mir bey der Schwäche und Kürze unsers Lebens allemal ein grosser Trost zu seyn, wenn ich mich überzeuge, daß Ehre und Nachruhm dasselbe stärken und verlängern können. Ich bin dieser angenehmen und vortheilhaften Meynung, die ursprünglich in uns entstehet, gänzlich zugethan; ohne die Ursache, und die Art und Weise

davon neugierig zu untersuchen. Da ich nun den Herrn van Boetie, der meiner Meynung nach der größte Mann unserer Zeiten war, über alles in der Welt geliebt habe; so glaube ich meine Pflicht sehr aus den Augen zu setzen, wenn ich einen so ruhmvollen Namen, wie der seinige, und ein so preiswürdiges Andenken der Vergessenheit übergeben, und mir nicht vielmehr wollte angelegen seyn lassen, dasselbe zu erneuern, und gleichsam ins Leben zurück zu bringen. Ich glaube, daß er es einigermassen empfindet, und daß ihn diese meine Bemühung rühret und erfreuet. In der That, ich stelle ihn mir noch so vollkommen und so lebhaft vor, daß ich mir nicht einbilden kann, wie er gänzlich verscharret, oder unserer Gemeinschaft völlig entrissen seyn sollte. Weil nun eine jede Nachricht, die ich von ihm und seinem Namen gebe, ihm gleichsam dieses sein zweytes Leben giebt; und weil ferner sein Name von dem Orte, wo er aufbehalten wird, einen Ruhm und Glanz bekömmt: so ist es meine Pflicht, ihn nicht nur nach Möglichkeit auszubreiten, sondern ihn auch tugendhaften und rechtschaffenen Leuten zur Verwahrung anzuvertrauen. Unter diesen behaupten Sie, mein Herr, einen solchen Rang, daß ich den Entschluß gefasset, um Ihnen Gelegenheit zu geben, diesen neuen Gast zu empfangen und aufs beste zu bewirthen, Ihnen dieses kleine Werk zu überreichen; nicht, als wenn Sie daraus grossen Nutzen schöpfen könnten, denn Sie

bedürfen keines Dollmetschers, die Lehren des Plutarchs und seiner Mitbrüder in Ausübung zu bringen: sondern es wäre möglich, daß die Frau von Roissy, wenn sie darinn die Ordnung ihrer Wirthschaft und Dero beyderseitige Uebereinstimmung lebhaft abgemalt sieht, einiges Vergnügen darüber empfände, daß ihre gute natürliche Neigung die Lehren der klügsten Weltweisen von den Pflichten und den Gesetzen des Ehestandes nicht nur erreichet, sondern auch noch in der Ausübung übertroffen hätte. Ueberhaupt wird es mir allezeit eine Ehre seyn, wenn ich etwas zu Ihrem oder der Ihrigen Vergnügen beytragen kann, da ich Ihnen ohnedas zu dienen schuldig bin. Ich werde Gott anrufen, mein Herr, Ihnen ein langes und glückliches Leben zu verleihen.

Ihr

Montaigne, den 30ten April, 1570.

gehorsamer Diener
Michael von Montaigne.

Ein und funfzigster Brief.

Von dem Bischoff Fleschier an den König.

Sire,

Die Gnade, welche Eure Majestät mir erwiesen, da Dieselben mich zu dem Bisthume zu Nimes ernannt, habe ich mit aller gebührenden Erkenntlichkeit aufgenommen, und dieses kostbare Merkmal von Dero Andenken hat alle Regungen der Ehrfurcht in die Verehrung gegen Dero Durchlauchtigste Person, und allen den brünstigen Eifer, den ich stets zu Dero Diensten gehabt habe, wiederum in meinem Herzen erneuert.

Allein Eure Majestät werden mir erlauben, Denenselben mit allem dem Vertrauen, welches mir Dero Gütigkeiten ertheilen, vorzustellen, daß ich die erstere Wahl; da Dieselben mich in das Bisthum Lavaur setzen wollen, als meinen ersten Beruf ansehe; daß ich darinn so gearbeitet habe, als ob ich niemals daraus wegkommen sollte; und daß ich, weil Gott meine Arbeiten daselbst gesegnet, und die Leute mich mit Vergnügen gehöret, wenn ich ihnen den Gehorsam gegen Gott, und die Treue, die sie Eurer Majestät schuldig sind, geprediget habe, solches als

ein Merkmal ansehe, daß mich Gott an diesem Orte hat haben wollen. Ich gestehe es, allergnädigster Herr! ich habe eine grosse Neigung, das Werk zu vollenden, welches ich angefangen habe, und es würde eine grosse Gnade seyn, wenn man mich die guten Gemüthsverfassungen unterhalten und vermehren liesse, worinn ich die Neubekehrten meines Kirchensprengels sehe. Ich zweifele nicht, daß der Nachfolger, den mir Eure Majestät bestimmt haben, nicht mehr Geschicklichkeit und Fähigkeit haben sollte, als ich. Allein der Fleiß, den ich angewandt, sie zu unterrichten, und das Vertrauen, welches sie auf mich gesetzt haben, geben mir gewisse leichte Mittel, die man beym Anfange der Verwaltung eines Bisthums nicht sogleich hat. Das Bisthum Nimes hingegen, Sire! ist weitläuftig und schwer zu verwalten; und ich fühle, daß ich nicht Kräfte noch Geschicklichkeit genug dazu habe. Ich weiß, daß es viel reicher und vornehmer ist, als das meinige: allein Eure Majestät haben mir bereits so viel Gutes erwiesen, daß ich nichts mehr wünsche; und die Ehre, welche mir Dieselben erzeiget, da Sie mich für fähig, und für würdig gehalten haben, diesen Platz zu bekleiden, gilt mir mehr, als die Stelle selbst. Ich würde zwar daselbst meinem Vaterlande und meiner Familie näher seyn: allein meine stärkste Neigung muß seyn, Gott und Eurer Majestät zu dienen; und ich glaube, daß ich Ihnen in diesem Lande nicht

unnützig seyn werde. Ich werfe mich also zu Eurer Majestät Füßen, um Dieselben anzuflehen, mich in dem Kirchensprengel zu lassen, wo Dieselbe mich hingeschickt hat: und wo ich weit ruhiger Gott bitten kann, daß er fortfahren möge, seinen Segen über Dieselbe reichlich auszuschütten.

Ich bin Denenselben niemals damit beschwerlich gewesen, daß ich um eine Gnade angehalten hätte: ich befürchte nur, daß ich Denenselben dadurch beschwerlich werde, daß ich gestehe, wie Sie mir solche erzeigen. Es ist ein grosser Beweis von Eurer Majestät Huld, daß ich dahin gebracht worden, daß ich um Verminderung Dero Wohlthaten und Gnadenbezeugungen bitten muß. Ich werde Eurer Majestät Befehle erwarten, sie mögen auch beschaffen seyn, wie sie wollen, und ich werde sie mit aller derjenigen Unterthänigkeit und Treue ausüben, welche Eurer Majestät schuldig ist.

Allergnädigster Herr

Dero

allerunterthänigster

ꝛc. ꝛc.

Zwey und funfzigster Brief.

Worinnen sich Hr. Fleschier selbst abschildert.

Sie wollen also, meine Herren, daß ich Ihnen die Abbildung von einem Ihrer und meiner Freunde entwerfen, und eine Schilderey von einem Originale machen soll, welches Sie so gut kennen, als ich — —

Seine Gestalt hat, wie Sie wissen, nichts rührendes, noch angenehmes in sich: sie hat aber auch nichts widriges, oder anstößiges. Seine Gesichtsbildung betrieget nicht, und verspricht auf den ersten Anblick nicht alles, was sie werth ist. Man kann aber in seinen Augen, und an seinem Gesichte, ich weiß nicht was bemerken, welches für seinen Geist und seine Redlichkeit steht.

Er scheint anfänglich gar zu ernsthaft zu seyn, und gar zu sehr an sich zu halten; hernach aber wird er unvermerkt munter; und wer diese erste Kaltsinnigkeit ausstehen kann, der kann hernachmals ziemlich wohl mit ihm auskommen — — Sein Verstand öffnet sich nicht auf einmal, sondern entwickelt sich nur nach und nach, und er gewinnt viel, wenn er bekannt wird — — Er dringt sich nicht darnach, daß er von einem und dem andern Hochachtung und Freundschaft erlange:

ge: er suchet sich diejenigen aus, die er kennen und lieben will: und wenn er nur ein wenig guten Willen antrifft, so hilft er sich hernachmals schon selbst mit seiner natürlichen Sanftmuth und mit einem gewissen bescheidenen Wesen, welches ihm das Vertrauen zuzieht. Er hat sich niemals durch Ränke um Beyfall beworben; er hat aus Ursachen und nicht durch gemachte Parteyen wollen hochgeschätzt werden. Sein Ruhm ist niemals seinen Freunden zur Last gewesen, es hat nur ihm allein etwas gekostet. Wenn er lobenswürdig gewesen ist, so hat er es andern überlassen, ihn zu loben. Er weiß sich seines Witzes zu bedienen; er weiß sich aber nicht damit zu brüsten: und ob er sich gleich fühlet und sich so hochschätzt, als er werth ist, so läßt er doch jedem sein Urtheil — — — Er schließt sich in sich selbst ein, und erzeigt sich die Gerechtigkeit, die man ihm versagt. Er hat einen guten offenen Kopf, der zu allem fähig ist, was er unternimmt. Er hat sehr glückliche Verse gemacht; es ist ihm auch in der ungebundenen Schreibat gelungen. Die Gelehrten sind mit seinem Lateine zufrieden gewesen. Der Hof hat seine Artigkeit gelobt. Er hat mit gutem Erfolg geschrieben, er hat öffentlich, und sogar mit grossem Beyfalle geredet — — — Sein Umgang ist weder sehr aufgeweckt, noch verdrüßlich. Er erniedriget sich, er erhebt sich, wenn es seyn muß. Er redet wenig: man merket aber gar wohl, daß er viel denkt. Gewisse

feine und geistreiche Mienen deuten aus seinem Gesichte dasjenige an, was er billiget oder verwirft, und sein Stillschweigen ist selbst verständlich —— —— Wenn er nicht bey Leuten ist, die ihm gefallen, so bleibt er in sich selbst gekehrt. Wenn er bey seinen Freunden ist, so spricht er gern, und läßt sich auch gern heraus: er bleibt aber dennoch stets Herr über seinen Witz. Wenn er redet, so sieht man wohl, daß er zu schweigen weiß; und wenn er schweigt, so sieht man wohl, daß er zu reden weiß —— —— Er höret andere ruhig an, und bezahlet sie oftmals mit der Geduld und Achtsamkeit, die er blicken läßt, ihnen zuzuhören. Er verzeiht es ihnen leicht, daß sie wenig Witz haben, wenn sie ihn nur nicht bewegen wollen zu glauben, daß sie viel haben —— —— Daß er in Gesellschaften wohl aufgenommen wird, kömmt daher, daß er sich in alle schickt, und sich niemanden vorzieht. Er befleißiget sich nicht, dasjenige sehen zu lassen, was er weiß: er läßt ihnen lieber das Vergnügen zu sagen, was sie wissen —— ——

Er ist äußerlich eben nicht lebhaft; er besitzet aber innerlich viel Lebhaftigkeit, und seinen Betrachtungen entgeht wenig —— ——

Er ist von Natur nicht unruhig, und beschäfftiget sich nicht, die Heimlichkeiten eines andern zu errathen. Wenn man ihm aber nur ein wenig Licht giebt; so gehet er von Muthmassung zu Muthmassung: und wenn er will, so giebt es kein Geheimniß, welches er nicht entdeckt —— —— Er sieht

das

das Lächerliche an den Menschen auf einen Blick, und niemals hat jemand eine Thorheit schneller bemerkt — —

Er ist von Natur träge: wenn er aber will, so findet er Hülfsmittel so viel bey sich, daß er oft selbst darüber erstaunet ist. Ob er gleich viel Zeit verliert, so findet sich doch, daß er deren noch immer genug hat: und so langsam als er zu seyn scheinet, so giebt es doch wenig Leute, die er nicht einholet, so fleißig sie auch nur seyn mögen.

Was seine Schreibart anbetrifft: so ist Deutlichkeit, etwas sanftes und Zierlichkeit darinnen. Die Natur nähert sich darinnen der Kunst, und Kunst gleich darinnen der Natur. Man glaubt anfänglich, man könne nicht anders denken und reden: allein, wenn man darüber nachgedacht hat; so sieht man wohl: daß es nicht so leicht ist, auf die Art zu denken, oder zu reden. Er hat eine besondere Richtigkeit in dem Verstande, Ordnung in der Rede oder in den Sachen, eine gewisse Zusammenfügung der Worte, und eine glückliche Leichtigkeit, welche die Frucht eines langen Studierens ist. Man kann zu dem, was er schreibt, nichts hinzufügen, ohne etwas überflüßiges hin zu setzen; und man kann nichts davon wegnehmen, ohne etwas nothwendiges davon abzuschneiden. Kurz, Ihr Freund würde noch etwas werth seyn, wenn er sich zur Arbeit gewöhnen könnte; und wenn sein etwas undankbares aber nicht ungetreues Gedächtniß ihm so gut diente als sein Witz.

Allein es ist nichts volkommenes auf der Welt, und ein jeder hat seine schwache Seite.

Was sein Herz betrifft, woran Ihnen, wie ich glaube, am meisten gelegen ist, so fällt es nicht so leicht, solches zu kennen. Es mäßiget sich, wenn es will, es ist geheim und vorsichtig; es verbirgt sich oft unter der Decke einer scheinbaren Ruhe und Gleichgültigkeit. Allein ich habe es gesehen, wie es von Natur ist; ich beobachte es seit langer Zeit, und ich bin sein Vertrauter. Ich will Ihnen also, meine Herren, meine Kenntniß von demselben mittheilen.

Dieses Herz, meine Herren, ist Ihrer nicht unwürdig — — — Es besitzt Hoheit und Großmuth; kein Eigennutz rühret es: es wünschet nur deswegen Güter zu haben, damit es im Stande sey, Gutes zu thun. Sein empfindlichstes Vergnügen ist, wenn es sich seine Freunde verbunden machen, oder die Verbindlichkeiten, die es ihnen hat, bezeugen kann.

Es würde indessen doch lieber Gefälligkeiten erzeigen, als welche erhalten. Es hat stets geglaubt, die Verdienste könnten des Glücks wohl entbehren. Es hat sich mit dem einen begnüget, und ist über das andere nicht beunruhiget.

Nichts ist so sehr wider seine Neigung, als jemanden, er sey auch wer er sey, zur Last zu werden. Bey seinen Bedürfnissen nimmt er seine Zuflucht zu seiner Geduld: und wenn er noch einmal so beredt wäre, als er ist, so würde er

doch

doch nicht reden können, wenn er etwas verlangen sollte. Alle Ehrenstellen der Welt würden ihm gar zu theuer erkauft zu seyn scheinen, wenn sie ihm einige Niederträchtigkeiten gekostet hätten. Er hat keine Lust zu widersprechen, aber noch weniger Lust zu schmeicheln. Obwohl niemand besser loben kann, als er: so hat er doch niemals seine Lobsprüche zur Unzeit anbringen oder ertheilen wollen. Er weiß, wenn man einige Körner Weihrauch anzünden muß, welche erquicken und nicht schwindlicht machen. So nimmt er auch nur ein Lob an, welches eben so fein ist, als dasjenige, welches er ertheilet—— Er hat Ehrgeiz: nicht aber denjenigen, der sich bestrebet und sich dringt, empor zu kommen; sondern denjenigen, der ruhig die Gerechtigkeit erwartet, die man ihm erzeigen muß; welcher nicht die kürzesten, sondern die rühmlichsten Wege sucht——— Er tröstet sich leicht, daß er nicht glücklich ist, wenn nur die Welt urtheilet, daß er dessen würdig ist; und er bearbeitet sich, wie er sich vielmehr durch sich selbst, als durch den Stand, worein man ihn gesetzt hat, in Achtung bringen möge —— Er beneidet niemandes Ruhm, er will aber gern des seinigen genießen. Ob ihm gleich seine Gaben nicht unbekannt sind: so hält er doch diejenigen hoch, welche andere besitzen. Auf diese Art hat er das Vergnügen, welches die Ehre giebt: ohne daß

er andere die Beschwerlichkeiten leiden läßt, welche der Stolz giebt.

Ein aufrichtiger und uneigennütziger Beyfall ist ihm sehr angenehm. Ein Mensch, der ihn lobt, ohne ihn zu kennen, ein Zuhörer, der entzücket wird; ein Vorbeygehender, der auf ihn weist und sagt, das ist er: das sind die Lobsprüche, die ihn am meisten rühren. Wenn man ihn erhebt; so hält er sich in einer anständigen Mäßigung, und seine Schamhaftigkeit ist bestürzt: wenn man ihn aber erniedrigen will, so nimmt er einen Stolz an, der ihn über alles erhebt. Er ist leutselig, gefällig, dienstfertig gegen diejenigen, die unter ihm sind, bequem gegen seines gleichen. Was die Großen betrifft, die sich mit dem, was sie sind, erheben; so verehret er sie von ferne, und überläßt sie ihrer eigenen Größe.

Er ist bey allen Gelegenheiten Herr über sich: und seine Leidenschaften vermögen nichts über seine Vernunft, wo sie nicht dazu einwilliget, oder überrascht wird. ——— Er ist aufrichtig und glaubet leicht, daß jedermann so ist. Wenn man aber einmal gegen ihn falsch gewesen ist, so erlanget man sein Vertrauen nicht wieder. So hintergeht er auch niemals jemanden, und wird nur einmal hintergangen. Wenn er jemanden einige Ursache zu klagen gegeben hat: so vergißt er nichts, ihm Genugthuung zu geben. Wenn man sich aber über ihn

ohne Ursache beklagt: so ist seine Unschuld stolz, und läßt sich niemals zu Erläuterungen und Rechtfertigungen hinab; und nichts kömmt ihm saurer an, als wenn er seine Schutzschrift machen soll — — — — Wenn man ihn beleidiget, so ist er sehr empfindlich darüber: es dauret aber nicht lange. Der Neid mißfällt ihm, er kränket ihn aber nicht. Er duldet mit Schmerzen eine Ungerechtigkeit; er verzeihet sie aber.

Die Untreue eines Freundes ist bey ihm ein Vergehen, das nicht zu verzeihen ist. Wenn man sich gegen ihn übel aufführet, so findet man wenige Entschuldigungen, die ihm ein Genügen thäten; und es kömmt ihm um so viel schwerer an, sich mit denjenigen wieder zu versöhnen, die ihm Verdruß gemacht haben; da er sich mit aller möglichen Vorsicht hütet, niemanden Verdruß zu machen. Er hängt nicht sehr an der Welt; und weil er nicht viel zu gewinnen, und auch nicht viel zu verlieren hat: so hat er auch keinen grossen Kummer und keine grosse Freude. Die äußerlichen Pflichten und Wohlanständigkeiten des Lebens sind ihm zur Last. Die Besuche, die man einander abstattet, die Briefe, die man einander schreibt, und der unvermeidliche gesellschaftliche Umgang unter gleichgültigen Personen, sind an seiner Seite ein Zwang, und an Seiten der andern Ungelegenheiten. Er glaubt nur diejenige Zeit gelebt zu haben, die er mit seinen Freunden, oder mit sich selbst zu-

gebracht hat; und seine besten Stunden sind seine vertrauten Unterredungen, oder wenn er seinen Gedanken freyen Lauf läßt.

Die Anzahl seiner Freunde ist, wie die Zahl der Auserwählten, sehr klein. Er wählet sich solche nicht leichtsinniger Weise; er schonet sie aber und erhält sie sorgfältig, wenn er sie einmal erwählet hat, und wenn er derer nur wenige hat, so hat er diesen Vortheil dabey, daß er sie nicht verlieret——— Er ist bey ihnen lustig, ohne Ausschweifung, frey ohne Unbescheidenheit, vertraut ohne Unhöflichkeit, gefällig ohne Schwachheit, und weise ohne mürrisches Wesen.

Er ist in demjenigen, was man einander schuldig ist, wenn man einander liebt, zärtlich und schwer zu vergnügen. Er will, man soll einander mit halben Worten verstehen, man soll einander zuvor kommen, und dasjenige errathen, was gefallen kann: er fodert aber nichts von andern, was er sich nicht selbst auflegt; und wenn er sich beklagt, wie wenig Ursache er auch dazu hat: so leidet er auch, daß man sich beklage, wie wenig Ursache er auch dazu giebt. Auf die Art ist er für seine Freunde gemacht; und auf die Art wünschet er, daß seine Freunde für ihn gemacht seyn möchten.

Drey und funfzigster Brief.

Von eben demselben über das Alterthum der Geschichte, und ihrer Scribenten. *)

Seitdem man den Ruhm liebt, mein Herr, so lobt man auch diejenigen, die ihn gesucht haben, oder die ihn durch ihre Verdienste und ihre Thaten gefunden haben, und die Geschichte ist so alt, als die Tapferkeit und die Verdienste. Es gab fast eben so bald Scribenten, als es Eroberer gab; und sobald man die Kunst gelernt hatte, Siege zu erfechten, so lernte man auch die Kunst, sie bekannt zu machen. Die, welche sich durch ihren Muth hervorgethan hatten, suchten eine Art von Unsterblichkeit, und da sie sahen, daß ihr Tod einmal unvermeidlich sey, wollten sie doch noch gerne im Andenken der Nachwelt leben. Die Nachwelt fand in der That nicht nur das Mittel ihr Andenken zu erhalten, sondern auch sich über ihren Verlust zu trösten. Maler und Bildhauer waren die ersten Geschichtschreiber; in ihren Werken las man die ersten Nachrichten. Man lernte das Leben der Helden aus dem Anblick ih-

rer

*) Lettres choisies de M. *Flechier*. 8. Lyon 1747. II. Tom. p. 285. sqq.

rer Gesichter kennen, worinn es gleichsam ins Kleine zusammengezogen war; und diese Bücher von Metall und Marmor waren die ersten Geschichtbücher der alten Völker. Bald darauf erfand man die Kunst, Triumphbögen aufzurichten, und Säulen mit einigen Aufschriften zu erhöhen, welche kurzgefaßte Nachrichten in sich enthielten, und gleichsam den Samen der Geschichtskunde hergaben. Diodor sagt uns, daß in einem jener prächtigen Gräber, die sich die ägyptischen Könige mit so vieler Mühe und Kostbarkeit hatten bauen lassen, ein Säulengang gewesen wäre, wo ihr Krieg wider die Bactrianer in schöner Bildhauerarbeit vorgestellt gewesen. Diese Prinzen vereinigten den Pomp ihrer Triumphe mit der Pracht ihrer Begräbnisse; und da die Zierrathen ihrer Todtengrüfte Abbildungen ihrer Siege seyn sollten, so suchten sie sich selbst an dem Orte ihrer Verwesung unsterblich zu machen. Euchemerus, der nach Aussage der weltlichen Autoren sowohl als der Kirchenscribenten, ein Mensch ohne Religion war, verfertigte seine Historie aus einem Gewebe von Titeln und heiligen Aufschriften, die er in den alten Tempeln gesammelt hatte. Aeneas verwunderte sich, da er die Schlachten und Helden von Troja in dem Tempel des neuerbauten Karthago abgemalt fand. Er sahe noch einmal sein Land im Bilde verbrennen, und vielleicht wäre es ihm lieb gewesen, auch seine eige-

nen vergangenen Unglücksfälle da abgeschildert zu sehen, wenn ihn nicht sein Zustand genöthigt hätte, nur auf die gegenwärtigen zu sehen. Seine Zerstreuungen und Ungemächlichkeiten zur See erlaubten ihm nicht, sich über seine Thaten und entgangenen Gefährlichkeiten einer langwierigen Belagerung zu freuen. Valerius Messala gab die Zeichnung zu einem Gemälde, worinn er alle Begebenheiten des Kriegs ausdrücken ließ, den er wider Karthago, und wider den König Hiero von Sicilien geführt hatte. L. Scipio ließ in dem Capitol ein Gemälde aufstellen, welches seinen asiatischen Sieg abbildete, und L. Ostilius Mancinus, der erste Römer, der bis nach Karthago drang, ließ die Lage und den Umfang dieser berühmten Stadt abzeichnen: und da er dem Volke selbst alle Stellen zeigte, an welchen man sie angreifen könnte; so war er der Ausleger seiner Historie, und gab von seiner Unternehmung so angenehm und so bescheiden öffentliche Nachrichten, daß er die Herzen des Volks gewann, und bey der ersten Wahl Bürgermeister ward. Als der Kaiser Severus über die Parther gesiegt hatte, mehr durch die Niederträchtigkeit des Artabans, als durch seine eigene Tapferkeit, so schickte er einen schriftlichen Bericht seines blutigen Sieges an den Senat, und einen gemalten an das Volk. Haben wohl endlich die Triumphbogen des Constantins und des Septimius, die Säulen des Trajans und Antonins,

den

den Neugierigen keine Nachrichten geliefert, und haben diese marmorne Bücher der Historie nicht zur Bereicherung gedient?

Doch ich will mich nicht bey dieser Art von Historie aufhalten; ich will von denen reden, die die grossen Handlungen beschreiben, welche mehr Werke des Geistes als der Kunst sind, und das Leben der Helden nicht sowohl in Gemälden als in Büchern verewigen. Es ist schwer, die Quelle und den ersten Ursprung dieser angenehmen Kunst, welche große Handlungen erzählt, zu finden. Die alten lateinischen Völker hatten so wenig Sorgfalt gehabt, Nachrichten zu sammeln, daß nicht eine Spur von Nachrichten ihrer Zeiten übrig ist, und daß sie scheinen, entweder nichts merkwürdiges gethan zu haben, oder daß sie dieses Merkwürdige der Nachwelt nicht bekannt machen wollen. Dionys von Halikarnaß klagt darüber im ersten Buche seiner römischen Alterthümer. Endlich erschien einmal ein Versuch einer Historie, davon die Oberpriester einige Zeit nach der Erbauung Roms den Plan gemacht hatten, wie der römische Redner bemerkt.

Die Griechen, die von ihrer Nation eine so gute Meynung hatten, daß sie alle Fremden für Barbaren hielten, und mit dem Gebrauch der Wissenschaften den gewöhnlichen Künstlerstolz verknüpften, haben sich in der Kenntniß der freyen Künste mit voller Freygebigkeit den Vorzug zugesprochen. Man sollte nicht nur glauben, daß

sie

sie in allen Werken des Witzes Meister wären, sondern daß ihnen auch die Ehre der ersten Erfindung gebühre. Es war ihnen nicht genug, über die andern einen gewissen Rang von Vortrefflichkeit zu behaupten, sie haben sich auch noch mit einem Range der Zeit geschmeichelt, als ob es noch zu wenig wäre, die berühmtesten zu seyn, wenn sie nicht zugleich in der Gelehrsamkeit die ältesten wären. Indessen versichern die hebräischen Schriftsteller, denen die meisten Kirchenscribenten beypflichten, daß Moses der erste Geschichtschreiber gewesen, und daß seine Nachrichten von der Schöpfung, sowohl nach ihrem Verfasser als nach ihrem Gegenstande, die ältesten sind. Sie werfen den Griechen das vor, was ihnen ehemals der Aegyptische Greis in der Person des Solon vorwarf, daß die Griechen noch in ihrer Kindheit wären, daß sie kaum das wüßten, was sie vor sich sähen, und daß sie noch nicht von den Geheimnissen der vergangenen Dinge unterrichtet wären. Sie sagen mit dem Tacitus, daß die Aegypter den Gebrauch der Hieroglyphen eingeführet, und auf Marmor jene räzelhafte Zeichen eingegraben haben, die gleichsam figürliche Nachrichten der vergangenen Zeiten waren; daß die Phönicier diese Art der Geschichtkunde nachgeahmt und die Griechen, nach der grossen Freyheit ihres Handels mit ihnen, gelehrt haben.

Dem sey indessen wie ihm wolle; so viel ist sehr wahrscheinlich, daß ihnen Moses in der Geschichtkunde zuvor gekommen ist; aber es ist nicht so gewiß, ob er auch der Erfinder derselben gewesen. Henoch der siebente Abkömmling von Adam, soll noch vor ihm geschrieben haben, wie die Kirchenväter zum Behuf einer Stelle in dem Briefe des heiligen Judas behaupten. Dieses vorgegebene Buch des Henochs wird freylich weder von den Juden, noch von den Christen für ächt gehalten, die Kirche und die Synagoge verwerfen es. Jene, weil es Sachen von dem Messias enthielte, die ihnen nicht günstig wären, wie Tertullian bemerkt; diese, weil das vorgegebene Alterthum des Buchs den wahren Urheber ungewiß machte, nach Augustins Bericht, oder weil es, nach des römischen Bischoffs Clemens Meynung, von den Ketzern sey verderbt worden. Es hatte gewiß allen ersten Kirchenvätern Anlaß gegeben zu glauben, daß die Engel Körper hätten, daß sie sich mit den Töchtern der Menschen vermischt, und dadurch die Riesen hervorgebracht hätten. Ob es nun gleich kein kanonisches Buch war, so war es doch nicht ganz unnützlich, und man hatte es darum nicht gleich zu den schlechten verdammet, daß man es nicht dafür annahm, was es nicht war. Es ist glaublich, daß Moses, der an dem Hofe des ägyptischen Königs als ein Prinz erzogen ward, auch in aller Weisheit der Aegypter ist unterrichtet worden, wie der H. Stephanus in der Apo-

stel-

stelgeschichte ausdrücklich von ihm sagt. Clemens von Alexandrien, ein geborner Aegypter, und Diodor, welcher mit den Priestern dieser Gegend grossen Umgang gehabt hatte, erzählen uns, daß man bey der Kinderzucht erstlich dahin gesehen hätte, sie einen reinen, zierlichen Brief schreiben zu lehren, daß man ihnen hernach aufgegeben hätte, die Historie zu schreiben, woher sie den Namen Scribae Sacrorum bekommen; und durch die letzte Stuffe wären sie denn in die Geheimnisse der hieroglyphischen Wissenschaft und in die Auslegung der heiligen Ceremonien zugelassen worden. Wenn sie endlich zur Würde des Priesterthums erhoben waren, so bestand ihre vornehmste Verrichtung darinn, daß sie dem Könige die alten Nachrichten vorlesen mußten, welche die Thaten und Unternehmungen grosser Männer enthielten. Dieses könnte allein beweisen, daß bereits zu Moses Zeiten geschriebene Geschichtbücher gewesen sind, wie schon Augustin in seinen Büchern von der Stadt Gottes, und in seinen Fragen über das 1. B. Mos. geglaubt hat. Doch ich will hierinn niemand als dem Moses selbst glauben. Führet er nicht in seinem vierten Buche die Geschichte von den Kriegen des Herrn an, welches die zur Zeit Abrahams waren, wie Hugo von St. Victor bemerkt? Ich weiß wohl, daß die Hebräer dieser Stelle einen prophetischen Verstand beylegen, und daß sie behaupten wollen, Moses habe Bücher angeführt, die er weissagte,

und Kriege, die er voraus gesehen. Aber diese Erklärung ist gar nicht sicher genug. Josephus will uns überreden, daß, als die Kinder Seth von ihren Vorfahren vernommen, Adam hätte zwo Verwüstungen der Welt geweissagt, eine durch Feuer, die andere durch Wasser, so hätten sie zwo Säulen, eine von Stein, die andere von Thon, aufrichten lassen, worauf sie die Nachrichten und Ueberlieferungen ihrer Väter eingegraben, und die zum Trotz des Wassers und Feuers hätten dauren sollen. Aber ich besorge, diese Säulen des Josephus sind eben so fabelhaft, als die Säulen des Herkules. Was die Eitelkeit der Aegypter betrifft, die sich rühmten, die Astrologie seit mehr als hunderttausend Jahren zu wissen, so beruhet sie blos auf ungestraften Lügen und auf dem Irrthum, den sie von der Ewigkeit der Welt hägten. In Ansehung der Chineser aber ist es fast erwiesen, daß sie Geschichtbücher haben, die die Bücher Mosis über fünfhundert Jahre an Alter übersteigen, und die um die Zeiten Abrahams geschrieben sind. Sehen Sie, mein Herr, Antiquität genug. Glauben Sie davon, was Ihnen gefällt; wenn Sie nur glauben, ich bin ꝛc. ꝛc.

Vier und funfzigster Brief.

Von den Eigenschaften eines Geschicht= schreibers und von der Hochachtung, die man unter allen Nationen und zu allen Zeiten dafür gehabt hat.

Es ist eine wichtigere Beschäfftigung, mein Herr, als man gemeiniglich glaubt, eine Historie zu schreiben, und man hat nicht ohne Grund gesagt, daß die, welche die Unsterblichkeit geben, sie selber verdienen müssen, und daß der, welcher die großen Tugenden beschreibt, auch in seiner Art so gut ein Held seyn müsse, als es diejenigen gewesen sind, die sie ausgeübt haben. Das ganze Alterthum ist darum unschlüssig gewesen, wem diese Sorge eigentlich zukommen sollte. Dionys von Thracien und Asklepiades waren der Meynung, da die Historie einen Theil der Philologie ausmachte, so gehörte sie eigentlich für die Grammatiker. Catulus verlangte, daß sich nur der Redner damit beschäfftigen sollte, aber so ein vollkommener Redner, als er in der Vorstellung eines seiner Freunde war. Ein wohlbelebter witziger Mensch behauptete bey dem Lucian, daß den Aerzten

diese Sorge zukäme, vielleicht, weil sie als Aesculaps Söhne von ihm die Kunst gelernt hätten, die Todten wieder lebendig zu machen, und diejenigen dem Grabe zu entziehen, die ihre Tugenden hätten unsterblich machen sollen, oder weil sie Enkel des Apollo wären, daß sie alle Geheimnisse der Beredsamkeit wissen müßten. Aber ein Weiser machte ihm dieses Recht streitig, welches er den Philosophen zusprach, weil die Historie ein Werk von einer grossen Unterscheidungskraft und vieler Sorgfalt wäre, so müßte die Weisheit in denen herrschen, welche sie verfertigten, und daß eben dasselbe Temperament die Geschichtschreiber und die Philosophen machte. Vielleicht ist es nicht weniger wahr, daß die Feldherren und die Staatsleute die gebornen Geschichtschreiber ihrer Handlungen sind, oder der Handlungen von ihres gleichen, weil sie berechtiget sind, die Absichten anderer zu erforschen, oder die ihrigen zu wissen, und weil sie die Kenntniß sowohl als auch die ausübende Erfahrung der Politik besitzen. Aus Mangel der Einsicht in die Wichtigkeit einer solchen Beschäfftigung, hat man auf die Historie grosse Unternehmungen gemacht: Soldaten, Staatsklüge, Philosophen und Redner, Aerzte und Grammatiker, Geistliche und sogar Damen, haben sich ohne Unterschied mit dem Schreiben abgegeben. Sie haben sich vielleicht eingebildet, daß

dies

dies eine Kunst ohne Feinheit wäre, daß man weiter nichts brauchte zu wissen, als zu denken und zu diktiren, daß jedermann zu einem Geschichtschreiber vernünftig genug wäre, und daß wir alle von Natur beredt genug wären, Erzählungen und Nachrichten zu machen. Ich weiß wohl, daß dergleichen Geschichtbücher nicht viel Mühe kosten, die nur eine unverdaute Menge von zusammengerafften Begebenheiten in sich fassen, und weil sie weder die nöthige Ordnung noch Unterscheidung besitzen, weder ihren Verfassern, noch ihren Helden viel Ehre machen. Aber wenn es darauf ankömmt, in die Geheimnisse der Politik zu dringen, von Rathschlägen zu urtheilen, über die Aufführung grosser Männer scharfsinnige Anmerkungen zu machen, und Historien zu schreiben, die den Schriftsteller überleben, und, nach dem Ausdruck des Tucydides, ein beständiger Besitz des Ruhms sind; so stimme ich dem Lucian bey, daß nichts so viel Kunst, so viel Sorgfalt und Klugheit erfodert. Die gesittesten und vernünftigsten Völker haben darum auch dieses Amt nur denen aufgetragen, die eine bekannte Klugheit in den Staatssachen groß gezogen hatte, und die durch eine unumschränkte Würde ihren Republiken ehrwürdig wurden.

Wenn das jüdische Volk, welches die Schrift das erstgebohrne, das auserwählte, das heilige Volk nennt, andern Völkern zur Bewunderung oder zum Schrecken war, so verlangte Gott,

welcher seine Wohlthaten über dieses Volk ausbreitete, auch Erkenntlichkeit von ihm; er ließ sie überwinden, aber er wollte zugleich für den Urheber ihrer Siege erkannt seyn, und theilte ihnen seine Wohlthaten mit der Bedingung zu, daß sie sie niemals vergessen sollten. Er befahl ihnen anfänglich, sie in ihren Familien durch eine beständige Ueberlieferung bekannt zu machen; er wollte, daß die ersten Unterweisungen, die man den Kindern geben würde, Entdeckungen von der Hülfe Gottes, und von der Tapferkeit ihrer Väter seyn sollten; daß die Alten ihren Enkeln, wie Familien Geschichtschreiber die Wunder ihrer Nation erzählen sollten, daß unter den Israeliten gleichsam eine lebendige Historie und eine fortgesetzte Nachricht durch alle Folgen der Geschlechter seyn möchte.— Als er sich darauf der Welt mittheilen, und die Wunder seiner Macht und Weisheit auch auswärts bekannt machen wollte, so erwählte er den Moses zum Geschichtschreiber der Schöpfung; er wollte, daß er allen Jahrhunderten die ersten Wirkungen seiner sichtbaren Vorsehung in der Entstehung der Natur beschreiben sollte. Um ihn zu diesem Amte vorzubereiten, so ließ er zu, daß er als ein Prinz an dem Hofe des Königs erzogen wurde, daß er in seiner Kindheit in aller Weisheit der Aegypter unterrichtet ward, und er erwählte den zum Geschichtschreiber seiner Macht, den er zum Gesetzgeber seines Volks erwählt hatte, den Bezwin-

zwinger der Tyrannen, und gleichsam den Herrn der Natur. Josua, der ihm in dem Regimente nachfolgte, war auch in der Geschichtbeschreibung sein Nachfolger, und hernach ward diese Sorge Helden, Propheten und Hohenpriestern anvertraut; Joseph selbst, welcher ihr letzter Geschichtschreiber zu den Zeiten **Vespasians** und **Titus** war, stammte von Priestern und Fürsten in Israel her, und verdiente sein Amt durch seine Geschicklichkeit und durch die Würde seiner Vorfahren.

Die Aegypter hatten nicht weniger Hochachtung für diejenigen, welche die Geschichte ihrer Nation beschreiben sollten. Diodor berichtet uns, daß die zwote Würde unter ihnen das Priesterthum war, und daß die Priester nach den Königen die vornehmsten waren, sowohl weil sie Diener der Götter, als auch die ersten Räthe des Fürsten, und die gemeinen Lehrer aller Wissenschaften waren. Es war darum auch bey ihnen ein heiliger und unverletzlicher Gebrauch, die Einkünfte, welche der König von den Abgaben und Auflagen zog, in zween Theile zu theilen, wovon die eine Hälfte zum Dienst der Opfer und zum besondern Unterhalt der Priester aufbehalten war: die andere Hälfte aber in die Kasse der Fürsten kam, und für die Nöthen des Staats bestimmt war. Diese durch ihre Verrichtungen, durch ihre Würde und Alter ehrwürdigen Männer, die durch eine grosse Kenntniß der Gestirne die Decken der Zukunft

enthüllten, und die durch ihre Opfer von dem guten oder schlimmen Erfolge der Unternehmungen ihrer Beherrscher urtheilten; diese Männer, sage ich, hatten die Sorge auf sich, die öffentlichen Nachrichten zu sammeln, in Ordnung zu bringen, und als ein anvertrautes Heiligthum zu bewahren, und daraus bey Gelegenheit Erinnerungen und Beyspiele für die Aufführung ihrer Fürsten zu ziehen. Dies bewog den Herodot nach Aegypten zu reisen, und die Priester des Vulcans und der Sonne zu besuchen, um verschiedene Geheimnisse zu erfahren, die er zur Ordnung und Einrichtung seiner Historie für nöthig erachtete.

Glauben Sie, daß die Perser weniger Neugierde und weniger Ehrerbietung für die Historie gehabt haben? Das Buch Esther berichtet uns, daß, als der König Ahasver des Nachts einmal nicht schlafen konnte, so habe er sich die Jahrbücher der vergangenen Zeiten bringen lassen, entweder um seine Unruhe durch eine angenehme Lesung zu stillen, oder in einer Zeit beschäfftigt zu seyn, die er zur Ruhe bestimmt hatte, und einigen Nutzen von seinen Nachtwachen zu haben, wie Joseph bemerkt. Als dieser Fürst die Verschwörung der Verschnittenen entdeckt, und sowohl für die Bestrafung ihrer Verbrechen, als auch für die Sicherheit seiner Person gesorgt hatte; so ruhete er nicht, bis er diese Unternehmung in die Geschichtbücher hatte ein-

tragen lassen; er ließ die Nachricht davon in seiner Gegenwart aufsetzen, und wollte sie selber in sein Tagebuch schreiben, indem er also mit eben der Hand, welche den Zepter führte und Siege erfocht, die Geschichte beschrieb.

Die Griechen sind in Ansehung der Historie Barbaren gewesen, und Tatian wirft ihnen ihre Nachläßigkeit vor, die sie gegen die Geschichte ihrer Nation bezeigt haben. Daher kömmts, daß diejenigen, welche sich nachgehends unterfangen haben, uns ihre Handlungen und Gebräuche zu erzählen, ihre Bücher mit vielen Fabeln und Unwahrheiten angefüllt haben, weil sie keinen Grund der Wahrheit fanden, und daß sie oft ihrer Einbildung und ihrem Gutdünken den Lauf gelassen, wo sie keine Bürgen und Zeugniße vor sich sahen. Die Römer sind ordentlicher gewesen; sie haben eingesehen, daß die großen Handlungen Exempel für alle Jahrhunderte sind; daß die Nachwelt sich aus den Tugenden ihrer Vorfahren unterrichten muß, und daß es für die Wohlfahrt der Staaten wichtig ist, eine öffentliche Fortpflanzung der geschehenen denkwürdigen Sachen zu erhalten. Das Amt, die Jahrbücher zu schreiben, gaben sie ihren Pontifen, die sie öffentlich bekannt machten; und durch die Treue sowohl, die sie in ihren Berichten beobachteten, als auch durch die Ehrerbietung, die man für ihre höchste Würde hägte, bekamen diese Nachrichten fast eben das

Ansehen, wie Heiligthümer. Viele vornehme Personen hielten diese Beschäfftigung ihrer würdig; und **Cornelius Nepos** beklagt sich in seinem Buche von berühmten Rednern, daß ein Freygelassener des **Pompejus** sich unterstanden hätte, eigenmächtig ein Amt zu übernehmen, das nur den vornehmsten und vortrefflichsten römischen Bürgern zukäme.

Die Kirche, die von dem Geiste Gottes erleuchtet und beseelt war, und von ihrer Geburt an eine heilige Politik beybehalten, hat anfänglich Geschichtschreiber von dem Leben des Heilandes gehabt, sie hat die Thaten und Wunder der Apostel beschreiben lassen, sie hat in den folgenden Zeiten Schriftsteller ernennet, welche die Exempel der Treue und Standhaftigkeit beschreiben mußten, die die Märtyrer in den Verfolgungen der Tyrannen gegeben hatten. Diese Nachrichten wurden so gewissenhaft bewahret, daß der heilige **Antherus** lieber sterben, als sie den Ungläubigen verrathen wollte, und er ward ein Märtyrer, um die Geschichte der Märtyrer zu erhalten. Die andern Kirchen ahmten der römischen Kirche nach, wo die Notarien, welche die Kirchengeschichte beschrieben, sogar den Rang über die Bischöffe, bis zur Zeit **Pius** des Zweyten, gehabt haben. Der Papst **Leo** der Zehnte vermehrte ihre Anzahl von sieben bis auf zwölfe, er gab ihnen große Privilegien, und denjenigen Rang, den sie noch jetzt am römischen Hofe ha-

ben, wo sie gewissermassen noch ihr altes Amt verwalten, und den Versammlungen über die Fortpflanzungen des Glaubens beywohnen.

Sehen Sie, mein Herr so hoch hat man allezeit diejenigen geschätzt, die die Historie beschrieben haben. Wenn man heut zu Tage eben die Sorgfalt hätte, so würden wir nicht so viele unnütze Bücher, nicht so viele todte Historien und Nachrichten sehen, die wie Leiber ohne Seelen, gar keine großmüthige Empfindung einflössen, und nicht viel mehr werth sind, als jene frostigen und verdrüßlichen Zeitungen, welche nichts anders als wöchentliche Verfolgungen sind. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Fünf und funfzigster Brief.

Von eben demselben an einen unglücklichen Freund.

Ich habe mit vielem Mißvergnügen vernommen, daß Sie einige tausend Thaler auf einem Schiffe verloren haben, welches ein unbarmherziger Seeräuber mit den kostbarsten Gütern des Herrn Cardinals **Gualterio** weggenommen hat. Ich weiß nicht, ob diese Nachricht so gewiß ist, als man mir versichert hat; aber sie ist in der That sehr unangenehm. Nicht, als ob ich nicht wüßte,

daß Sie über ein solchen Verlust erhaben sind, und daß dergleichen Zufälle Sie nicht sehr beunruhigen und verwirren können, da es Ihnen in Ihren Umständen weder an Mitteln noch Rettungen fehlt. Aber ich kenne auch die aussерordentlichen Kosten, die man zu einer neuen Einrichtung machen muß, so viel Vermögen und Hülfe man immer haben kann, insonderheit, wenn man vornehm lebt, und einer Stadt Ehre macht, wie Sie der Ihrigen machen. Verzeihen Sie mir, wenn ich also diese Ueberlegung mache und so frey bin, Ihnen als Ihr Diener und Nachbar eine gleiche Summe, wie die verlorne gewesen ist, anzubieten, bis Sie indessen diesen Schaden wieder ersetzt und Ihre Umstände verbessert haben. Sie würden mir nicht so sehr verbunden seyn, als ich Ihnen, wenn Sie meinen guten Willen annehmen, und daraus mein Zutrauen und die aufrichtige Ehrerbietung erkennen wollten, mit welcher ich bin ꝛc. ꝛc.

Sechs und funfzigster Brief.

Von eben demselben.

Ich übersende Ihnen das, was Sie mir in Ihrem Briefe zu bezeigen die Ehre erwiesen haben. Vielleicht glauben Sie, daß ich Ihnen

ein

ein Vergnügen erweise: nein, denken Sie vielmehr, daß ich das Vergnügen erhalte, und daß die vornehmste Verbindlichkeit diejenige ist, die ich gegen Dero Zutrauen habe. Es würde mir sehr nahe gegangen seyn, wenn mir ein anderer wäre vorgezogen worden, weil ich sowohl schon mein erworbenes Recht über diese Angelegenheit hatte, als auch, weil niemand mit größerer Hochachtung und Ergebenheit seyn kann ꝛc. ꝛc.

Sieben und funfzigster Brief.

Von eben demselben an den Herrn le Pelletier über die Schwachheiten des Alters.

Mein Herr,

Der Besuch, den ich dem Herrn von Uzez gegeben habe, welcher vor kurzer Zeit in unserer Provinz angekommen ist, hat mich aufgehalten, Ihren Brief zu beantworten. Ich sehe, daß Sie Ihre Einöde zu Villeneuve verlassen haben, ehe die Jahrszeit auf dem Lande zu weit fortgerücket ist. Man muß eine schwache Gesundheit schonen; die Luft zu Paris ist nicht so subtil, man kann da geschwindere Hülfe haben, und

wenn man sich dem Patriarchenalter nähert, so muß man sich unter die Sorgfalt einer Familie begeben, und von seinen Kindern die Früchte einer guten Erziehung, die man ihnen gegeben hat, empfangen. Das Vertrauen, welches Sie mir von Ihrem jetzigen Zustande machen, in welchen Sie die Last der Jahre versetzt, würde mich noch mehr rühren, wenn Sie sich nicht so gut darüber ausdrückten, und wenn ich nicht dadurch noch allen Ihren Verstand in Ihrem Briefe, und in denen, die mir der Herr von N.** mitgetheilet hat, erblickte. Aber bey dem allen ist Ihre Sorge vernünftig; alles, was zu seinem Ende nahet, nimmt nothwendig ab; die Munterkeit vergehet, die Sinnen nutzen sich ab, der Geist wird mit dem Leibe schwächer; das Feuer, das uns beseelet, verlöscht unvermerkt, und die Vernunft erlieget eben sowohl bisweilen, wie die Sinnen unter den Schwachheiten des Alters. Diejenigen, die wie Sie allezeit ein geschäfftiges Leben geführt haben, die mit wichtigen und mühsamen Arbeiten beschwert gewesen sind, die das Anliegen des Staats so gut wie ihrer Familie zu Herzen genommen haben, die lebhaft von den gegenwärtigen Unglücksfällen und elenden Zeiten des Vaterlandes gerühret sind; diese, sage ich, haben freylich zu besorgen, daß die Anwendung und der Gebrauch, den sie von ihrem Verstande gemacht haben, endlich darinn eine Ermattung verursachen möchten. Die Natur höret auch oft

von

ron selbst auf. Ein so glückliches Alter, das sich bis ans Ende aufrecht erhält, und wo die Zeit nicht dem Menschen einen Theil seiner selbst raubet, ist rar; und jener Segen, den Moses aussprach: Dein Alter sey wie deine Jugend, erneuert sich seit der Zeit nicht oft. Sie und ich, mein Herr, haben Leute gesehen, deren Weisheit und feines Urtheil man hochgeschätzt hatte, und die, nachdem sie die vornehmsten Bedienungen und Geschäffte des Reichs verwaltet, den Rest ihres Lebens in einer erbarmenswürdigen Unempfindlichkeit, ohne Vernunft und Einsicht, sogar, bis auf die Vergessung ihres eigenen Namens, hingeschleppt haben. Ich gestehe, daß es eine Demüthigung ist, wenn man diese Art eines lebendigen Todes fühlt, oder vorher sieht. Der Mensch macht nie einen mitleidenswürdigern Anblick, als wenn er anfängt wieder in sein Nichts hineinzugehen. Der natürliche Tod ist die Strafe der Sünde; der bürgerliche oder moralische Tod ist die Buße davon. Man muß sich dazu gelassen finden, wenn man ihn herankommen sieht, und in der Gefahr, Gott nicht mehr mit Freyheit dienen und ihn loben zu können, ihm seine Unthätigkeit und einsame Stille aufopfern. Hernach muß man sich über alles trösten. Der Apostel lehret uns, daß, wir leben oder sterben, wir des Herrn sind. Wir müßen glauben, daß alles Leiden, so wie aller Trost von ihm herkömmt, und daß es allezeit etwas gutes ist, daß sein Wille an

uns erfüllt werde. Indem er uns das entziehet, was zu seiner Erkenntniß und zu seinem Dienste beförderlich ist, so entziehet er uns zugleich das, was uns verführen könnte, ihn zu beleidigen. Diese Entkräftung, die Sie glauben an sich wahrzunehmen, ist ein Merkmal Ihrer Aufmerksamkeit gegen sich selbst. Es ist nicht erstaunlich, daß Sie einige Veränderung und Abnahme der Kräfte fühlen, daß Ihre Einbildungskraft kalt wird, daß Ihr Eifer nachläßt, daß Ihr Gebet nicht mehr so inbrünstig ist, daß Ihre Gedanken und Handlungen nicht mehr so lebhaft sind, und daß der kränkliche Leib die Seele wie eine schwere Last drücket. Sie nähern sich diesem betrübten Punkte des Lebens, worinn nichts als Mühe und Schmerz ist, wie die Schrift sagt. Die Betrachtung, die wir beyde zu machen haben, mein Herr, (denn auf zwey oder drey Jahre nachgerechnet, sind wir in gleichem Falle) ist diese, daß wir uns auf der Neige des Alters als Diener ansehen, die unbrauchbar werden, und daß wir uns die Stunden, die uns Gott läßt, zu Nutze machen, ehe die Nacht kömmt, wo man, wie die Schrift sagt, nichts mehr für sein Heil wirken kann. Lassen Sie uns eilen, ihm Kenntnisse und Neigungen zu opfern, die alle Tage verbrauchter seyn werden, und ihn bitten, daß wenn er uns noch vor unserm Tode mit der Entziehung der zeitlichen und geistlichen Annehmlichkeiten des Lebens strafen will, er wenigstens in unsern be-

küm-

kümmerten Herzen einen Grund von Religion, Glauben, Demuth und Geduld erhalten wolle. Das ist ein Segen und eine Gnade des Himmels für Sie, daß Sie mitten unter Ihrer Familie leben, geehrt und geliebt von Ihren Kindern, die ihre Leiden erträglicher machen, und selbst Ihre Schwachheit ehren werden, und die von Zärtlichkeit, kindlicher Liebe und Begierde Ihren Rest des Lebens zu verlängern gerührt, eben die Sorgfalt für Ihr Alter bezeigen werden, die Sie für ihre Kindheit getragen haben.

Ob ich gleich weiß, daß Sie meine Lehren entbehren können, und daß ein gründlicher, ruhiger Verstand, wie der Ihrige, nicht leicht einem solchen Verfall unterworfen ist: so habe ich Ihnen doch gerne gehorchen wollen, mein Herr, und auch hierdurch bezeigen, mit welcher Ergebenheit ich bin ꝛc. ꝛc.

Nismes, den 9. Nov. 1709.

Acht und funfzigster Brief.

Von Racine an Boileau.*(

Die Frau von Maintenon hat mir diesen Morgen gesagt, daß der König unsere Pen-

sion

*) Racine und Boileau waren vertraute Freunde. Ihr Briefwechsel bezieht sich auf zu viel Um-

sion auf viertausend Franken für mich, und auf zweytausend für Euch, gesetzt hätte. Es verstehet sich, daß unsere Pension, die wir als Gelehrte bekommen, nicht darunter begriffen ist. Ich habe ihr sehr für Euch sowohl als mich, gedankt. So eben habe ich auch dem König dafür Dank gesagt. Es kam mir vor, als wenn es ihm etwas leid that, daß es nicht genug wäre. Allein ich habe ihm versichert, daß wir völlig zufrieden wären. Ich habe noch mehr Eurentwegen geredet, als für mich, und dem König gesagt, daß Ihr Euch die Freyheit nehmen würdet an ihn zu schreiben, und ihm zu danken, weil ihr Euch nicht getrauet ihm durch Eure Gegenwart zum Lautreden beschwerlich zu seyn.*) Ich habe mit diesen Worten gesagt: „ Sire, er hat mehr Witz als je„ mals, mehr Eifer für Ew. Majestät, und „ mehr Begierde für Dero Ruhm zu arbeiten, „ als er jemals gehabt hat. „ Ihr sehet endlich, daß die Sachen so eingerichtet worden sind, als ihr es selbst gewünscht habt. Es thut mir unterdessen wahrhaftig leid, daß es scheint, daß ich hiebey mehr gewinne, als Ihr. Allein auf-

ßer

ſtände, die aus der damaligen Geſchichte und aus ihrem Privatleben erläutert werden müßen, als daß ich hier mehrere hätte einrücken ſollen. (Lettres de M. *Racine* 12. Lauſanne 1747.) Dieſe beyden werden unterdeſſen nicht die ſchlechteſten darunter ſeyn.

*) Boileau war etwas taub.

ßer den Unkosten und Reisebeschwerlichkeiten, davon Ihr zu meinem Vergnügen befreyet seyd, kenne ich Euch so edel und so freundschaftlich, daß ich versichert bin, Ihr würdet mir aus gutem Herzen noch mehr gönnen, als das. Ich werde sehr vergnügt seyn, wenn ihr es in der That seyd. Ich hoffe Euch bald wieder zu sehen. Ich halte mich hier auf, um zu sehen, auf was für eine Art die Sache ihren Lauf nehmen wird: denn man hat mir noch nicht gesagt, ob es durch einen Bestellungsbrief, oder ordentlicher Weise durch eine Anweisung an die Kasse geschehen wird. Ich bin ganz der Eurige. Neues giebt es hier jetzt eben nichts. Man redet von nichts als von der Reise, und jedermann ist nur mit seinen Einrichtungen dazu beschäfftigt. Ich rathe Euch vier Zeilen an den König, und eben so viel an die Frau von Maintenon zu schreiben, die sich gewiß allezeit mit vieler Freundschaft um alles bekümmert, was Euch angehet. Schickt mir Eure Briefe mit der Post oder durch Euren Gärtner, wie Ihr es für gut finden werdet.

Neun und funfzigster Brief.

Antwort von Boileau.

Seyd ihr nicht klug mit Euren Complimenten? Wisset Ihr nicht, daß ich es bin, der

die

die Sache beynahe auf die Art so vorgeschrieben hat, daß Sie geschehen ist? Und könnt Ihr wohl zweifeln, daß ich nicht vollkommen mit einer Sache zufrieden seyn sollte, darinn man mir alles giebt, was ich verlange? Alles gehet aufs beste von der Welt, und ich freue mich noch mehr Eurentwegen, als um meinetwillen. Ich schicke Euch zween Briefe, die ich nach Eurem Rath schreibe, einen an den König, und den andern an die Frau von Maintenon. Ich habe sie ohne Concept geschrieben, und ich habe hier keinen Rathgeber bey mir. Ich bitte Euch alfs zu untersuchen, ob sie so beschaffen sind, daß sie können übergeben werden, damit ich sie ändern kann, wenn Ihr sie nicht gut finden solltet. Ich schicke sie Euch deswegen ganz offen und unversiegelt; und gesetzt, daß Ihr es für gut finden solltet, sie zu übergeben, so seyd so gütig und setzet Euer Pettschaft darauf. Ich werde heute Madame Racine besuchen, um ihr zu gratuliren. Lebet wohl! Ich bin ganz der Eurige. Ich empfieng erst gestern Abend spät Euren Brief, und ich schicke Euch meine drey Briefe um acht Uhr mit der Post. Mir deucht, das ist Fleiß genug für den faulsten unter allen Menschen. Nicht war?

Sech=

Paris, den 9ten April, 1684.

Sechzigster Brief.

Von Racine an seinen Sohn. *)

Der Herr von Bonnac wird Euch von unserem Befinden Nachricht geben, da er uns oft die Ehre seines Besuchs gegönnet, und auch einigemal bey uns mit der kleinen Familie gespeist hat. Er wird Euch sagen können, daß sie recht munter ist, bis auf Eure Schwester, die noch immer mit ihren Kopfschmerzen geplagt ist: ich bedaure sie sehr, das arme Mädchen; und eben dieses verursachet auch ihre Unentschlossenheit, was für einen Stand sie ergreifen soll. Ich thue mein möglichstes, sie aufzumuntern; aber wir führen eine so eingezogene Lebensart, daß sie bey uns eben nicht viel Veränderung haben kann. Sie behauptet, daß sie gar keine Lust hat, die Welt zu sehen; sie findet fast nur im Lesen ihr einziges Vergnügen, und alles übrige rühret sie wenig. Die Zeit, daß Nanette ihr Klostergelübde thun will, rückt heran, und sie wartet mit Ungeduld dar-

*) Dieser Brief zeigt den zärtlichen Racine in seiner Familie, wie offen sein Herz für die häuslichen und geselligen Freuden des Lebens war, und wie sehr er sich für seiner Kinder Glück bemühte. Der junge Racine war damals bey dem französischen Abgesandten im Haag, und dieser Brief ist einer von den letzten an ihn.

darauf. Babet bezeigt eben so viel Begierde; aber wir haben uns entschlossen, sie nicht länger als ein Jahr im Kloster zu lassen; hernach werden wir sie wieder zu uns nehmen, um ihren Beruf gehörig zu prüfen. Sanchon will nach ihrer Schwester Nanette reisen, und spricht fast von nichts anders. Ihre kleine Schwester bezeigt sich nicht so ungeduldig, uns zu verlassen, und scheint mir viel Geschmack für die Welt zu haben: sie urtheilt von allen Dingen mit einem Verstand, darüber Ihr Euch verwundern würdet, und vexirt alle Leute, weswegen ich oft mit ihr zu thun habe. Ich meyne Euren kleinen Bruder künftiges Jahr bey den Herrn Rollin zu bringen, welchem der Herr Erzbischoff die jungen Herrn von Noailles anvertraut hat. Herr Rollin hat seine Wohnung im Collegio von Laon genommen. Unser Nachbar wollte seinen Sohn auch dahin bringen; aber man hat den jungen Menschen allzuwild befunden, worüber sich der Vater sehr ärgert.

Ich werde oft von allen unsern Freunden Eurentwegen gefragt, und von verschiedenen Officieren der Garde. Nur der Herr B. scheint mir sehr majestätisch zu seyn; ich weiß nicht, ob er es aus Gleichgültigkeit oder aus Blödigkeit ist.

Der Herr von Bonnac wird Euch sagen, wie viel Freundschaft Herr Despreaux für Euch bezeigt hat. Er ist glücklich, wie ein König

in

in seiner Einöde, oder vielmehr in seinem Gasthofe zu Autevil. Ich nenne es so, weil kein Tag vorbeygeht, da er nicht eine neue Schmausgesellschaft bey sich hat, und oft kennet keiner die andern darunter. Er ist glücklich, daß er sich so in alle Leute schicken kann. Wenn ich an seiner Stelle wäre, ich würde das Haus schon hundertmal verkauft haben.

Was unsere akademische Neuigkeiten betrifft, so will ich Euch sagen, daß der arme Herr Boyer in seinem drey und achtzigsten oder vier und achtzigsten Jahre gestorben ist. Man will wissen, daß er in seinem Leben mehr als zwanzig tausend Verse gemacht hat: ich glaube es weil er sonst fast nichts anders that. Wenn es Mode wäre, wie unter den Römern, die Todten zu verbrennen, so hätte man ihm eben die Leichenbestattung machen können, wie jenem Cassius, der zu seinem Scheiterhaufen nichts weiter brauchte, als seine eigene Werke, wovon man ein sehr schönes Feuer machte. Der gute Herr Boyer ist sehr christlich gestorben: wobey ich Euch im Vorbeygehen sagen will, daß ich dem Gedächtniß der Chammelay eine Ehrenerklärung schuldig bin, die mit ganz guten Gedanken gestorben ist, nachdem sie vorher der Komödie entsagt hatte; aber sie soll sehr ungern gestorben seyn: wenigstens hat mir Herr Despreaux so gesagt, der es von dem Priester zu Autevil gehöret, welcher in ihrer letzten Krankheit bey

ihr

ihr gewesen; denn sie ist zu Autevil gestorben. Ich glaube, daß der Abt Genest an Boyers Stelle kommen wird: er macht zwar nicht so viele Verse als er; aber er macht sie viel besser.

Ich glaube nicht, daß ich die Reise nach Compiegne thun werde, da ich in meinem Leben Truppen und Campements genug gesehen habe, um gegen diese Versuchung unempfindlich zu seyn. Ich will mich für die Reise nach Fontainebleau sparen, und mich in meiner Familie ausruhen, bey welcher ich lieber bin, als jemals. Der Herr von Torcy scheint mir voller Gütigkeit gegen Euch; und ich bin versichert, daß er Euch Merkmale davon geben wird. Der Herr von Noailles wird sich auch ein Vergnügen daraus machen, Euch bey Gelegenheit zu dienen: und Ihr werdet leicht begreifen, daß ich diese Gelegenheit nicht aus der Acht lassen werde, da mich sonst nichts mehr bey Hofe zurück hält, als die Begierde, Euch in den Stand zu setzen, daß Ihr meiner daselbst entbehren könnet.—

Der Herr von Bonnac will so gütig seyn, dreyßig Pistolen für Euch mitzunehmen. Ich wollte ihm, nach der großen Idee, die er uns von Eurer Oekonomie gemacht hat, vierzig mitgeben. Aber Eure Mutter hat die Summe gemindert, und glaubt, daß dreyßig genug wären.—

Meine

Meine Gesundheit ist Gottlob ziemlich; aber die Hitze hat mich sehr matt gemacht, und ich merke wohl, daß die Zeit herankömmt, da man an den Abzug denken muß.

Ich habe an Euch eine Eigenschaft bemerkt, davon ich sehr viel halte: nämlich daß Ihr sehr gut Scherz versteht, wenn andere, als ich, über Eure kleinen Fehler mit Euch zu thun haben. Aber es ist nicht genug, daß man die kleinen Spöttereyen, als ein Mensch, der zu leben weiß, aufnimmt; man muß sie sich auch zu Nutze machen. Wenn ich Euch mein Exempel anführen dürfte, so würde ich Euch sagen, daß ich unter die Dinge, die mir am meisten genützt haben, dieses rechne, daß ich meine Jugend mit einer Gesellschaft von Leuten zugebracht habe, die sich einander recht gerne die Wahrheit sagten, und sich über ihre Fehler fast gar nicht schonten: ich war sorgfältig genug, mich von den vielen Fehlern zu befreyen, die man an mir fand, und die mich für den Umgang der Welt hätten sehr ungeschickt machen können.

Ich hätte bald vergessen, Euch zu sagen, daß ich befürchte, Ihr möchtet ein allzustarker Bücherkäufer werden. Außer, daß die Menge nur zur Zerstreuung dient, um von einer Wissenschaft zur andern herum zu springen, die oft zu nichts nütze ist; so möchtet Ihr selbst die Gewohnheit bekommen, Euch zu allem, was Ihr fändet, die Lust ankommen zu lassen. Ich ein-

innere mich in einer Stelle aus den Pflichten des Cicero, die Herr Nicole mir oft anführte, um mich von der Phantasie des Bücherkaufens abzuhalten, *non esse emacem, vectigal est.* Es ist eine grosse Einnahme, nicht zu viel Begierde zum kaufen zu haben: aber das Wort *emacem* ist sehr schön, und hat einen grossen Verstand. —

Ein und sechzigster Brief.

*) Von Rousseau an den Freyherrn von Bretevil.

Ich habe den Brief erhalten, womit Sie mich den 4ten dieses Monats beehret haben. Der Herr

*) Rousseau, der berühmte und unglückliche Dichter, welcher vollkommen von sich sagen konnte, daß er theils zu viel, theils zu wenig bekannt wäre, hat durch seine Briefe, die der jüngere Racine nach seinem Tode herausgegeben, die widrigen Vorurtheile am besten widerlegt, die man durch Vorschub seiner Feinde wider seine Religion und seinen redlichen Character an den meisten Orten hägte. Ja mein Herr, schreibt Racine an einen seiner Freunde, Sie können davon völlig überzeugt seyn, Rousseau war ein ehrlicher Mann. Ich behaupte dieses öffentlich, seitdem ich die Briefsammlung gelesen, die Sie mir zu-

Herr Graf du Luc hat gewiß denjenigen nicht gesehen, den Sie ihm, wie Sie sagen, über diesen zugesendet haben. Er war eines Schuhflickers Sohn, und ob ihm gleich der berühmte Herr von Bar in seinen *Epitres diverses* T. I. p. 66. deswegen einen Vorwurf macht, als ob er sich seiner Herkunft geschämt hätte, oder wenigstens nicht gerne davon gesprochen; so versichert doch Racine in dem Schreiben, das der Briefsammlung des Rousseau vorgesetzt ist, von den glaubwürdigsten Personen gehört zu haben, daß er sich nie seiner Herkunft geschämt, sondern oft gesagt hätte, daß er von eben der Abkunft, als Horaz, wäre, und daß er seinem Vater keine andere als Freudenthränen gekostet, dergleichen diejenigen waren, wenn man ihm in den Häusern, wo er die Werke seines Sohns hinbrachte, über die Vortrefflichkeit derselben Glück wünschte. Wegen gewisser schändlicher Strophen, für deren Urheber man ihn hielt, die er aber noch auf seinem Todbette, in seinem Testamente, das er dem Herrn Rollin zeigte, völlig verleugnete, gerieth er in einen verdrüßlichen Proceß, und wurde endlich gar aus Frankreich verwiesen. Er fand eine Zuflucht bey dem großmüthigen Grafen du Luc, welcher französischer Gesandter bey der Schweitz zu Solothurn war, und der ihn an den Wienerischen Hof führte, wo er die Gewogenheit des Prinzen Eugen, des Herzogs von Aremberg und anderer vornehmen Personen erhielt, die ihn hernach auch bey seinem Aufenthalt in Brüssel unterstützt haben. Unterdessen empfand er auch in diesen Gewogenheiten das abwechselnde Glück, und ohne den edelmüthigen Beystand seines Freundes, des Herrn Boutet zu Paris, an welchen ein grosser Theil seiner Briefe geschrieben ist, würde er

sen Gegenstand geschrieben haben, und worauf Sie noch eine Antwort von ihm und mir erwarten. Er muß am Parisischen Postamte entweder ausgeschossen, oder durch einen andern Zufall verloren gegangen seyn. Ich will mich also damit begnügen, denjenigen zu beantworten, den ich von Ihnen wirklich empfangen habe. Ich will damit anfangen, mein Herr, daß ob ich gleich gar nicht gesonnen bin, mir die Bemühungen zu Nutze zu machen, die Sie ohne mein Vorwissen haben anwenden wollen, ich Ihnen deswegen doch eben so stark verbunden bin, weil der Grund, der Sie dazu bewogen hat, mir eben so angenehm ist, und Ihnen eben so viel Ehre macht. Ich will sogar bekennen, daß für einen, der

er oft sehr übel daran gewesen seyn, zumal da er in seinen Actien bey der Ostendischen Compagnie alles eigene Vermögen verlohr. Er wurde unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans, der dem Verwiesenen noch immer Gutthaten zufliessen ließ, unvermuthet zurückberufen; aber noch unvermuthet schlug Rousseau das Anerbieten aus, weil er verlangte, daß seine Zurückberufung zugleich mit einer öffentlichen Rechtfertigung verknüpft seyn sollte. Er starb endlich unter mitleidenswürdigen Umständen in seiner Verweisung zu Brüssel i. J. 1741. und im 70ten seines Alters. Ich verweise den Leser, mehrere besondere Umstände seines Lebens zu wissen, auf seine Briefe, von denen die hier eingerückten ihm Lust machen sollen, die übrigen zu lesen, die ohnedas einem jeden Liebhaber der schönen Wissenschaften lesenswürdig sind.

der sich schuldig befände, kein besser Mittel könnte ausgesucht werden, als welches Sie erwählt haben. Ich hoffe inzwischen, mein Herr, daß Sie mich nicht dafür betrachten, weil Sie mich Ihrer Hochachtung versichern. Ich würde mich in Gefahr setzen, dieselbe zu verlieren, wenn ich unglücklich genug wäre, mir die Wohlthat anzumassen, welche das Gesetz den Schuldigen anbietet. Schon seit fünf Jahren, da ich Ihnen ziemlich fleißig geschrieben, habe ich jederzeit diese Sprache gegen Sie geführet: ich werde auch nie meine Gedanken hierinn verändern, und ich bin ganz unfähig dazu. Sie wissen vollkommen meinen Willen in diesem Stücke. Der Herr Großprior und alle meine Freunde wußten ihn gleichfalls; und wie er mir die Ehre anthat, zu schreiben, daß er meine Zärtlichkeit billigte, und sie mir berichteten, daß nichts vorgehen sollte, welches ich mißbilligen könnte: so bildete ich mir ein, daß meine Freunde ein Mittel ausfindig machen würden, entweder die Strafe auf den Schuldigen fallen zu lassen, oder ein Urtheil aufzuheben, welches mich um meinen ehrlichen Namen zu bringen suchet. Ich würde dieses nicht allein hiedurch nicht erreichen, sondern durch dieses Mittel, welches Sie mir vorschlagen, würde das Urtheil seine vorige Kraft empfangen, und meine Feinde

würden neue Vortheile erhalten, die nur darauf warten, mir den Mund auf ewig zu stopfen, und mich zu allen Zeiten sprachlos zu machen. Wir wollen ihnen dieses Vergnügen nicht gönnen, mein Herr. Ich liebe zwar Frankreich: aber ich liebe noch weit mehr meine Ehre, und was für ein Schicksal mir auch die zukünftige Zeit bereitet, so werde ich doch mit Philipp von Comines sagen: „Gott betrübt „ mich; er hat dazu seine Ursachen. Ich werde aber allezeit die Bedingung unglücklich „ zu seyn, mit Standhaftigkeit derjenigen vorziehen, wo ich mit Schande glücklich seyn „ soll. „

Bis hieher ist noch nichts versehen, wie Sie gütigst zu erwähnen belieben. Ich bitte Sie inständigst, nichts weiter in diesem Stücke zu unternehmen, und das von Ihnen ausgewirkte Königliche Rückrufungsschreiben zu unterdrücken. Ich bedanke mich tausendfach dafür gegen diejenigen, die es mir ertheilt haben; allein ich bin nicht von der Gattung, daß ich mich desselben bedienen sollte.

Ich habe Ihren Brief an den Herrn Grafen du Luc gelesen, welcher es mehr als zu wohl einsiehet, daß einem Manne von meinem Alter in dergleichen Dingen kein Rath zu geben ist. Ich ersuche Sie, gegenwärtiges Schreiben dem Herrn Großprior, und allen denen zu zeigen, die mir, wie er, ihre schätzbare Gewogenheit

heit bewiesen haben. Ich wiederhole übrigens hiemit nochmals, mein Herr, daß obgleich meine Begriffe in diesem Stücke von den Ihrigen sehr unterschieden sind, meine Denkungsart dennoch so beschaffen ist, wie sie seyn soll, und daß meine Dankbegierde vollkommen mit Ihren Wohlthaten übereintrifft ꝛc. ꝛc.

Wien, den 21ten April,
1726.

Zwey und sechzigster Brief.

Von eben demselben an den Herrn Boutet.

Es ist überflüßig, einem so weisen Manne, als Sie sind, dasjenige zu wiederholen, was ich Ihnen so oft, in Ansehung meiner Gesinnungen nach Frankreich zurück zu kehren, bezeugt habe. Sie wissen es alles, und Sie kennen mich hinlänglich, daß Sie mich keiner Veränderung fähig halten werden. Der Freyherr von Bretevil mag auch seine Anschläge noch so geschickt ins Werk gerichtet haben, die er mir mitgetheilt hat, so glaube ich dennoch, ohne die ihm schuldige Dankbarkeit zu verletzen, Ihnen erklären zu müssen, daß sie alle in Ansehung meiner ver-

loren seyn werden, wenn es etwas anders als meine gänzliche und hinreichende Rechtfertigung nach sich ziehet, wie sie ein ehrlicher Mann erwarten kann, der eine Beleidigung erlitten hat. Wenn dieses nicht möglich ist, so hat es ebenfalls seine völlige Richtigkeit, daß meine Freunde sich nicht besser für mich bearbeiten können, als wenn sie mich hierinn völlig verlassen. Ich bestrebe mich nicht nach Frankreich zurückzukehren, sondern den Betrug zu hintergehen, der mich anzuschwärzen gesucht hat, und mich in den Stand zu setzen, vor Menschen also zu erscheinen, wie ich einst vor dem höchsten Gotte zu bestehen gedenke. Ein jeder Entwurf, der hiemit nicht übereintrifft, würde mich entehren, und ich würde eher den Tod erdulden, als meinen Willen dazu geben.

Es würde mir zwar sehr angenehm seyn, zu Paris einer so angenehmen Gesellschaft, als der Ihrigen geniessen zu können: aber auf den Fuß wie man die Sache vorgenommen hat, muß man nicht weiter daran gedenken, und nach einer ganz veränderten Richtschnur handeln. Man wird mich hierinn nicht beschuldigen, daß ich unüberlegt handle. Sechs Jahre habe ich mit einer Geduld und einem Stillschweigen abgewartet, davon man bey einem von dem Glücke so unrechtmäßig verfolgten Menschen, wenig Beyspiele antreffen wird. Seitdem ich mich zu Wien aufhalte, habe ich keinen Vorschlägen

Gehör

Gehör gegeben, und mit einer für meinen Zustand unerhörten Gelassenheit das Ende der Bemühungen erwartet, womit meine Freunde mich hingehalten haben. Endlich aber ist es Zeit, daß ich einen Entschluß fasse. Ich habe ihn auch schon gefaßt, und weil mein Vaterland mich nicht gewollt hat, so mag man es mir nicht übel nehmen, daß ich mir für meine übrige Lebenszeit ein neues ausleſe.

Der Herr Großprior hat mir in dieſer Sache so viel Redlichkeit uud Gewogenheit erzeigt, daß ich ihm mein ganzes Leben hindurch eben so verbunden seyn werde, als wenn er mir wirkliche Dienste erzeigt hätte. Er hat ein unvergleichliches Herz, und in jedem andern Umstand wollte ich lieber sterben, als das Unglück haben, ihm zu mißfallen.

Meine Feinde haben keine Ursache, über meine vermeynte Gunst in Eifersucht zu gerathen; weil dieſelbe nur etwas *) zuwege gebracht hat, welches sie als einen vollkommenen Sieg betrachten würden, wenn mich der liebe Gott soweit verließe, daß ich dazu meine Einwilligung gäbe. Inzwiſchen ersehe ich aus dem Berichte, den Sie mir davon eingeſchickt haben, daß die Reue und Furcht ihnen beſtändig zuſetzet. Man kann gar leicht aus ihrer Aufführung, nach welcher sie allezeit auf mich ein wachsames Auge haben, genugsam einsehen, daß ihre Natur dadurch

*) Das Zurückrufungsschreiben.

ungemein geschwächt werden muß, und daß sie sich beständig in einem gewaltsamen Zustande befinden müssen, so lange ich am Leben seyn werde. Dieses ist der Anfang der Züchtigung, welche Gott an den Sträflichen dieses Lebens ausübet. Was mich betrifft, so lebe ich, obgleich mein Geschick mit vielen Verdrüßlichkeiten umgeben, und eines sehr ungewissen Ausganges ist, dem Himmel sey gedankt, ohne die geringste Unruhe, und ich bin niemals vergnügter gewesen.

Was meine Werke anlangt, so werden sie bereits zu Anfange dieses Monats bereit seyn zu erscheinen. Ich kann sie aber nicht zu Wien drucken lassen, und den Holländern möchte ich es nicht gern auftragen. ꝛc.

Wienn, den 30. März,
1716.

Drey und sechzigster Brief.

An eben denselben.

Durch die Veränderung in den Finanzen und Bedienungen, die in Betrachtung der Statthalterschaft der Erzherzoginn vergeben worden, hat meine Beförderung von neuem einigen Anstoß bekommen. Dies ist eine ganz neue Regierung, deren Glieder ich vielleicht zu meinem Vortheil lenken könnte, wenn ich nicht ein anders Vor-

haben

haben im Sinne hätte, dessen Ausführung mir vortheilhafter seyn kann, ohne dabey meine Freyheiten zu wagen. Ich habe nur 200 Pistolen Einkünfte. Das heißt gar wenig; allein es gehöret mir. Wenn ich nun dieses verdoppeln kann, ohne von jemanden abhängig zu seyn; so brauche ich nichts mehr, um mit gesetzter Gemüthsruhe dies Alter zu erwarten, welches mich bereits, obgleich etwas in der Ferne, bedrohet.

Was meine Angelegenheiten mit dem Prinzen Eugen betrifft, so will ich Ihnen dieselben nach ihrer natürlichen Beschaffenheit erzählen. Wie ich von Wien abreiste, habe ich so gut mit ihm gestanden, als jemals. Seit meinem Hierseyn habe ich ihm geschrieben, und er hat mir auf gewöhnliche Art geantwortet: allein ich getröste mich doch nicht, so bescheiden ich mich auch in dem Handel des Grafen von Bonneval aufgeführt habe, daß die Freundschaft für den einen nicht der Freundschaft des andern Eintrag gethan hätte.*) Ich müßte keine Menschen

*) Dieser unglückliche Diensteifer macht dem Dichter viel Ehre. Er reiste bey den bekannten Händeln, die sich Bonneval durch seinen Jähzorn auf den Hals zog, in aller Eile nach Wien, um den Prinzen Eugen für seinen Freund zu erweichen. Der Prinz nahm es übel, daß sich Rousseau in dergleichen Sachen mischte, und für den Grafen das Wort reden wollte. Ich thue, was mir gebühret, saget Rousseau, weil ich ihm mein ganzes Glück

kennen, wenn ich anders urtheilte. Dies gehöret zu den Fügungen des Schicksals, denen keine menschliche Vernunft ausweichen kann, und alles, was sie dabey thun kann, ist dieses, daß sie sich von allen Beschuldigungen frey macht. Ich würde mir gewiß eine solche auf den Hals gezogen haben, davon alles Meerwasser mich nicht zu reinigen vermögend wäre, wenn ich dem Grafen von Bonneval, dem ich tausendfach verbunden bin, und dem ich selbst die Bekanntschaft mit dem Prinzen Eugen zu verdanken habe, diese Pflicht versagt hätte. Er hat, ob er gleich unsägliche Ursachen hatte sich zu beschweren, niemals

schuldig bin. Er hat mich mit Ew. Durchlauchten bekannt gemacht, und Denenselben die gnädigen Gesinnungen eingeflößt, die Sie jederzeit für mich zu bezeugen geruhet haben. Der Prinz ließ sich nicht nur dadurch nicht bewegen, sondern bezeugte hernach auch wenig Neigung, ihm eine Bedienung in den Niederlanden zu verschaffen, die ihm versprochen war. Er, der ihm, wie Rousseau selbst gesteht, zwey Tage vor der Peterwardeinischen Schlacht einen diamantenen Ring von 4000 Livres schenkte, und außerdem noch ein gewisses jährliches Gehalt gab. Man kann indessen nicht eigentlich sagen, daß er in die Ungnade des Prinzen fiel, obgleich Rousseau sich weigerte, die vierteljährige Besoldung, die er ihm einige Monate nachher schickte, anzunehmen. Ich schmeichelte mir, sagt er, es als ein Freund zu bekommen; allein weil ich das Unglück gehabt habe, seine Gewogenheit zu verlieren; so will ich auch nicht weiter an seinen Wohlthaten Theil nehmen.

mals etwas als mit seinem unbedachtsamen Zorn versehen, welches ein ehrlicher Mann nicht als ein Laster betrachten muß. Ich habe es nicht gebilliget, welches dem Prinzen auch gar wohl bekannt ist; allein ich hätte ihn in allen übrigen Stücken nicht verlassen können, ohne mir Schande zu machen. Ich bin über den Punkt der Ehre gar zu kützlich, eine Freundschaft, von welcher Gattung sie auch immer sey, durch dergleichen Gefälligkeiten zu unterhalten. ꝛc.

Brüssel, den 20. Octob. 1725.

Vier und sechzigster Brief.

An eben denselben.

Sie werden sich die Freude leicht vorstellen können, die mir die unvermuthete Ankunft des Herrn Abts von Olivet verursachet hat. Ich kannte seine Verdienste seit vielen Jahren, ohne seine Person gesehen zu haben, und es hat mich sehr ergötzt, in ihm einen so liebenswürdigen Mann im Umgange anzutreffen. Wie angenehm ist es mir gewesen, mich mit ihm von Ihnen zu unterreden! Es giebt wenig solcher Freunde, wie Sie. Und ich kann gleichfalls sagen, daß kein Herz von Wohlthaten leichter, als das meinige, gegen meine Freunde beweget wird. Es ist ein

grosses Glück, einen Freund, wie Sie anzutreffen; allein es ist ein Unglück, es Ihnen mit nichts, als einer trockenen Dankbegierde vergelten zu können. Mein Geschick ist in diesem Stücke nie mit meinem Herzen übereingekommen. Was habe ich wohl für Sie gethan, mein Herr? Und was wünschte ich hergegen zu thun!

Es sind anderthalb Jahre verflossen, daß ich nach allen Klugheitsregeln mein Glück als gewiß betrachten mußte, und dennoch ist es wieder in seine vorige Ungewißheit durch einen Umstand zurückgefallen, den ich am wenigsten vermuthen konnte. Man hat die Anerbietungen Engellands verworfen. Wir müssen erst zu wissen bekommen, was für ein Schicksal unsere Ostendische Handelsgesellschaft haben wird. Ich sehe mich der Gefahr ausgesetzet, alles zu verlieren, und das ganze Land wird von eben der Noth bedrohet. Ich habe 30 Actien, worauf ich 14000 Gulden an Wechselgelde schuldig bin. Das ist eine Kleinigkeit, man mag nun unserer Gesellschaft wieder zur Thätigkeit verhelfen, oder aber dieselbe gänzlich abschaffen, und eine Kasse daraus machen. Wenn man aber gar nichts entscheidet; so ziehet diese Kleinigkeit den Verlust meiner 30 Actien nach sich.

Ich habe dem Herrn Abt von Olivet drey geistliche Oden vorgelesen. Das ist alles, was ich in vieler Zeit verfertigt habe. Nichts feuret mich allhier zur Arbeit an, und ich weiß auch

nicht

nicht, wie man sich selber aufmuntern muß. Es giebt in diesem Lande weder Kenner noch Liebhaber, und man muß seinen Geschmack nach dem Geschmack derjenigen einrichten, mit denen wir leben sollen. Gott hat mir hierinn einen ziemlich biegsamen Charakter gegeben.

Hæc res et jungit, junctos et servat amicos.

Deswegen habe ich auch allezeit Freunde angetroffen, wo ich mich nur aufgehalten. Wenn ich nur mit ehrlichen Leuten zu thun habe, so befinde ich mich allenthalben wohl. Der Verstand trägt wenig zur Annehmlichkeit der Gesellschaft bey, er schadet derselben vielmehr. Das Herz macht alles Vergnügen dabey aus, und das ist das einzige, was mich jemanden verbindlich macht. Sicherheit, Gutheit, Billigkeit! mehr verlange ich nichts von euch. Ich hatte dieses alles und noch weit mehr in Ihnen angetroffen; allein ich bin nicht zum Glücke gebohren. Ich muß von Ihnen entfernt leben, und ich bin dennoch ꝛc. ꝛc.

Brüssel, den 26ten Sept. 1730.

Fünf und sechzigster Brief.

An eben denselben.

Ihre Freundschaft, die mir den angenehmsten Trost giebt, ist der einzige Gegenstand, worüber

ich bey meiner Entfernung von Paris Verdruß verspüre. Ich weiß noch nicht, was wegen meiner Rückkehr nach Paris für ein Entschluß wird gefaßt werden; allein es ist hinreichend, daß man sie gerne siehet, um mich dieselbe wünschen zu lassen.

Sie verlangen meine Meynung über den Herrn Aved zu wissen! Er ist nach Ihnen mein bester Freund, und ich halte ihn, ohne Schmeicheley, was das Portrait betrifft, für den besten Maler in Frankreich: allein ich kann eben dieses nicht in Ansehung der übrigen Stücke gewiß versichern. Was die Stellung, die Auslesung der Kleider, und die übrigen Vollkommenheiten betrifft, die ein Gemälde zieren; so glaube ich nicht, daß Sie anderswo einen in dieser Kunst so erfahrnen Mann finden werden. Ich zweifle sogar nicht, daß, da er sich so besonders viel Mühe seit meinem Aufenthalte bey ihm gegeben, er nicht alle erforderlichen Eigenschaften besitzet, in jeder Gattung etwas grosses zu liefern. Ueberdem ist er so ehrlich, als geschickt.

Verwichenen Freytag kam der Herr von Voltaire und die Frau Marquisinn du Chatelet an die Hausthüre gefahren, wo ich mich gemeiniglich des Abends aufzuhalten pflege. Sie fragten, ob ich da wäre? Und als man ihnen mit Ja geantwortet hatte, kehrten sie wieder um. Ich will mich nicht wie sie aufführen, der ich keine Ursache habe, sie weder zu fliehen noch auf-

zu-

zusuchen. *) Begegne ich ihnen, so will ich ihnen danken, wenn sie mich grüssen und ihnen antworten, wenn sie mich anreden. Das ist

*) Rousseau hat allezeit von der Muse des Voltaire günstig geurtheilt, und ihm seinen guten Rath nie entzogen, so oft er denselben begehret. Der Herr von Voltaire, schreibt er in einem Briefe vom Jahr 1722 hat hieselbst eilf Tage zugebracht, in welcher Zeit wir fast gar nicht von einander gekommen sind. Ich habe mich gefreuet, einen jungen Menschen von so grosser Hoffnung zu erblicken. Er hat die Gutheit für mich gehabt, mir sein Gedicht auf 5. oder 6. Tage anzuvertrauen, und es wird seinem Verfasser vielen Ruhm erwecken. Unsere Nation hatte ein solches Werk (ohne Zweifel meynt er die Henriade) nöthig. Aber er bekam Gelegenheit, von seinem Herzen nicht eben so zu urtheilen, und Voltaire begegnete ihm nach der Zeit schlecht. In einem Briefe an den jüngern Racine vom Jahr 1749. schreibt er unter andern: Sie rathen mir sehr christlich an, mich mit dem Herrn vrn Voltaire zu versöhnen; allein ich glaube, daß das Beste für den einen und andern ist, so zu bleiben, wie wir sind. Ein Vergleich könnte verdrüßliche Folgen nach sich ziehen. Ich weiß, wie theuer es mir vormals zu stehen gekommen ist, da ich mich mit dem La Motte hierauf einließ. Dennoch bezeugt er in einem andern bald darauf geschriebenen Briefe, daß er ihm als ein Christ von ganzem Herzen alles verzeihe. Die Freyheiten, die sich dieser Dichter gegen die Religion herausgenommen, hat er nie gebilligt, und ihn schon damals, als er noch der junge Arouet hieß, bedauert, daß er sich durch den Geist einer gewissen schlechten Gesellschaft einnehmen liesse.

ist nach meiner Meynung das beste Mittel, mit ungefähren Landesleuten auszukom men.

Brüssel, den 3. Jänner,
1740.

Sechs und sechzigster Brief.

Von dem jüngern Racine an den Herrn Brossette.

Man meldet von allen Seiten den Tod unsers Freundes Rousseau. Ich befürchte, daß diese Nachricht nur mehr als zu gegründet ist. In seinem letzten Briefe aus dem Haag an mich, berichtet er mir, daß sein nächstes Schreiben aus Brüssel seyn würde, wohin er wieder zurückkehrte. Man sagt, daß er auf der Reise gestorben wäre. Ich glaube es ohne Mühe. Er bildete mir bey seiner Abreise seinen Zustand gar zu kläglich ab. Da er sehr hurtig im Antworten war; so hätte ich bereits einige Nachricht von ihm erhalten sollen, und deswegen schliesse ich, daß er seinen berühmten und unglücklichen Lebenslauf geendet hat, der allemal, von welcher Seite man ihn auch betrachtet, diese Beywörter verdient.

Soissons, den 20. Oct.
1740.

Sieben und sechzigster Brief.

Von dem vorigen an eben denselben.

Nein, glauben Sie es nicht, daß unser Freund wieder auferstanden ist. So viel ist nur gewiß, daß er noch nicht begraben worden; allein man kann ihn weder zu den Todten noch zu den Lebendigen rechnen. Ich bin hievon durch seinen getreuen und langjährigen Bedienten benachrichtiget worden. Sein Brief belehret mich, daß sein Herr zu Antwerpen in einem Wirthshause liegt und des Gebrauchs seiner Glieder, ja sogar der Stimme beraubet ist. Er hat nur wenig Sinnlichkeit übrig, davon er die schwächsten Zeichen verräth. Wie er von Haag nach Brüssel gehen wollte, befiel er mit einem Schlagflusse. Man brachte ihn nach Antwerpen, und der P. Berruyer, der Verfasser von der Geschichte des Volks Gottes, der von ungefähr sein Reisegefährte war, ertheilte ihm das Abendmal. Er empfieng dasselbe mit vieler Bezeugung der Gottesfurcht. Aus dem Schlagflusse ist eine Wassersucht geworden. Sein Bedienter versichert mich, daß er ohne die Beyhülfe eines Freundes (ohne Zweifel des Herrn Boutets) der ihm alle Monate 100 Gulden zukommen läßt, vom Elende umkommen müßte, und daß er sonst nirgends unterstützet wird.*)

wird.*) Das ist der Zustand dieses berühmten Dichters, welcher nun durch sein Beyspiel dasjenige beweiset, was er vormals gesagt hat, daß der Mensch ein vollkommener Spiegel des Schmerzens ist, und in kurzem wird man von ihm sagen: **endlich ist er todt, und man bedauert ihn wenig.** Dies wird auch von niemanden als den Verehrern des guten Geschmacks geschehen, deren Anzahl von Tage zu Tage anwächst. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Den 15 Jäner 1741.

Acht und sechzigster Brief.

Von Popen an den Herzog von Buckingham.*)

Mylord, es ist wahr, daß ich Ihre Meynung über den Streit, der sich in Frankreich wegen des **Homers** erhoben hat, gerne zu vernehmen wünschte;

*) Einen Monat darauf führte man ihn von Antwerpen nach Brüssel, wo er fast noch drey Monate in diesem elenden Zustande lebte. Auf die Empfehlung des Herzogs von Aremberg, des Grafen von Lannoy, und des Fürsten de la Tour und Taxis, sorgte man aufs beste für ihn, welche ihre Bedienten mit Fackeln zu seiner Beerdigung schickten.

*) Die Briefe dieses grossen Poeten, die in allen Sprachen verdienen gelesen zu werden, sind voller Merkmale seines moralischen Charakters, der oft

1

wünschte; aber ich getraute mir nicht dieses Vergnügen so bald zu erhalten. Ich bin eben so geneigt als Sie es verlangen können, Ihnen auch meine Gedanken zu sagen, wie ferne sie mit dem Ihrigen übereinstimmen, oder nicht. Sie werden sehen, daß wir nur in zweyen oder dreyen wenig bedeutenden Punkten von einander abweichen, wo nicht sowohl von dem Grund des Streits die Rede ist, als von den zwo Personen, die ihn mit so vieler Hitze treiben. Ich habe keinen so grossen Begriff, als Sie, von der Wissenschaft der Frau Dacier, ob ich gleich nicht weniger Ehrerbietung gegen sie trage. Ich bemerke sogar, daß ihre Landesleute noch Höflichkeit genug übrig haben, ihr den Ruhm zu lassen, daß sie eben so gelehrt sey, als ihr Mann. Diese Dame hat in der That nichts geschrieben, über welchen Autor es auch wäre, darinn man so viel Gelehrsamkeit, Verstand und Geschmack wahrnähme, als in den Anmerkungen des Herrn Dacier sowohl über den Horaz als über des Aristoteles Poetik. Alle ihre Anmerkungen sind trocken, ohne Glanz der Wissenschaft, und fast ohne die geringste Erläuterung derjenigen Materie, die sie scheinen erklären zu wollen. Ueberdas sind es weitschweifige, unbestimm-

ungleich beurtheilet worden ist. Ich habe daher unter andern einige gewählt, die seinem Herzen so viel Ehre machen, als seinem Witze. Lettres selects by Pope 8. Lond. 1735. *Mr. Genet* hat sie auch ins Französische übersetzt. 12. Par. 1753.

stimmte, und größtentheils sehr dunkle Abhandlungen. Ich getraue mir sogar zu sagen, daß der größte Theil der Anmerkungen, die sie gemacht haben will, nicht einmal von ihrem Gewächs ist. Man braucht keine andere Beweise von ihrem gelehrten Diebstahl zu suchen, als die Anmerkungen, die sie uns über den Homer gegeben hat. Sie hat den Eustathius wohl zehnmal beraubt, ehe sie ihn einmal angeführt hat. Alles was sie über den Terenz und Plautus geschrieben hat, ist nicht viel mehr werth. Mit dem Aristophanes, welcher Autor mehr, als einer, eine gründliche Untersuchung nöthig hat, ist sie auch nicht besser umgegangen.

Ich bitte Sie, Mylord, zu glauben, daß es weder Neid noch Lieblosigkeit ist, die mich über alle diese Fehler bey der Frau Dacier scharfsichtig machen. Ich habe sie bey meiner Arbeit über die Ilias wider meinen Vorsatz und Willen bemerkt. Aber ich habe doch französische Höflichkeit genug, sie nicht der Welt bekannt zu machen. Ich bin eben so gefällig gegen ihre Entwendungen; denn überall, wo ich geraubte Noten angetroffen habe, und deren ich viele gewiß weiß, habe ich mich damit begnügt, nur den Urheber davon anzuzeigen. Ich weiß zwar nicht, was diese Dame von meiner Aufführung denken wird, aber ich wollte ihr doch wohl rathen, sich nicht laut darüber zu beschweren.

Sehen

Sehen Sie, das sind meine Gedanken von der Madame Dacier; was den Herrn de la Motte betrifft, so glaube ich, Mylord, daß Sie ihm Unrecht thun, wenn Sie behaupten, daß er niemals Homers Gedichte, als in der prosaischen Uebersetzung der Frau Dacier gekannt hätte. Sie wissen also wohl nicht, daß schon vor dieser eine erschienen sey, deren Stil so zierlich ist, daß sie, wie man versichert, dem Verfasser des Telemachs zum Muster gedient hat. Ich mißbillige mit Ihnen den grimmigen Anfall des Herrn de la Motte gegen den Homer, uud seine ausschweifende Begierde, Fehler in ihm zu finden; und ich bin Ihrer Meynung, daß man diesen neuen Gelehrten eben so darüber tadeln kann, wie man die Frau Dacier tadelt, daß sie sich so seltsam in den Homer verliebt hat, jedermann zu zwingen, ihn ganz vollkommen zu finden. Aber es ist auch gewiß, daß der Herr de la Motte in dem Streit nicht so viel Eigensinn gezeigt hat, als sie, und daß er sich gegen sie mit aller möglichen Bescheidenheit und Höflichkeit aufgeführt hat. Ich wollte, daß Sie davon überzeugt wären, weil Sie sonst nicht gesagt haben würden, daß er und seine Widersacherinn mehr gegen einander aufgebracht und erzürnt wären, als Theologen gemeiniglich seyn können, die sich über Wörter zanken. Ich weiß zwar wohl, wozu der Eifer der Commentatoren fähig ist. Ich zweifle nicht, daß wenn die Meynun-

nungen in der Kritik getheilt werden sollten, verschiedene Leidenschaften die Gelehrten zu erstaunlichen Ausschweifungen bringen würden, und wenn man aus der Bibel keine Gelegenheiten mehr zum Zanken erzwingen sollte, daß man französische, italienische und spanische Commentatoren ganz bereit sehen würde, sich für den Homer, Virgil, Terenz und Horaz, einander lebendig zu verbrennen.

Ich wundere mich nicht, daß Ihnen die Flucht des Hektors gleich beym ersten Anblick des Achilles mißfällt: dennoch will ich mein möglichstes thun, dem Homer durchzuhelfen, weil ich nicht sehe, daß ich ihn vertheidigen kann. Man wird bey diesem Bezeigen sehen, daß ich noch ein guter Commentator seyn kann, wenn ich auch kein guter Kunstrichter seyn sollte. Ich will Ihnen meine Idee, sobald ich sie völlig werde entwickelt haben, mittheilen. Unterdessen will ich Sie bitten, mir einzuräumen, daß Hektor von seinem Tode völlig gewiß war, und daß er in seinem Herzen darüber böse war, daß er sich in einen schlimmen Handel eingelassen hatte. Können Sie bey Ihrem grossen Muth nicht glauben, daß eine solche Gewißheit des Todes die Tapferkeit verdunkeln könne, so geben Sie wenigstens zu, daß es die Vorwürfe und Gewissensbisse thun können. Ich könnte Ihnen hierüber den Einfall eines grossen

Man-

Mannes anführen, nämlich von Mylord Peterborow: als ich einstmals jemand lobte, daß er sich vor nichts erschreckte; so sagte er darauf: Zeigt mir eine Gefahr, die ich für ernstlich und unvermeidlich halten muß, und ihr sollt sehen, daß ich eben so gut furchtsam bin, als ein anderer.

Den 1ten Sept. 1718.

Neun und sechzigster Brief.

Von eben demselben an Blount.

Ich werde Sie niemals vergessen können, mein lieber Blount. Lassen Sie sich also meine Abwesenheit gar nicht verdrießen. Weder Geschäffte, noch Ergötzlichkeiten, weder Studieren noch Gesellschaften werden mich verhindern können, an Sie zu denken. Sie wissen, wie schwer und langweilig die Arbeit ist, die ich unternommen habe.*) Und was meynen Sie, ich habe die Herzhaftigkeit gehabt, sie noch schwerer und noch langweiliger zu machen? Fragen Sie mich, ob es möglich sey? Ja; denn ich habe mich entschlossen, sie mit ziemlich vielen Anmerkungen

zu

*) Die Uebersetzung des Homers.

zu bereichern. Ich bin aus keinem andern Bewegungsgrund, als aus diesem, nach Oxford gereist; ich will da eine große Menge Bücher zu Rathe ziehen, die mir zur Vollendung meines Vorsatzes wichtige Dienste leisten können. Aber wenn ich Ihnen sage, daß Mylord Hancourt und der Doctor Clarke zu Oxford sind, so wird es Ihnen zweifelhaft scheinen, daß ich einige Augenblicke zum Studieren widmen kann. Ich gestehe Ihnen, daß ich mir selbst nicht viel damit zu schmeicheln getraue, da ich die unwiderstehlichen Reize ihrer angenehmen Gesellschaft kenne.

Ich finde immer neue Ursachen wider die Erdebeschreiber zornig zu werden; ihre Nachlässigkeit ist mir unerträglich; in der Charte von dem alten Griechenlande sind tausend Fehler von ihrer Art. Ich lasse eine zum Verstande meines Werkes stechen, dabey ich mir alle ersinnliche Mühe gebe, daß sie recht richtig sey: aber ich glaube dennoch, daß ich würde thöricht seyn, wenn ich sie vollkommen ausgearbeitet zu sehen erwarten wollte. Ich habe desfalls an meinen Kupferstecher schreiben müssen. Die Schreibart meines Briefs ist sehr lustig, und wenn er von einem Neugierigen, der etwas einfältig wäre, aufgefangen würde, so sollte er gewiß darüber erstaunen. Es sind in der That nichts anders als Befehle von der äußersten Wichtigkeit, die er darinn sehen würde, als z. E. diesen oder jenen Berg abzutragen, den Lauf eines gewissen

wissen Flusses abzuleiten, jene grosse Stadt auf dieser Küste anzulegen, eine andere nieder zu reissen, die ich nicht in demselben Lande leiden kann. Ich weiß nicht, was man sich für einen Begriff nach einem solchen Briefe von mir machen würde: aber man würde noch mehr erstaunen über den gebieterischen Befehl, daß das Meer nicht über seine Gränzen gehen sollte. Unterdessen besorge ich doch mitten unter diesen ausgestellten prächtigen Befehlen, daß mein Pferd in der Weide sich auf dem Felde verirren, und von dem Dorfpfänder in den nächsten Holzstall gezogen werden möchte. Das würde wenigstens ein Staatsstreich seyn, wenn sie mich unberitten machten, zu einer Zeit, da ich eine Armee von hunderttausend Griechen unter meinen Befehlen habe. Wenn ich mit einer solchen Macht zu Barcellona wäre, so würden die Belagerten noch trotziger seyn, als sie sind. Da ich eben von der Belagerung von Barcellona rede, wissen Sie wohl, daß das eine Materie zu einem sehr hübschen Gedichte wäre? Das Wunderbare, welches in solchen Werken so wesentlich ist, würde nicht fehlen; denn man sagt, daß die Einwohner alle Tage erwarten, daß die Engel vom Himmel herabsteigen sollen, ihnen zu helfen. Unter uns, die wir beyde Katholiken sind: Ist es nicht schade, daß Leute, die von einem so grossen Eifer für die Freyheit brennen, noch so voll seltsamen Aberglaubens sind,

und daß man sonst so braven Seelen so viel Einfalt vorrücken muß? Ich habe mich nicht enthalten können, eine Reise nach London zu thun, als ich erfuhr, daß die Königinn todt wäre. Alle Menschen sind Sklaven der Neugierde. Nach dem gegenwärtigen Zustand meiner Umstände bin ich in allen Revolutionen außer Gefahr; doch schmeichle ich mir durch meine Philosophie noch mehr über die unglücklichsten Zufälle erhoben zu seyn. Mein Geschlecht lieben, die Wohlfahrt eines jeden Individuums wünschen, das ist alles, was mir am meisten am Herzen liegt, und nichts in der Welt kann die Reinigkeit meiner Empfindungen trübe machen. Ich wünsche sehnlich die Herrschaft des Friedens, und ich wollte lieber die Parteyen, die den Staat trennen, wieder vereint sehen, als die Beförderung meines besten Freundes vernehmen: besser kann ich meinen Wunsch darnach nicht ausdrücken.

Den 27. Aug. 1714.

Siebenzigster Brief.

An Steele.

Den 15. Jul. 1712.

Sie haben ganz recht, wenn Sie sagen, daß in dem menschlichen Leben Gesundheit und Krank-

heit

heit einen sehr seltsamen Contrast an dem Menschen machen. Ein kränklicher Körper giebt uns beständig traurige Beyspiele der Schwachheit des Leibs sowohl als der Seele, in den verschiedenen Ständen der Menschen. Man kann indessen einen Nutzen von den Krankheiten ziehen: denn sie zeigen uns besser, als der getreueste Spiegel, was wir sind. Da ich in den letzten Tagen meine Gesundheit sehr zerstöret sah, habe ich ohne Bedenken dasjenige auf die Krankheiten applicirt, was Waller von dem Alter sagt: *)

Der Tag dringt in die Hütte, welche die Seele bewohnt, nur durch die Ritze, die die Zeit darinn macht. Die Krankheiten sind eine Art eines vorgreifenden Alters: sie können eben so gut als das Alter den Bau unsers Leibes zerstören: sie stürzen uns von der hohen Einbildung über unsern irdischen Zustand herab, und indem sie uns die Lust zu diesem elenden Leben benehmen, so machen sie, daß wir ein weit glückseligers nach dem Tode wünschen. Sie machen uns entschlossen, diese Welt zu verlassen, welches tausend Bücher von Philosophen und Theologen nur mit vieler Mühe thun könnten, wenn wir gesund sind. Kurz, sie erschüttern unsere Munterkeit und unsere Jugend, diese Stützen der menschlichen Eitelkeit, so sehr, daß sie uns al-

*) The soul's dark cottage, batter'd and decay'd
Lets in new light thro'chinks that Time has made.

les Vertrauen entreissen, das wir darinnen hätten seßen können, und leiten uns dahin, unsere Seele mit schönen Eigenschaften, als den Quellen eines gewissern und gründlichern Ruhms zu zieren. Nichts in der Welt blendet uns mehr als die Jugend, und eine starke Gesundheit; es sind Stüßen, die dasjenige, was sie tragen, niederstürzen. Ich könnte sie auch einem Bach vergleichen, der den Blumen, die er bewäßert, durch seine Nähe eben so zuwider als vortheilhaft ist, weil er sie zu eben der Zeit unvermerkt unterspühlet, da er sie befeuchtet. Was mich betrifft, so habe ich noch nicht, weder Jugend noch Gesundheit gehabt. Ein voreilendes Alter hat verhindert, daß mich die Welt nicht blendete: und, die Wahrheit zu gestehen, ich bin nicht verdrüßlich darüber. Ich sehe es als einen eben so grossen Vortheil an, als es in meinen Jahren selten ist, den Ehrgeiz zu verabscheuen, und von dem Leeren der irdischen Vergnügungen überzeugt zu seyn. Für viele andere Leute würde es vielleicht ein sehr grosser Verdruß seyn, ihr Leben da anzufangen, womit sie glauben, es beschließen zu müssen; und für mich ist es eine Quelle der Freude. Sie werden mir also leicht glauben, daß mir nichts gleichgültiger ist, als die Auflösung dieser unangenehmen Behausung, die meine Seele auf ihrem Wege bewohnt, und daß, wenn ein brennender Schmerz meines Uebels mich benachrichtiget, daß sie fast keine Zeit

mehr

mehr hat, sich zu halten, ich eben so ruhig bleibe, als jener Irrländer, der vor einigen Jahren bey einem grossen Sturme sich in einem Hause befand, welches alle Augenblick einzufallen drohte, und wo er sich dennoch zu Bette geleget hatte, und denen, die ihm die Gefahr zuriefen, anwortete: Was ist mir an dem Hause gelegen, es gehöret mir ja nicht zu!

Es ist indessen doch in dem Tode etwas, welches mich bekümmert. Ich wünschte, daß der Augenblick, worinn er kommen sollte, in meiner Wahl stünde, und ich versichere Ihnen, daß ich denjenigen wählen würde, worinn er mich am aufgeräumtesten finden könnte. Es würde mich nicht verdrießen, wenn es gleich jetzt geschähe; denn meine Krankheit hat mich so geschwächt, daß ich nicht die Kraft habe, mich über etwas, was es auch wäre, zu betrüben, auch nicht einmal über die Idee, die nach mir in der Welt bey gewissen Leuten bleiben wird, die ich niemals habe hochschätzen können, noch über die gänzliche Vergessenheit, worinn man mich, wie ich glaube, wohl lassen wird. Ich stelle mir ohne Schmerz vor, wie die Sonne den Tag nach meinem Tode mit ihrem gewöhnlichen Glanz aufgehen, und die ganze Natur ihrem ordentlichen Lauf folgen wird; wie die Menschen noch eben so herzlich lachen und eben so übereilt sich verheirathen werden, um sich eine Nachwelt zu geben, die sie eben so gut wie mich je mehr und mehr zu der Vorwelt zurück

schieben wird. Sobald der Mensch über der Erde verschwunden ist, (sagt das Buch der Weisheit sehr wohl) so vergißt man ihn eben so leicht, als einen Wandersmann, den man nur einen Tag gesehen hat. Ich betrübe mich nicht mehr zu wissen, daß ich werde vergessen werden, als daß ich jung sterben werde. Ich habe in dem vierten Kapitel eben dieses Buchs wichtige Gründe genug gefunden, welche junge Leute wider die Schrecken des Todes heilen können: „ Das Alter ist ehrlich, „ nicht das lange lebet oder viele Jahre hat: „ Klugheit unter den Menschen ist das recht graue „ Haar, und ein unbefleckt Leben ist das rechte „ Alter. Es gefällt Gott wohl und ist ihm „ lieb, und wird weggenommen aus dem Leben „ unter den Sündern, und wird hingerückt, daß „ die Bosheit seinen Verstand nicht verkehre, „ noch falsche Lehre seine Seele betrüge. „

Ein und siebenzigster Brief.

An Addisson.

Den 30. Jän. 1713.

Ihr Brief hat mich bey meinem grossen Unternehmen, bey der Uebersetzung des Homers sehr beschäfftigt gefunden. Ob ich mir gleich vorge-

nom-

nommen habe, alle meine Zeit darauf zu verwenden, so behalte ich mir doch einige Stunden vor, mich mit Ihnen und ein paar andern guten Freunden zu unterreden. Ich gestehe Ihnen, daß es gar keine Veränderung für mich ist, eine so lange und beschwerliche Belagerung, als die von Troja, auf dem Halse zu haben, und zu sehen, daß die Zeit der Campagne schon über die Hälfte verflossen ist, ohne daß ich einen Schritt weiter gekommen bin. Es ist wahr, ich verzweifle nicht daran, den Platz zu erobern; denn seine Festungswerke scheinen mir jetzt, da ich sie in der Nähe sehe, gar nicht so fürchterlich, als man mir sie machte. Ich habe sogar Ursache zu hoffen, daß ich mit dem Homer, welcher Statthalter davon ist, Verständniß haben werde, und daß er sich mir über einen grossen Theil seiner Absichten entdecken wird; also bekümmere ich mich sehr wenig über die Menge und den Widerstand der Hülfsvölker, die unter ihm stehen, ich meyne die Commentatoren und Kunstrichter, die ganz mit selbstgemachten Schwierigkeiten verschanzt ihren Autor umgeben, und unter dem Vorwand, ihn zu verstärcken und zu vertheidigen, machen, daß man gar nicht zu ihm kommen kann. Sie füllen mit ihrer Menge die Trancheen und Graben, die sie selbst mit unerhörter Mühe gegraben haben, um den Platz herum. Sie haben auch von allen Seiten gewaltige Hügel von Koth in Redoutengestalt aufgeworfen. Aber ich will doch alle ihre Fürsich-

tigkeiten vereiteln, denn ich will einen Weg nehmen, den sie mir nicht haben verschließen können, und ich will wohl wider ihren Willen glücklich fertig werden. Dies wird nicht unter der Erde geschehen, wie Sie leicht denken können; sondern ich werde mit Hülfe der poetischen Maschinen einen sehr hohen Flug nehmen, und über ihre Köpfe hin gerades Weges mitten in die Stadt fliegen.

Sehen Sie, eine lange und beschwerliche Arbeit! nicht wahr? Aber was darf ich für eine Belohnung dafür erwarten? Dies ist die Frage, die Sie aus Freundschaft für mich thun. Sie fragen mich, ob ich nicht das unglückliche Schicksal mancher Generale besorge, deren Ruhm man anfänglich beneidet, hernach aus Zwang ein wenig gelobt, und nach denen man endlich gar nicht mehr gefragt hat. Ich habe freylich Ursache eine solche Begegnung zu vermuthen, weil die meisten, die eben so grosse als lobenswürdige Unternehmungen ausgeführt, keine andere gehabt haben.

Zwey und siebenzigster Brief.

An Herrn***

Den 13. Jul. 1714.

Ich zweifle schon lange nicht mehr an der Eitelkeit der menschlichen Wissenschaften. Jeder Tag giebt mir davon neue Beweise: indessen bin ich Ihnen darum nicht weniger für die guten Lehren verbunden, die Sie mir diesfalls geben. Ich nehme mich wohl in Acht, in den Wissenschaften etwas anders, als Zeitvertreib zu suchen. Unter allen Thorheiten ist diese die größte, daß man seine Hoffnung darauf gründen will. So groß auch immer der Ruhm seyn mag, den sie uns versprechen, so ist er doch durch eine völlige Aufopferung unserer Zeit und Mühe allzutheuer bezahlt. Und man findet den Handel, den man mit ihnen schließen wollte, noch weit verderblicher, wenn man auf alle die Verdrüßlichkeiten Acht hat, die sie zu ihrem Gefolge haben. Erlangt ihr jemals euren liebsten Wunsch, verdient ihr in der Welt einen berühmten Namen, so wartet schon der gerüstete Neid mit allen seinen Pfeilen auf euch. Hoffet ja nicht, daß sie an euch stumpf werden sollten; sie werden euch allemal mehr Schaden thun, als das Lob eurer Bewunderer

Gutes. Macht euch nur darauf gefaßt, alle Schriftsteller eurer Zeit, sowohl die guten als die schlechten, wider euch vereingt zu sehen. Es ist wahr, diese werden sich nicht so offenbar für eure Feinde erklären, aben sie werden euch doch gleichfalls dafür zu strafen wissen, daß ihr einen Namen habt, der den ihrigen verdunkelt. Sie werden euch zum wenigsten eben so viel Schaden, als die schlechten Schriftsteller, thun: und wo sie nicht noch durch eine gewisse Scham zurück gehalten würden, die diese nicht mehr haben, oder niemals gehabt haben, so würden sie eben so laut hinter euch herbellen. Diese Betrachtungen also verhindern, daß ich nicht allzusehr an den Wissenschaften hänge, und wenn sie nicht stark genug wären, diese Wirkung zu thun, so ist hier noch eine, die mich völlig überzeugen müßte. Ich werde nämlich am Ende des Lebens, das ich mit beständiger Arbeit zugebracht, nichts alsdann von allen dem gethan haben, das mir zu etwas gut seyn könnte; dieser ganze Hause von Wissen wird mir für jene Welt nichts nützen. Wenn ich mich hergegen bey Zeiten einer andern Art des Studirens ergebe, so werde ich mir auf das zukünftige Leben Freunde machen können, die ich nicht fürchten darf zu verlieren, so werde ich mir zugleich ein Vergnügen gewiß machen, das die Lobsprüche der Menschen nicht geben, und einen Ruhm erlangen, den die Eitelkeit der Menschen nicht kennet, den nichts verrücken kann, und der sich so weit als die

Ewig-

Ewigkeit erstrecket. Erkennen Sie also jetzt, werther Freund, die wahren Empfindungen meines Herzens: sehen Sie, worauf sich alle meine Gedanken beziehen, wenn ich denke, welches nicht so gar oft geschieht; denn ich heisse das nicht denken, wenn man sich mit irdischen Sachen beschäfftigt, sondern träumen. Auf diesen Fuß genommen, ist träumen etwas viel gemeiners als denken. In der That, sind nicht unsere philosophischen Systeme, unsere politische Projecte, unsere Poesien, unsere Werke in jeder Gattung, nur Schatten und Blendwerke, davon unsere Einbildung mehr oder weniger lebhafte und öftere Eindrücke bekömmt, nachdem sie mehr oder weniger von Finsternissen umgeben, und von den Ausdünstungen der menschlichen Eitelkeit erstickt wird? Die alten Leute machen sich aus dem Verlust des Lebens nicht so viel, weil sie es endlich müde werden, immer einerley Gegenstände vor Augen zu haben, und immer mit einerley Sachen beschäfftigt zu seyn. Aus einer ähnlichen Ursache bin ich der Poesie überdrüßig. Man ist ein alter Poet, wenn man funfzehntausend Verse gemacht hat, so wie man ein alter Mann ist, wenn man achtzig Jahr gelebt hat. Wie? soll man immer Sylben abmessen, und Reime zusammen suchen! Wofür können uns denn wohl vernünftige Leute ansehen? Gewiß, es ist eine grosse Ausschweifung, solchen Kleinigkeiten alle

Augenblicke zu widmen, die uns für die Wohlfahrt unserer Seele so kostbar seyn müssen.

Drey und siebenzigster Brief.

An Congreven.

Den 16. Jän. 1715.

Ich bin so gewohnt, in meinen Briefen mich selber abzuschildern, daß es für mich eben so gut ist, wenn ich an Sie schreibe, als wenn ich beichtete. Mein letzterer Brief hat Ihnen insonderheit mich bekannt machen müssen. Es giebt Leute, die ihre Fehler nicht wünschten in ein so grosses Licht gesetzt zu sehen: was mich betrifft, so glaube ich, daß unter allen Charaktern der Menschen, die reinsten und schönsten diese sind, deren Fehler man mit einemmal übersieht. Denn ein Bach verlieret darum nichts von seiner Annehmlichkeit, wenn man schon beym ersten Anblick den Schlamm auf dem Grund sieht: es ist hergegen vielmehr ein Beweis, daß sein Wasser so rein als durchsichtig ist. Alles Gift, das ein rasender Kunstrichter hat wider mich ausschütten können, ist nicht vermögend gewesen, meine Galle zu erregen. Ich bin Ihnen verbunden, und dieses aufrich-

tig

tig, für das edelmüthige Compliment, das Sie mir über eine solche empfangene Beleidigung machen; denn ich glaube eben so wie Sie, daß mir nichts mehr Ehre machen kann, als in das Schicksal aller grossen Männer mit begriffen zu seyn, nämlich, daß ich von allen schlechten Skribenten meiner Zeit beneidet und getadelt werde. Es ist mir gar nichts unerwartetes, daß Sie nicht über den langen Aufschub meiner Antwort böse sind. Ich konnte nichts anders von Ihrer Seite vermuthen. Diejenigen, welche die richtigsten Begriffe von der Freundschaft haben, sind eben die, welche sich am wenigsten beym Ceremoniel aufhalten. Ein wahrer Freund ist der einzige Mensch, der leiden wird, daß man etwas gegen ihn versieht. Durch dieses Mittel ist es leicht, seine Freunde kennen zu lernen. Ich bin nicht mehr unruhig für meinen Homer: das Publicum ist Richter darüber; und ich werde der erste seyn, die Billigkeit des Ausspruchs, den es darüber fällen wird, zu erkennen. Ich bin ein Poet, aber ich bin nicht so thöricht zu verlangen, wenn ich unrecht habe, daß die ganze Welt mit mir zugleich unvernünftig werden soll. Ich richte mich sehr gut darnach, was der Herr von Toureil gesagt hat: Wenn ein Autor schreibt, so muß er sich durch die Hoffnung eines allgemeinen Beyfalls aufmuntern; aber sobald sein Buch gedruckt ist, muß er dieser Hoffnung entsagen.

Vier und siebenzigster Brief.

Von Herrn *** an Popen.

Den 22ten. Octob. 1717.

Es vergehet seit langer Zeit kein Tag, daß mich nicht die Lust ankömmt, an Sie zu schreiben. Aber die Verlegenheit, worinn ich bin, Ihnen von fünfhundert Meilen her etwas zu schreiben, das der Mühe werth wäre, verhindert mich immer daran. Ich mag Ihnen nichts von Italien sagen, alles, was ich davon schreiben könnte, haben schon andere vor mir gesagt. Es würde meiner Erzählung die Anmuth der Neuheit fehlen: Sie möchten dabey gähnen, und dann würde sie abscheulich seyn. Vielleicht möchten Sie mir antworten, daß eine neue Art zu erzählen, ein wohlgewählter Ausdruck und ein reiner fließender Stil auch mittelmäßigen Sachen, oder davon schon oft geschrieben ist, viel Anmuth geben können. Das räume ich ein. Aber kann ich mir wohl schmeicheln, daß eine Schrift von meiner Feder alle diese erforderlichen Eigenschaften haben wird? — Doch ich will einen Versuch machen, Ihnen eine kleine Insel abzuschildern, darauf ich mich vier Monate aufgehalten habe, und daher ich erst seit kurzem

zurück=

zurückgekommen bin. — Die Inarime *) ist ein reizender Auszug des Erdballs. Nichts ist schöners als die Verzierung des Landes, das sie in sich schließt, so wie man sie von der Höhe eines Berges sehen kann. Ich wüßte keinen Ort in der Welt, wo die Aussicht eine angenehmere Mannigfaltigkeit fände: grünende Hügel, blumichte Thäler, Plänen voller Getreide, kahle Gebirge, fürchterliche Klippen, und das alles in einem Bezirke von sechs kleinen Meilen. Man stellet sich nicht vor, daß das, was man sieht, Ländereyen wären; so sehr sind die Augen durch die Verhältnisse und Abwechselungen der Objecte bezaubert: man bildet sich ein, von den schönen Landschaften eine zu sehen, woran die grossen Maler ihre Kunst verschwendet haben, die Natur zu übertreffen. Der Sommer ist daselbst sehr gelind, sie haben hier immer frische Luft. Wenn diese Jahrszeit durch ihre unerträgliche Hitze die Einwohner vertreiben

*) Inarime ist eine kleine Insel des Tyrrhenischen Meeres, heut zu Tage Ischia genannt, im Toscanischen Meere, Cuma gegenüber. Virgil sagt, daß die Felsen von Inarime auf Befehl des Jupiters über den Leib des Riesen Typhoeus auf einander gewälzt wären: weil das Wetter oft auf dieser Insel einschlägt:

- - - durumque cubile
Inarime Iouis imperiis imposta Typhoeo.
Aen. IX. V. 715.

ben könnte, so schickt doch das Meer kühlende Westwinde dahin, die erfrischend sind. Der gröβte Theil der Küsten ist mit Weinbergen bepflanzt. Einige darunter sind auf der Anhöhe mit einem Kastanienwäldchen bekränzt, und andere sind an ihrem Abhang mit Gebüschen bedeckt, die von weiten einen sehr angenehmen Geruch ausbreiten. Obgleich in den Plänen, und zwar im Ueberfluß, vortreffliches Getreide und schönes türkisches Korn wächst, so sind doch ziemlich grosse Gegenden, die nichs als Rosinen tragen. Man findet hier ungemein viele Obstbäume. Sie stellen sich leicht vor, daß es hierunter nicht an Kirschen, Apricosen, Pfersing und lauter dergleichen Bäumen fehlet, die nur die Wärme lieben. Aber, welches Ihnen vielleicht fremd vorkommen wird, daß sie daselbst nicht gemeiner sind, als so viele andere, die nicht in unserem Clima bekannt sind, die Orangenbäume, Granatbäume ꝛc. Die verschiedenen Felder dieser Insel nach der Nordseite sind durch Myrtenhecken abgesondert. Es ist nichts, sogar bis auf die nackten Felsen und gewisse Oerter, die lauter Sand sind, das nicht zur Verschönerung dieser Landschaft beytrüge, und ich getraue mir zu sagen, daß sie dazu so gut dienen, als Wiesen, Weinberge, Gebüsche, Kornfelder, Hügel, Seen und Flüße. Mitten auf der Insel erhebt sich ein hoher Berg, der ehemals erschrecklich Feuer auswarf, und von den

Alten Epomea genennet ward. Weinberge und Obstbäume von allerley Gattung zieren seinen Fuß. Die mittlere Seite giebt für allerley Vieh gute Weide. Die Spitze schließt mit einem schroffen Fels, der, wie es scheint, auf Sand ruhet. Auf diesem Felsen, kann ich Ihnen versichern, hat man das schönste Schauspiel von der Welt vor Augen. Man entdeckt von da mit dem ersten Blick eine unzählige Menge Inseln von allen Größen und Gestalten, unter welchen sich das Auge mit Vergnügen verlieret; und einen ganzen Strich Italiens von hundert Meilen in der Länge, der sich von dem Vorgebirge Antium bis an das Cap Palinur erstreckt, und wovon der größte Theil durch Homers und Virgils Gesänge berühmt worden ist, weil die Helden dieser beyden Poeten daselbst das Theater ihrer Reisen und Begebenheiten hatten. Man siehet die Inseln Caprea, Prochyta, Parthenope, Cajeta, Cuma, den Berg Mysen, die Wohnung der Circe, die Syrenen, die Lestrigonen, hernach die Baye von Neapel, das Vorgebirg der Minerva und das ganze glückliche Campanien. Alles dieses macht noch nicht mehr als eine Seite dieser schönen Vorstellung aus. Wann würde ich mit allen fertig werden? In diesem Gemälde ist allzuviel zu schildern; meine Kräfte sind erschöpft; wer es kann, mag es ausmalen. Die Einwohner dieser Insel kennen weder Reichthümer noch Wür-

den

den. Also werden Sie leicht glauben können, daß man bey ihnen verschiedene Laster nicht findet, die anderwärts so gemein sind. Hätten sie eben so wenig Hang zur Rache, als sie wenig zum Geld und Ehrgeiz haben, so würde man an ihrer übrigen Lebensart alles finden, was die Poeten vom goldenen Weltalter gesagt haben, und das man nur für Träume hält. Aber zum Unglück haben sie die grausame Gewohnheit an sich, um der geringsten Kleinigkeiten willen sich einander die Hälse zu brechen. Die zweyte Nacht, als wir uns auf dieser Insel aufhielten, wurde ein junger Mensch von achtzehn Jahren vor unserer Thüre ermordet. Unterdessen, da wir uns wohl vorsahen, uns um nichts anders als unsere Sachen zu bekümmern, so haben wir eine ziemlich lange Zeit mitten unter diesem gefährlichen Volke ruhig zugebracht. Zu Neapel, woher ich Ihnen schreibe, blühen die Wissenschaften nicht. Man kann so gar sagen, daß sie an keinem Orte in Italien blühen, was auch diejenigen davon sagen mögen, welche vorgeben, daß sie gelehrte Leute da gekannt haben. Denn es ist kein Grund, wenn zwey oder drey Liebhaber der Wissenschaften in einem Lande sind, daraus zu schließen, daß die Wissenschaften daselbst durchgehends geliebt und getrieben werden. Als einer von meinen Freunden im vergangenen Monat zu Florenz war, so besuchte er den Herrn Salvini, und fand ihn eben bey der Lesung ihres

Homers beschäfftigt. Dieser Italiener fand Ihre Anmerkungen sehr nach seinem Geschmack, und setzte an der Uebersetzung weiter nichts, als ungefähr dieses aus, daß sie zu sehr einer Paraphrase ähnlich wäre. Dieses Urtheil, das er davon gefällt hat, verräth, daß er unsere englische Sprache nicht genug versteht. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ihre Gesundheit sich so gut erhalten möge, als Ihr Werk; so lange Ihnen diese nicht fehlen wird, so braucht man Ihnen in Ihren Unternehmungen keinen glücklichen Erfolg erst zu wünschen. Erweisen Sie mir die Gerechtigkeit zu glauben, daß ich nichts eifriger wünsche, als alles, was Ihnen Vergnügen machen kann.

Fünf und siebenzigster Brief.

Von Popen an Herrn ***

Mit diesem Briefe melde ich Ihnen die unvermuthete Genesung meiner Mutter, ob ich gleich nicht alle Gründe habe, die ich wohl wünschte, um darauf viel zu bauen. Es ist indessen doch viel, daß ihr Leben noch verlängert worden, und daß Gott ihren Tagen, deren Zahl schon groß ist, noch einige hat zusetzen wollen. Wie schmerzhaft ist es für mich,

daß

daß die Fackel ihres Lebens so bald verlöschen wird! Ihr schätzbares Feuer dienet noch, mir zu leuchten, und von ihrer Wärme wird die meinige noch angefacht; sie wird nicht so bald verloschen seyn, als ich an keinem Orte auf der Welt mehr eine so natürliche und tröstende Freude haben werde. Aber ob mir gleich die Vorstellung dieses Verlustes sehr empfindlich ist, so ist doch noch etwas, das mich noch mehr betrübt. Mein größter Kummer ist, daß ich wegen des hohen Alters meiner Mutter, nicht Zeit habe, ihr meine ganze Schuld abzutragen, und sie durch wichtige Dienste die Frucht aller ihrer zärtlichen Sorgen für meine Jugend sowohl als für meine Kindheit, genießen zu lassen. Die blosse Erkenntlichkeit ohne That ist eine Tugend, die allzuwenig kostet. Man braucht zu ihrer Erhaltung nichts weiter zu thun, als das Gute nur nicht zu vergessen, das man empfangen hat. Kann man sich wohl damit schmeicheln, sie um so wohlfeilen Preis erworben zu haben? Ich weiß wohl, daß es Leute giebt, die undankbar genug sind, sich gewissen etwas beschwerlichen Diensten gegen ihre Aeltern und Freunde zu entziehen, und zwar unter dem scheinbaren Vorwand, als wenn die Ruhe ihres Gemüths dadurch gestört würde. Aber alles, was sie über eine solche Materie sagen können, ist nicht fähig, ihre Vernachläßigung der heiligsten

Pflich-

Pflichten zu entschuldigen. Ihre Furcht wird bey verständigen Leuten allezeit für leer und eitel gehalten werden, und man wird ihnen aus einer so kindischen Weichlichkeit ein wahres Verbrechen machen. Diese mühsame Dienste, welche die Verbindlichkeit gegen unsere Aeltern oder Freunde von uns verlangt, weit gefehlt, daß sie unserer Gemüthsruhe den geringsten Anstoß geben könnten, lassen uns vielmehr in der That eine reine Freude durch das so angenehme und schmeichelhafte Zeugniß schmecken, daß man nichts geschont habe, die Pflichten der Freundschaft und der Erkenntlichkeit zu erfüllen. Dies Zeugniß erwecket in denen, die so glücklich sind, es sich selber geben zu können, eine Empfindung des Vergnügens, die nach meiner Meynung unschätzbar ist, und welche die Wollust durch alles, was sie ihren Unterthanen und denen in sich verliebten liebllosen Menschen von ihren größten Ergötzungen geben kann, nie verschaffe.

Sechs

Sechs und siebenzigster Brief.

Eine satyrische Zueignungsschrift von Pope. *)

Der Verfasser an sich selbst.

Höchstgeehrter Herr,

Diese Arbeit gehöret, nach vieler Ueberlegung, niemanden so eigentlich zu, als Euch; erstlich, weil blos Euer so dringendes Begehren mich vermögen können, dieselbe drucken zu lassen: zum andern, weil ich aus der beständigen Gewogenheit, die Ihr gegen alles, was von mir kömmt, jederzeit habt blicken lassen, versichert bin, daß niemand dieselbe so hurtig in Schutz

*) Sie stehen im Guardian I. Th. 4. St. „ Ich „ kann nicht umhin — — — der Erfinder, oder „ wenigstens der erste Herausgeber einer ganz neuen Art von Zueignungsschriften zu seyn, die „ von vielen andern sehr unterschieden ist, weil „ kein Wort darinn steht, daß nicht der Verfasser ganz gewiß glaubt. Sie schickt sich für ein „ jedes Buch, es mag in Versen oder in Prosa „ seyn, welches herausgekommen ist, oder noch „ erst herauskommen soll, „ sagte Pope am angeführten Orte kurz vorher.

Schutz nehmen, oder sie so eifrig vertheidigen wird. Noch mehr, niemand kann so schleunig die Schönheiten darinn entdecken; und es stehen gewisse Stellen darinn, die vielleicht auser Euch sehr wenige werden verstehen können. Mein Herr, die Hochachtung und die Liebe die ich zu Euch trage, und wie hoch ich Euch schätze, das ist nicht mit Worten auszusprechen, und ist gewiß so groß, oder noch wohl grösser, als irgend ein anderer Mensch sie gegen Euch tragen wird. Einige Fehler betreffend, die wohl andere an Euch zu entdecken vermeynen möchten, so kann ich aufrichtig bekennen, daß ich nie fähig gewesen, sie zu merken; und zweifle gar nicht, daß solche Leute blos vom Neide, und von der Bosheit angetrieben werden, welche allemal von grossen Verdiensten und Gaben, die ich allezeit an Euch bemerkt habe, unzertrennlich sind. Es kann vielleicht für eine Art von Verletzung der Bescheidenheit angesehen werden, daß ich Euch dieses so öffentlich sage; allein Ihr könnt mir glauben, daß dieses nichts mehr ist, als was ich wohl schon tausendmal insgeheim von Euch gedacht habe. Könnte ich nur dem Antriebe meines Herzens folgen, so wollte ich mich an keine Materie lieber machen, als an Eure Lobrede. Allein, da man der Bescheidenheit auch etwas schuldig ist, so schliesse ich, indem ich Euch versichere, daß ich nichts eifriger wünsche, denn Euch näher ken-

nen

nen zu lernen, als ich bisher das Glück gehabt. Alsdann hoffe ich im Stande zu seyn, Euch einige wirkliche Dienste leisten zu können; bis dahin aber kann ich Euch nur versichern, daß ich ferner fortfahren werde, mehr denn irgend ein lebendiger Mensch zu seyn

Allerwerthester Herr

Euer treuergebener Freund
und der größte von euren Bewunderern.

Sieben und siebenzigster Brief.

Werthester Freund,

Da jetzt ein Drittheil des Volks episch ist, wie Rabener sagt, und wir uns neulich darüber wunderten, als ich einige Tage bey Ihnen in Ihrer anmuthigen Einöde zubrachte, daß so viele Leute mit unglaublicher Leichtigkeit sich an das größte Werk machen, wozu der menschliche Verstand fähig ist, so soll dieser Brief dazu gewidmet seyn, Ihnen alles das begreiflich zu machen. Wir glauben, es sey unmöglich, daß man ohne ein grosses Genie, ja gar ohne Gelehrsamkeit und viel Belesenheit ein Heldengedicht machen könne. Glauben Sie es nicht: es gehet an, wenn man nur

seine

seine Kunst recht versteht. Was Moliere von einer Mahlzeit sagt, daß ein jeder mit Gelde eine machen kann, und daß, wenn ein ausgelernter Koch sie nicht ohne dieß machen könne, seine Kunst so viel als nichts sey: eben das kann man von einem Gedichte sagen. Derjenige, der das Genie dazu hat, kann leicht eins verfertigen; aber auch ohne Genie es zu machen, das ist die Kunst. Sehen Sie hier die ganz natürliche Auflösung dieses grossen Problems. Ich las vor zwey Tagen im Guardian, und fand darinn von ungefähr Popens Recept zu einem Heldengedicht. Es kam mir so praktisch vor, und die Lehren dieses Mannes schienen mir in so vielen Mustern, derer ich mich dabey erinnerte, so gut ausgedrückt, daß ich nunmehr für den ödesten Kopf nichts leichter halte, als ein Heldengedicht. Sie haben die Schrift nicht, mein lieber Freund, und ich glaube Ihnen einen Gefallen zu thun, wenn ich Ihnen das Recept hier abschreibe. Aber wenn Sie nun meinen Brief mit drucken liessen? — Doch Sie können es immer thun, wenn Sie wollen: desto gemeinnützlicher wird der Gebrauch für viele seyn, die weder von Popen noch vom Guardian etwas wissen. Hier ist das Recept

Zur Fabel.

„ Nimm aus irgend einem alten Schriftstel-
„ ler, Historienbuche, Romane, oder Legende

„ (z E. Gottfried von Monmouth oder Don
„ Belianis von Griechenland; bey uns Deut-
„ schen könnte es der gehörnte Siegfried, oder
„ der Kaiser Octavianus seyn) solche Stü-
„ cke der Geschichte, die den meisten Anlaß zu
„ langen Beschreibungen geben. Thu diese
„ Stücke zusammen, und menge alle Begeben-
„ heiten, die du dir ersinnst, in eine Erzäh-
„ lung. Alsdann nimm einen Helden, den du
„ nach dem Klange seines Namens wählen kannst,
„ und setze ihn mitten unter diese Abentheuer.
„ Da laß ihn arbeiten, daß zwölf Bücher da-
„ von voll werden. Zu Ende derselben kannst
„ du ihn wieder herausnehmen, nur daß er be-
„ reit sey, entweder zu siegen, oder zu heirathen.
„ Denn es ist nöthig, daß der Schluß eines
„ Heldengedichts glücklich sey.

Eine Zwischenfabel zu machen.

„ Nimm eins von den übriggebliebenen Aben-
„ theuern aus vorigen, darein du auf keine Art
„ deinen Helden bringen kannst; oder nimm
„ sonst eine glückliche Begebenheit, die zum Weg-
„ werfen zu gut ist. Diese kannst du mit gu-
„ tem Nutzen einer andern Person beylegen:
„ denn es schadet dem ganzen Gedichte gar
„ nichts, wenn der Leser sich gleich bey dessen
„ Durchlesung einmal verirrt.

Zur

Zur Sittenlehre und Allegorie.

„ Die kannst du nach diesem bey guter Muße aus
„ der Fabel ziehen. Siehe aber ja zu, daß du
„ sie gehörig ausdehnest.

Zu den Sitten.

„ Für den Helden nimm die allerbesten Ei-
„ genschaften, die du bey den vortrefflichsten be-
„ rühmtesten Helden des Alterthums finden
„ kannst. Wollen sie sich nicht zusammenschmelzen
„ lassen; so lege sie alle zusammen auf deinen Hel-
„ den. Siehe aber wohl zu, daß es solche Eigen-
„ schaften sind, von denen dein Patron gern
„ wollte, daß man sie ihm beylegte. Um auch
„ allem Mißverstande vorzubeugen, darein die
„ Welt verfallen könnte, so suche aus dem A.
„ B. C. die grossen Buchstaben aus, die sei-
„ nen Namen ausmachen, und setze sie an die
„ Spitze einer Zueignungsschrift deines Heldenge-
„ dichts. Dem ungeachtet bemerke nicht eine ge-
„ naue Grösse dieser Tugenden, indem es noch
„ nicht ausgemacht ist, daß der Held eines Ge-
„ dichts ein ehrlicher Mann sey, oder nicht. Die
„ niedern Charaktere nimm aus dem Homer und
„ Virgil, und verändere die Namen, wie die
„ Umstände es erfodern.

Zu den Maschinen.

„ Nimm Gottheiten, männliche und weibli-
„ che, so viel als du brauchen kannst. Thei-
„ le sie in zween gleiche Theile, und halte den
„ Jupiter im Mittel. Laß ihn die Juno ins
„ Gähren bringen, und die Venus ihn erwei-
„ chen. Vergiß aber nicht bey aller Gelegen-
„ heit den flüchtigen Merkur zu brauchen.
„ Brauchst du Teufel, so nimm sie aus Miltons
„ verlohrnem Paradiese, und ziehe deine Geister
„ aus Tasso. Der Nutzen dieser Maschinen ist
„ sonnenklar: denn da wohl kein Heldengedicht
„ ohne dieselben bestehen kann, so ist das klüg-
„ ste, daß man sie nur zur dringenden Nothdurft
„ aufbewahre. Wenn du deinem Helden durch
„ gar kein menschliches Mittel mehr aus einer
„ Noth, oder dir selbst durch deinen eigenen Witz
„ nicht helfen kannst; so hole den Himmel her-
„ bey, und die Götter werden dir gar bald aus-
„ helfen. Dieses ist nach der Vorschrift des Ho-
„ raz in seiner Anweisung zur Dichtkunst:

„ *Nec Deus interfit, nisi dignus vindice* nodus
„ *Inciderit.*

„ Das heißt, ein Dichter soll niemals die Götter
„ zum Beystande anrufen, als wenn er in gro-
„ ßer Angst ist.

Zu den Beschreibungen.

Zu einem Sturme.

„ Nimm den Eurus, Zephyr, Auster und
„ Boreas, und wirf sie alle in einen Vers. Hie-
„ zu thu Regen, Bliß und vom lautesten Don-
„ ner, den du kriegen kannst, quantum satis. Men-
„ ge die Wolken und Wasserwogen gut untereinander, und trübe deine Beschreibung hier
„ und da mit Triebsand. Braue das Ungewitter wohl in deinem Kopfe, ehe du es anfangen lässest zu stürmen. „

Zu einer Schlacht.

„ Klaube eine grosse Menge Bilder und Beschreibungen aus Homers Ilias, und ein oder
„ zwey Gewürze aus dem Virgil, und behältst
„ du etwas übrig, so kannst du es zu einem Scharmützel beylegen. Würze alles wohl mit Gleichnissen: du wirst eine vortreffliche Schlacht
„ haben! „

Zu einer brennenden Stadt.

„ Brauchst du nothwendig eine solche Beschreibung, indem freylich in dem Virgil eine steht;
„ so hast du das alte Troja brennend bey der
„ Hand. Fürchtest du aber, man möchte dies
„ für gestohlen halten, so werden ein oder zwey
„ Capitel aus der Theorie von der Verbrennung

„ der Welt wohl beschrieben und in gute Verse
„ gebracht, ein gutes succedaneum seyn.„
„ Was die Gleichnisse und Metaphern be-
„ trifft, so kannst du sie überall in der Schöpfung
„ finden. Der allerdümmste kann sie sammeln;
„ aber die Gefahr ist, wie man sie brauche.
„ Hierüber berede dich mit deinem Verleger.„

Zu Sprache.

„ (Ich meyne die Schreibart) Hier wirst du
„ wohl thun, daß du dem Milton nachahmest:
„ denn du wirst es viel leichter finden, ihm hier-
„ inn nachzuahmen, als in irgend einem andern
„ Stücke. Römische und griechische Redensar-
„ ten kannst du bey ihm finden, ohne daß du
„ die Mühe brauchst diese Sprachen zu lernen.
„ Ich kenne einen Maler, der gleich unserm
„ Dichter kein Naturell hatte, und dessen Ge-
„ schmiere für Originale gehalten wurden, weil
„ er sie in den Rauch stellte. Eben so kannst
„ du auch deinem Stücke das ehrwürdige Anse-
„ hen des Alterthums geben, wenn du es hier
„ und da mit altem Englisch verfinsterst. Und
„ hieran kann es dir bey keiner Gelegenheit feh-
„ len; du darfst nur das Wörterbuch nachschla-
„ gen, welches gemeiniglich zu Ende des Thau-
„ cer gedruckt wird.„

Sehen Sie, so viel und so wenig muß man thun, um nach der Mode episch zu dichten. Ich würde für uns Deutsche, die wir so weit unter

jes-

jenen stolzen Insulanern nicht einmal so viel zu fordern berechtigt sind, die ganze Sache noch bequemer machen. — Aber einen Punkt muß ich doch noch hinzusetzen, in welchem Pope die Dichter ohne Genie warnet: Sie sollen sich niemals fürchten, daß ihre Werke gar zu feurig werden möchten. Sie sollen vielmehr ihre hitzigsten Gedanken zusammen nehmen, und auf ihre Blätter ausschütten. Man hat angemerkt, sagt er, daß sie erkalten, ehe sie noch gelesen werden. Und anstatt dieser Hitze pflegt ihnen etwas gewissers zu bleiben: nämlich Frost und Unsinn.

Schreiben Sie mir, ob es nicht patriotisch wäre, diesen Vorschlag, zur Aufmunterung und zum Trost vieler jungen Nachfolger des großen Tuns, die noch in der Geburt arbeiten, bekannter zu machen?

Ich bin ꝛc. ꝛc.

Acht und siebenzigster Brief. *)

Mein Herr,

Sie leben mitten in Frankreich, so wie man in Engelland lebt; die Vergnügungen der Stadt ha-

*) Lettres de Mr. l'Abbé *le Blanc* sur les Anglois 8. Amst. 1749. Tom. I. Lett. 26.

haben nichts reizendes mehr für Sie, so bald Sie die Vergnügungen des Landlebens genieſſen können. Wie angenehm muß es Ihnen nicht seyn, da Sie es lieben, daß selbst die Wissenschaft, darauf Sie sich gelegt haben, Sie frühzeitig dahin ruft! So gefährlich es sonst ist, seine Beschäfftigung aus seinen Vergnügungen zu machen, so glücklich ist man, wenn man aus seinen Vergnügungen seine Beschäfftigung machen kann. Ich wußte wohl, daß ich diesen Monat einen Brief empfangen würde, der von Montbard datirt wäre. Sehen Sie also die Zeit, wo man sagen muß: Glückselig sind die, welche auf dem Lande wohnen!

Seit zweytausend Jahren schon beklagen die Poeten den Verlust der goldenen Zeit, und ich verwundere mich darüber; nach meiner Meynung ist sie noch nicht verlohren; sie herrschet auf dem Lande, und wird da noch immer herrschen. Sie haben sie gewiß da, wo Sie jetzt sind, wieder gefunden. Seit einem Monat, daß ich hier an den Ufern der Trent bin, genieße ich alle Annehmlichkeiten dieses ruhigen Lebens, worinn das Glück unserer Vorväter bestand. Die eiserne Zeit fühlt man nur in den Städten, weil da der Mittelpunkt der Verläumdung, des Neides, des Ergeizes und der Treuloſigkeit ist. Auf dem Lande weiß man nichts davon, es wäre denn, daß man dergleichen dahin schleppte. Und freylich wie viel Leute wer-

den dahin nicht mit dem Gefolge aller dieser Laster begleitet! Sie leben da so, wie in der Stadt, mit einerley Thorheiten beschäfftigt, oder von einerley Affecten verschlungen. Solche Leute werden nirgends die glückseligen Tage der goldenen Zeit kennen lernen: die eiserne Zeit wird ihnen überall auf dem Fuße nachfolgen.

Was die Landesbeschaffenheit in Engelland betrifft, davon ich ihnen vorläufig einen Begriff geben soll, bis Sie es selbst mit Augen sehen, so bin ich Ihnen zum voraus für das Vergnügen Bürge, welches Sie dereinst empfinden werden, dieses Land zu sehen. Alles, sowohl das Clima, als der Fleiß der Einwohner, vereinigt sich, es eben so angenehm als fruchtbar zu machen. Wenn man Italien gesehen hat, so wird man an den Gebäuden von London eben nichts ausserordentliches zu bewundern finden. Diese Stadt ist in der That nur um ihrer Größe willen zu bewundern. Hergegen ist es genug, wenn man nur Augen hat, um von der Schönheit des hiesigen Landes gerührt zu werden, von der Sorgfalt des Ackerbaues, von den fetten Weiden, von den zahlreichen Heerden, womit sie bedeckt sind, von allem dem, was den Uberfluß und die Reinlichkeit ankündigt, die auch in den geringsten Dörfern herrschet. Diejenigen, welche Engelland nicht als ein sehr fruchtbares Land ansehen, irren sich ganz gewiß. Die Engelländer ziehen jährlich mehr als einige

Millionen von dem Ueberfluß ihres Getreides. Man kann sich unter uns nicht wohl einbilden: daß es hier zu Lande seltner so heftig kalt ist, als in Frankreich; unterdessen ist es doch wahr, daß die Nebel, womit diese Insel gemeiniglich bedeckt ist, sie gleich sicher sowohl vor außerordentlicher Hitze als Kälte beschützen. Diese dicken Dünste sind für die Erde vielleicht so heilsam, als sie der Gesundheit der Einwohner schädlich sind. Ein Beweis, daß sie das hiesige Clima mäßiger machen, als das unsrige, ist dieses, daß man hier in freyer Erde verschiedene Bäume aufziehet, die man in Frankreich nicht anders als in Gewächshäusern erhalten kann. Die meisten Virginischen bekommen um London herum recht gut. zu Montbard müssen sie den Winter hindurch verdeckt halten.

Das Land kömmt mir hier immer lachend vor, weil ich es immer grün sehe. Es ist freylich nicht so abwechselnd als in Frankreich. Man siehet in Engelland einige Provinzen ausgenommen, weder weite Plänen, noch hohe Gebirge. Nichts setzt den Anblick in Erstaunen, aber alles vergnügt ihn. Von allen Seiten sind nichts als Hügel, deren Abhang sich so sanfte nach der Pläne strecket, als der Anblick davon anmuthig ist. Wenn die Wälder, die ehemals dieses Land bedeckten, fast ganz verschwunden sind, so machen villeicht die kleinen Gehölze, womit diese Hügel gekrönt sind, und die Hecken, welche die

Wie-

Wiesen und Felder überall umgeben, für die Aussicht ein größeres Vergnügen, und beweisen die Güte des Erdreichs, und den geschickten Fleiß seiner Bebauer. Das weite Land, welches man von der Höhe von Richmont entdecket, sieht mehr einem unermeßlichen Garten als einem Felde gleich. Er zeigt den Augen einigermassen ein Bild vom irdischen Paradiese.

Was hier das meiste zur Schönheit des Landes beyträgt, ist die große Anzahl des Parks und Lusthäuser, womit es ausgezieret ist. Die stolze Seine pranget an ihren Ufer mit prächtigen Gebäuden und hochmüthigen Pallästen: die Themse nicht so eitel, obgleich wenigstens eben so reich, stellet unsern Blicken nur ungekünstelte und artige Häuser dar, aber in so großer Anzahl und mit solcher Mannigfaltigkeit, daß sie von allen Seiten die angenehmste Aussicht macht.

Kurz, es kömmt mir vor, daß das Grüne hier weit schöner ist, als in Frankreich, wenn mir die Normandie ausnehmen, die in allem so viel ähnliches mit Engelland hat. Ich habe in dem Park St. James eine Farbe angetroffen, die ich noch nie kannte. Eins ist Schade, daß man diese Anmuth einem Fehler zu danken hat, nämlich der Feuchtigkeit des Erdbodens. Alles wohl untersucht, so hat ein jedes Clima seine Vortheile, und jeder Vortheil führet seine Unbequemlichkeiten bey sich. Wir wollen uns trö-

sten, daß wir ein Land bewohnen, das freylich nicht so grün, aber dagegen viel trockner, und folglich gesünder ist. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc. ꝛc.

Aus Neumark in der Grafschaft Nottingham.

Neun und siebenzigster Brief.

Von dem Herrn Grafen Friederich von Dhona an den Herrn Bayle. *)

Ich nehme dasjenige, was mir von Ihnen kömmt, allezeit mit großem Vergnügen, und die Werke Ihres Geistes mit Bewunderung an; aber

*) Ich rücke hier etwas aus dem Briefwechsel des berühmten Bayle ein (Lettres choisies de Mr. *Bayle* 8. Rotterdam 1714.) das den Lesern, die diesen Namen kennen, angenehm seyn muß. Der jüngste Bruder des Herrn Bayle war Hofmeister bey dem jungen Grafen von Dhona, und starb zu Paris im May 1684. Der alte würdige Graf schrieb einige Zeit hernach diesen Brief an den Herrn Bayle nach Rotterdam, der beyden Ehre macht, und manchen Großen zeigen kann, wie man den Verlust eines guten Hofmeisters ansehen muß.

aber ich bin unschlüßig die zwote Edition Ihres Sendschreibens über die Kometen im Zusammenhange und in der Ordnung fortzulesen, weil mir dieses den Verlust, den meine Familie und besonders ich, an Ihrem seligen Herrn Bruder erlitten haben, allzu empfindlich erneuret. Mit ihm las ich im verwichenen Jahre die erste Edition mit unbeschreiblichem Vergnügen, da er unser Lesen mit vortrefflichen Anmerkungen von seiner Art begleitete. Aber sein Herz hatte noch etwas seltneres, als sein Verstand, so schön und rein er auch war; und ich hatte darauf, zur Wohlfahrt meiner Familie, eine von denen Zuversichten gebaut, die der Himmel selten billiget, um sich nicht in seine Rechte greifen zu lassen. Ich kann mir vorstellen, mein Herr, wie Ihre Empfindungen über den Verlust eines solchen Bruders müssen gewesen seyn, der nur erst anfieng in diejenige Stärke des Alters zu treten, welche dem Verstand einen guten Schwung giebt, und die Bewegungen der Seele bekannt macht. Aber, wie mich diese Materie zu weit führen würde, so ist es besser in meinem gewöhnlichen Wege zu bleiben, und zu versichern, daß ich gegen alle Personen von außerordentlichen Verdiensten, und besonders gegen Sie, mit aller Hochachtung bin ꝛc.

Achtzigster Brief.

Von Herrn Bayle an den Herrn Minutoli. *)

Dieser Brief wird Ihnen berichten, mein lieber Freund, daß unser Rath mir meine Professorstelle mit der damit verknüpften Besoldung von fünf-

*) Bayle hatte einen langen Streit mit dem Professor und Prediger Jurieu zu Rotterdam, der anfänglich sein Freund war. Er pflanzte sich von Schriften zu Schriften fort, und Jurieu verwandelte ihn endlich in einen persönlichen Haß. Dieser Mann, welcher stolz, listig und verfolgend war, und in der Wissenschaft mit Baylen nicht auskommen konnte, griff ihn da an, wo es ihm leichter war, ihn unglücklich zu machen, als zu widerlegen. Er beschuldigte ihn der gröbsten Religionsirrthümer und Staatsränke, und hetzte das Odium theologicum wider ihn auf. Seine Sache ward eben so untersucht und gerichtet, als angeklagt, und Bayle verlor seine Stelle. Man will, daß der König Wilhelm von Engelland den Rath zu Rotterdam dazu angewiesen, weil man ihm den Herrn Bayle als den Verfasser verschiedner mißfälligen Staatsschriften angegeben hatte, und weil er ihn für einen größern Republikaner gehalten, als man es damals seyn sollte. Dem sey wie ihm wolle, so wurde doch der Tr. von den Kometen als die eigentliche Ursache seiner Absetzung ihm eröffnet. Man sehe übrigens sein Leben, das vor der neuern Aus-

fünfhundert Gulden genommen hat. Sie haben sogar auch die Erlaubniß widerrufen, die man mir gegeben hat, Privatlektionen zu halten. Sie machten diesen Schluß nach der Mehrheit der Stimmen am verwichenen 30. Octob. und am letztern Montag eröffneten mir ihn die Herren Bürgermeister in ihrem Zimmer. Alles was von den vernünftigsten Leuten hier ist, schreyet wider diese Ungerechtigkeit, und ein Theil unsrer Räthe, die die ältesten und geschicktesten sind, widersetzten sich diesem Schluße mit allen ihren Kräften: aber sie waren zu schwach an der Zahl. Wenn man im verwichenen Jahr nicht sieben bis acht Bürgermeister oder Rathsherren dieser Stadt abgedankt hätte, um an ihre Stelle andere Leute zu setzen, so würde mir dieses nicht begegnet seyn. Was mich tröstet, ist, daß ich das Mißvergnügen der Stadt, die Unregelmäßigkeiten dieses Verfahrens und die Ungerechtigkeit des Grundes sehe. Dieser Grund ist mein Buch von verschiedenen

Ge-

Ausgabe seines Wörterbuchs steht. Der Herr von Bar sagt von ihm Epitres div. T. II. p. 174.

C'est peu que pour te perdre, on sut te diffamer
A la honte du Siécle, on voulut t'affamer:
Tu vis la pauvreté l'écueil de la Constance;
Tout s'arma contre toi, mais non la Providence.
Par elle soutenu, dans le sein du Repos
Tu vecus en Savant, tu mourus en Héros
Satisfait de laisser au bout de ta carriere
Vn Trésor immortel au monde litteraire.

Gedanken über die Kometen, wovon die Flamm-ländischen Prediger den Bürgermeistern weiß gemacht haben, daß es gefährliche und gottlose Sachen in sich hielte. Ich hatte mich erboten, dieses zu widerlegen; und ich behaupte, und will es sonnenklar beweisen, daß mein Buch von den Kometen nichts annimmt, das wider unser Glaubensbekenntniß und wider die H. Schrift wäre. Dem sey, wie ihm wolle, man hat meine Lehre verdammt, ohne mich zu hören, ohne mich zu befragen, ob ich die Auszüge für getreu hielte, und den Sinn, den man meinen Worten beylegte, eingestünde: und der Rath hat mir nicht einmal zugelassen, meine Ankläger zu widerlegen.

Es ist nichts weder von dem Bericht an die Flüchtlinge, noch von dem Friedensproject gesagt worden, das ich zum Druck geben wollte. Dies wäre gehäßiger gewesen: denn Sie können nicht glauben, wie sehr unsere Feunde sich den Handel des Herrn Salewyns zu Nutze gemacht haben, um in der Welt auszubreiten, daß Herr Goudet von Frankreich dazu bezahlt wäre, dieses Friedensproject zu machen. — Ich würde Ihnen nichts weiter von dem kleinen Memoire sagen, das ich Ihnen seinetwegen empfohlen habe, wenn ich mich nicht, sowohl durch die Unterdrückung meiner Stelle, als auch wegen meiner wenigen Sorgfalt Geld zu sammeln, ganz entblößt befände. Ich glaube nicht, daß ich von Rotterdam gehe,

wenn

wenn die Bürgermeister mich da lassen, bis mein Dictionaire fertig ist. —

Ich bin ꝛc.

Ein und achtzigster Brief.

Von dem Herrn Bayle an eben denselben.

Ihr Brief vom verwichenen ersten December, liebster Freund, gab mir durch die zärtliche und verbindliche Rührung Ihres Herzens über meinen Unfall, einen sehr großen Trost. Ich habe ihn so angenommen, als ihn ein christlicher Philosoph annehmen muß; und ich fahre Gottlob! fort, meine Seele in einer großen Ruhe zu besitzen. Die Annehmlichkeit und die Musse in den Studen, wozu ich mich gewidmet habe, und worinn ich vergnügt bin, werden mich in dieser Stadt halten, wenn man mich da läßt: wenigstens so lange, bis mein Dictionaire völlig abgedruckt ist; denn meine Gegenwart ist an dem Orte, wo es gedruckt wird, unumgänglich nöthig. Da ich übrigens weder in Güter noch Titel verliebt bin, so werde ich mich wenig um Vocationen bekümmern, und ich würde keine annehmen, wenn ich auch dergleichen erhalten sollte. Ich bin kein so

gros-

grosser Liebhaber von den Zänkereyen, Cabalen und Professorsschmausereyen, die auf allen unsern Akademien herrschen. *Canam mihi et Musis.*

Sie werden hiebey die Aussage eines Ungenannten wider die ärgerliche Morale unsers Menschengesichts finden. Sie haben vielleicht an Ihren Orten sagen gehört, daß ich meine Stelle wegen des Berichts an die Flüchtlinge verloren hätte: denn die Emissarien dieses Mannes, die über die Verachtung unserer Obern sowohl gegen die sogenannte Angebung der Cabale von Genf, als seines Factums bey Gelegenheit der Calumnie in Ansehung dieses Berichts, sehr betreten waren, haben überall von hieraus geschrieben, daß es die Anklage über dieses Buch wäre, die eine solche Wirkung gethan hätte. Eine offenbare Ungereimtheit: denn man würde sich nicht damit begnügt haben, mir blos das Lehramt zu nehmen, wenn man sich auf die Anklage einer Schrift wider den Staat gestützt hätte. Man hat sich auf nichts gegründet, (und darauf können Sie schwören) als auf die Klage, die das Flammländische Consistorium wider meine Kometen vorgebracht hat; und der größte Theil der Urtheilenden gestand ein, daß sie dieses Buch nicht gelesen hätten, und ein Theil setzte sich wider die Einziehung meiner Besoldung. Es ist also allein um meines Tractats willen von den Kometen geschehen. Das Flammländische Consistorium, welches fast ganz aus Leuten bestehet, die weder französisch, noch

sonst

sonst etwas als ein paar locos communes aus der Theologie verstehen, überdas übelgesinnt gegen mich seit meiner Ankunft in diesem Lande ist, weil ich einen Gönner da hatte, welcher der Stifter dieses Gymnasiums war (der sel. Herr Paets, ein großer Republikaner) und den sie sehr haßten: das Consistorium, sage ich, hat nichts als die Uebersetzung, die man ihm in Flammländischer Sprache gezeigt hatte, und Auszüge aus meinem Buche zu Rathe gezogen, die mein Ankläger mit der ungetreuesten Art von der Welt gemacht hat. — —

Den 8. März 1694.

Zwey und achtzigster Brief.

Von dem Baron von Walef an Herrn Bayle. *)

Haag, den 9. Febr. 1706.

Mein Herr,

Ich hoffe, daß Sie über den Vorschlag, den ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu thun, eine gute Ent-

*) Baylens Unglück reizte verschiedene, ihn glücklich zu machen. Der Graf d'Albemarle, ein Herr von einem vortrefflichen Charakter, welcher sich damals im Haag aufhielt, wollte den Herrn Bayle auf gute Bedingungen gerne bey sich haben, und ließ ihm

Entschließung werden gefaßt haben. Wenn Sie ihn Ihren Freunden mit derjenigen Freyheit und denen Annehmlichkeiten, die ich Ihnen dabey beschrieb, werden vorgestellt haben, so zweifle ich nicht, daß Sie durch sie werden aufgemuntert seyn, dem Lord d'Albemarle die Gunst zu erzeigen, die er von Ihnen verlangt. Ich will noch mehr sagen, mein Herr, wenn sie Ihnen anrathen sollten, ihm abschlägige Antwort zu geben, so kann ihre Freundschaft nicht anders als eigennützig seyn; und nichts kann sie dazu bringen, als der Bewegungsgrund, Sie zu Rotterdam allein zu besitzen. Haben Sie diese Stadt nicht genug mit Ihrer Gegenwart beehret? Und ist die Hauptstadt von Holland nicht berechtigt, mit allen ihren Vortheilen Sie dahin zu bringen, daß Sie dieselbe einem Orte vorziehen, der nur zum Handel bestimmt ist?

Ich will Ihnen nichts von der großen Hochschätzung sagen, die man daselbst für Sie hägt, noch von der Ergebenheit, die man gegen Ihre Verdienste bezeigen wird. Sie machen sich daraus nicht viel. Aber Sie werden nebst der Freundschaft eines Herrn, der Sie unendlich werth schä-

ihm sein Haus mit allen Bequemlichkeiten auf die freundschaftlichste Art durch den Baron von Walef antragen. Er schrieb auch selbst an ihn, nicht als ein Wohlthäter, sondern als einer, der eine Wohlthat von ihm suchte. Bayle bedankte sich, und blieb zu Rotterdam. Lettres de *Mr. Bayle* T. III. p. 918. seqq.

ßet, Bibliotheken und Promenaden finden, die geschickt sind, Ihre Philosophie zu nähren, und angenehm zu unterhalten. Erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich mich Ihrer eigenen Waffen bediene. Sie haben mit Ihrer gewöhnlichen Beredsamkeit gezeigt, „wie sehr ein Gelehrter den „ Aufenthalt in einer Hauptstadt eines Landes „ dem Aufenthalt in geringeren Städten vorzie„ hen müsse.„ *) Sie müssen also entweder Ihrer eigenen Meynung entsagen, oder uns die Gefälligkeit erzeigen, darum wir Sie bitten.

Ich wiederhole Ihnen nicht mehr, was Mylord Albemarle mir aufgetragen hatte, Ihnen zu sagen. Sie werden bey ihm ein noch angenehmeres Leben finden, als ichs Ihnen habe abschildern können. So sehr Sie die andern Menschen an gründlicher Wissenschaft und Höhe des Geistes übertreffen; so sehr erhebt er sich durch seine großmüthige und gutthätige Seele, durch seine Redlichkeit, und durch das immer gleiche Humeur, welches eine der angenehmsten Reizungen des Lebens macht, und das bey den Großen so wenig bekannt ist.

Wäre mirs erlaubt, mein Herr, meine Bitten zu den seinigen zu fügen, so würde ich Ihnen sagen, daß die Gesinnungen, die ich gegen Sie häge, etwas Gefälligkeit verdienten. Erhalten Sie für Ihre Freunde eine Gesundheit,

die

*) Réponse aux Questions d'un Provincial. Tom. I. chap. 2.

die Sie so wenig in Ansehung Ihrer selbst schonen; und kommen Sie in einer ruhigen und gesicherten Einöde denen Ungemächlichkeiten eines Alters zuvor, das so ehrwürdig als das Ihrige ist! Ich bilde mir ein, daß wenn Sie im Haag erst einige Zeit zugebracht haben, Sie mir es Dank wissen werden; und daß Sie von der aufrichtigsten und vollkommensten Ergebenheit werden überzeugt seyn, mit welcher ich bin

Mein Herr

Ihr gehorsamer Diener

N. Walef.

Drey und achtzigster Brief.

Von dem Lord, Graf d'Albemarle, an den Herrn Bayle.

Haag, den 11. Febr. 1706.

Erlauben Sie mir, mein Herr, durch diese wenigen Zeilen alles das zu bekräftigen, was der Herr Baron von Walef die Gütigkeit gehabt hat, Ihnen von meinetwegen zu sagen; und noch dieses hinzu zu setzen, daß ich recht herzlich wünschte Ausdrücke zu finden, dadurch ich Sie

bewegen könnte, mir die Gunst zu erweisen, darum ich Sie bitte. Ich werde Sorge tragen, mit Ihnen auf eine solche Art zu leben, die Sie den Entschluß, den Sie ergreifen werden, nicht wird bereuen lassen, indem ich Ihnen eine völlige Freyheit, ohne den geringsten Zwang, gönnen werde, und eben so viel, als Sie alleweile haben können. Darauf können Sie sich Rechnung machen, und daß ich mit einer sehr grossen Hochschätzung Ihrer schönen und grossen Eigenschaften bin

M. H.

Ihr ergebenster und gehorsamer
Diener
Der Graf d'Albemarle.

Vier und achtzigster Brief.

Von dem Herrn Bayle an den Baron von Walef.

Rotterdam, den 12ten Febr. 1706.

Ich fühle die lebhafteste Verbindlichkeit gegen alle die Gütigkeiten, womit Sie mich beehret haben, und die Sie mir in Ihrem schönen Briefe vom 9. des jetztlaufenden zu erneuern belieben.

Ich

Ich befinde mich dabey nicht weniger unglücklich, daß mein gegenwärtiger Zustand so beschaffen ist, daß ich nach aller Nothwendigkeit darinn beharren muß. Die Vorsehung mischet das Schicksal gewisser Personen so, daß, wenn sie eben fähig wären, ein Gut zu genießen, es sich nicht zeigt; und wenn es sich endlich zeigt, daß sie es nicht mehr genießen können. Sehen Sie, mein Herr, das ist mein Verhängniß. Ich rechne mich für einen abgelebten Alten. Meine Leibesbeschaffenheit ist so schwach, daß ich unvermeidlich krank oder sehr beschwert seyn muß, wenn ich mich nicht in der Einförmigkeit des Lebens halte, die eine lange Gewohnheit mir nothwendig gemacht hat. Ich habe keinen von meinen Freunden um Rath gefragt; denn, da ich selber die Gründe prüfte, die ich die Ehre hatte Ihnen vorzustellen, und die Sie mit allem Witz und aller möglichen Beredsamkeit bestritten, so habe ich doch am Ende unwiderleglich gefunden, daß es mir schlechterdings nicht zuträglich sey, umzuziehen. Sie haben so viele Belesenheit, mein Herr, daß Ihnen nicht unbekannt seyn kann, was man von den Beweisen der Empfindungen gesagt hat. Sie wirken mit größerer Kraft, unsere Seele zu bestimmen, als alle andere Gattungen von Beweisen.

Ich komme wieder auf mein sonderbares Schicksal. Das Glück besucht mich zu spät.

Wäre

Wäre es eher gekommen, so hätte es mich zum vergnügtesten unter allen Menschen gemacht. Ich würde mit der größten Begierde denen Gründen gefolgt haben, die mir den Aufenthalt in einer Hauptstadt, als vortheilhaft für Gelehrte vorstellen. Wollte Gott, daß sich gegen das Jahr 1690. oder vielmehr noch ein wenig hernach ein so angenehmer und so rühmlicher Antrag, als Mylord Albemarle mir zu thun beliebt, gezeigt hätte! Dies wäre die Erfüllung meines liebsten Wunsches gewesen, und ich hätte Gelegenheit gehabt, mehrere Kenntnissen, mehrere Stufen des Verstandes und mehr Einsichten zu erlangen, die mir fehlen, und die ich niemals haben werde.

Ich bitte Sie gehorsamst, mein Herr, zu erlauben, daß ich den Brief, den ich mir die Ehre gebe an Mylord d'Albemarle zu schreiben, durch Ihre Hände gehen lasse.*) Er wird viel besser aufgenommen werden, wenn Sie ihn mit Ihren guten Vorstellungen und denen Ihnen so eigenen geschickten Insinuationen begleiten wollen. Beklagen Sie mein Unglück bey ihm, ich beschwöre Sie darum; diese unüberwindliche Last, die die Leibesbeschaffenheit, das Alter und eine lange Gewohnheit mich tragen lassen. Und übrigens bitte ich Sie, überzeugt zu seyn, daß ich nicht weniger Erkenntlichkeit gegen seine und Ihre

*) Es ist Schade, daß dieser Brief verlohren gegangen ist.

re Gutheiten haben werde, als wenn ich sie wirklich genießen könnte.

Sehen Sie, was ich würde die Ehre gehabt haben, Ihnen schon gestern zu schreiben, wenn der Bediente, welcher mir Ihren Brief und den, so Mylord auf die höflichste und verbindlichste Art an mich geschrieben, überbrachte, nicht gesagt hätte, daß er doch denselben Tag zurück zu kehren wünschte. Dies hätte er nicht thun können, wenn er hätte so lange warten sollen, bis meine Antworten fertig gewesen wären. Ich glaube, Herr Guedeville wird Ihnen seit gestern Abends mein Compliment und meine Apologie gemacht haben.

Ich bitte Sie um die beständige Fortsetzung Ihrer Gewogenheit gehorsamst, und habe die Ehre mit aller ersinnlichen Ergebenheit zu seyn ꝛc.

Fünf und achtzigster Brief.*)

Von dem Herrn von St. Mard.

Mit Erlaubniß, mein Herr, Sie sind ein seltsamer Mann! Sie gerathen in Wuth, wenn Sie eine Niederträchtigkeit begehen sehen, Sie sind

* Lettres galantes et philosophiques de Mr. Rem. de *St. Mard.* (Tom. II. de ses Oeuvres 12. Amst. 1749. 5. Tom.) Lett. 2. 8.

sind untröstlich, wenn Sie falsch urtheilen hören, und Sie kommen bisweilen außer sich selbst, wenn Sie sehen, daß man eben die Leute bewundert, worüber Sie vor Verdruß sterben möchten. Ey nun, mein Herr, die Natur hat nicht gewollt, daß wir vernünftiger seyn sollten: desto schlimmer ist es für Sie, wenn Sie es so sehr sind. Könnten Sie das menschliche Geschlecht umkehren, so wollte ich Ihnen wohl erlauben, verdrüßlich zu werden; Ihr Zorn würde doch zu etwas dienen: aber so mögen Sie immer keifen, so viel Sie wollen; die Welt wird immer ihre Narren und Betrüger behalten. Ihr Unwillen wird uns nicht um einen bringen. Glauben Sie, daß ich zuweilen nicht auch Lust hätte mit der Welt zu zanken? Nein, ich thue es nicht. Ich finde meine Rechnung besser dabey, sie zu verachten, als sie zu hassen. Mein Haß würde ihr zu viel Ehre, und mir gar keine machen; aber für Sie ist die Verachtung eine allzufrostige Empfindung. Ich lache, und ich kenne Sie wohl, wenn ich an den Begriff denke, den Sie sich von den Menschen machen. Die Welt, sagen Sie zornig, ist ein Wald, der nur Wölfe ernähret und einschließt, die bereit sind, einander durch List zu verderben und aufzufressen, wenn sie nicht dazu durch Gewalt gelangen können. Das heißt, mein Herr, sich eine allzuschwarze Vorstellung von den Menschen machen. Die Leidenschaften richten nicht allezeit Böses an;

sie nutzen bisweilen eben so gut, als sie schaden. Aber die Vernunft, sagen Sie, läßt die Menschen nichts thun. Was bekümmern Sie sich darum, mein Herr? Sie selbst, wenn Sie sich täglich quälen und mit Ihrer Galle beschäftigen, thun Sie es wohl aus Vernunft? Ist sie es, dadurch Sie eine Zeit mit Murren verderben, die Sie sollten zum Lachen anwenden? Ich, für mein Theil, fürchte die Menschen wohl; aber ich hasse sie nicht. Und warum sollte ich sie hassen? Sie sollen das seyn, was sie sind, und ich wünsche einem Menschen, der mich beleidigt, nicht mehr Böses, als einer Nessel, die mich im Garten sticht. Ich fühle auch keine Versuchung, wie Sie, mich in Wüsteneyen zu verbergen. Ich würde sogar vielleicht lieber mit einem Narren leben mögen, als daß ich sollte verurtheilt seyn, immer allein zu bleiben. Ich weiß wohl, daß ich nicht edel genug rede: aber was verlangen Sie? Es kömmt nicht auf mich an, edler zu denken. Wenn die Natur Ihrem Seyn mehr Vorzüge gegeben hätte, und bey dem Abscheu gegen die Betrüger, zugleich etwas, ihrer zu entbehren, so würde ich Sie gerne bey den Bären Gesellschaft suchen lassen; aber die Bären werden Ihnen kein Wort sagen, und Sie werden sicherlich die Gesellschaft dieser Schälke bedauren, die Sie so sehr hassen. Sie werden es machen wie diejenigen Liebhaber, die mißvergnügt über ihre Ge-

liebten, sie troßig verlassen, und kurz nachher die Schwachheit haben, wieder zu ihnen zu kommen. Ich bitte Sie, ersparen Sie sich diesen Vorwurf. Gewöhnen Sie Ihre Seele nach und nach, das Laster ohne so viel Murren zu sehen; Sie werden dadurch die Menschen desto besser ertragen. Es ist wahr, wenn Sie sich vollkommen in ihre Gesellschaft schicken sollten, so müßten Sie eben die Laster an sich haben, wie sie; aber sorgen Sie nicht, Sie werden niemals so glücklich seyn. Wenn man nicht mit gewissen Lastern gebohren ist, so kostet es fast eben so viel Mühe sie zu erlangen, als Tugenden. Wenn Sie liebenswürdig werden wollen, so müssen Sie sich unter andern von zween grossen Fehlern bessern; Sie sind ein honneter Mann nach der größten Strenge, und Sie haben einen so ernsthaften Verstand, daß Sie von den Menschen nur vernünftige Reden verlangen, eben als wenn Sie ein Recht hätten, sie von Ihnen zu erwarten. Im Vertrauen, mein Herr, glauben Sie, daß Sie mit allen diesen Fehlern Ihrer nicht eben so müde seyn sollten, als Sie es mit ihnen sind? Ich bin versichert, daß Sie an dem Tage Ihrer Abreise Freudenfeuer machen werden; denn, glauben Sie gewiß, Sie werden Ihre Gesellschaft recht gut entbehren. Was können sie im Grunde mit Ihnen bey Ihrem ganzen Verdienste anfangen? Sie haben Umgangsfehler, welche machen, daß sie sich un-

gemein gut bey einander befinden: Sie sind heute betrogen worden; ey nun, so betriegen sie morgen; spielet man ihnen einen unversehenen Streich, so trösten sie sich darüber in der Versicherung, daß sie es wieder so machen wollen. Die Laster, die sie zusammen verbinden, machen auch, daß sie sich dieselben einander verzeihen; ja vielleicht machen sogar diese Laster das Spiel der Gesellschaft aus. Und auf diesen Fuß, mein Herr, werden Sie mit allen Ihren schönen Eigenschaften sie nur verderben. Aber um wieder auf Sie selbst zu kommen; wenn Sie denn nun von der Gesellschaft werden Abschied genommen haben, ist es auch gewiß genug, daß Sie niemals wieder die Augen darnach richten werden? Mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr, die Natur, die Sie zum Menschen gemacht hat, erlaubt Ihrer Vernunft nicht, Sie ganz und gar zu verhindern, es zu seyn, und vierzehn Tage Einsamkeit würden die Gesellschaft bald für die Verachtung rächen, die Sie ihr erwiesen hätten. Sie sind in der That für mich und viele andere von einer sehr angenehmen Gesellschaft; aber für sich müssen Sie von einer sehr schlechten seyn: glauben Sie, daß Ihr finsteres Humeur Ihnen bis in die Wüsteneyen folgen wird, es wird sich da noch verstärkrn, und die Menschen, wider welche Sie dann noch von weitem schmälen, werden dadurch nichts schätzbarer, Sie selbst aber nur

unglück-

unglücklicher werden. Wenn Sie mir glauben wollen, mein Herr, so leben Sie mit den Menschen: es ist ja so leicht mit Ihnen zu leben; Sie dürfen nur zu dem Ende einen Theil Ihrer guten Eigenschaften verlieren, insonderheit müssen Sie die Aufrichtigkeit, womit man so unglücklich ist, bey Seite setzen: Sie müssen höflich, schmeichelhaft, verstellt und bisweilen unverschämt seyn; und wenn Sie alle diese Tugenden werden erlanget haben, so werden Sie sie so glücklich fortkommen sehen, daß Sie nicht mehr die Kraft haben, Leute zu hassen, die ihr größtes Vergnügen an Ihnen finden.

Sechs und achtzigster Brief.

Von dem Vorigen.

Mitten unter so vielen Leuten, die nach Ehre laufen, sehe ich niemand, als Sie, mein Herr, stille stehen, und vielleicht darum, weil Sie sie verdienen. Aber verlassen Sie sich nicht darauf. Um Ehre zu erlangen, ist es nicht genug zu fühlen, daß man ihrer werth sey, man muß auch darnach laufen, man muß sich durch den Haufen durchdrängen, seine Mitbuhler auf die Seite schaffen, und sich alles für erlaubt halten, was zu seinem Vorzuge dienen kann. Ich weiß

wohl, daß Sie allezeit unter der Menge werden bemerkt seyn, auch selbst alsdann, wenn Sie nur Ihren gewöhnlichen Schritt gehen, aber das wird nur von den Neugierigen geschehen: Sie werden wohl sehen, daß, wenn Sie aus allen Ihren Kräften gehen wollen, Sie auch die förderstен in der Laufbahn weit hinter sich lassen würden; aber der grosse Haufen wird dieses nicht sehen, und Ihr weniger Eifer nach Ansehen, wird für Unvermögen, es zu erlangen, gehalten werden. Laufen Sie also, mein Herr, mit einem schnellern Schritte nach der Ehre. Und wissen Sie wohl meine Meynung, wie Sie Ihren Gang leichter machen sollen? Ich bitte Sie in dieser Absicht nicht mehr Verstand zu haben, als Sie wirklich besitzen; Sie haben vielleicht zu meiner Forderung zu viel. Seyn Sie nur so gefällig, bey denenjenigen bisweilen Verstand zu finden; die wirklich keinen haben. Dies wird Ihnen vielleicht als einem Misanthropen sauer ankommen; aber die Ehre muß etwas kosten, und wenn es auch Niederträchtigkeiten wären. Glauben Sie wohl, daß jene witzigen Köpfe, die so viel Lerm gemacht haben, mit ihren Verdiensten zufrieden gewesen wären, und gewartet hätten, bis die Ehre mit langsamen Schritten käme, sie zu belohnen? Seyn Sie versichert, daß sie ihr entgegen gegangen sind, und daß sie die Hülfe gewisser Künste nicht verschmähet haben, die in der That unanständig,

aber

aber doch nothwendig waren das Verdienst in einen Preis zu setzen. Ach wenn Sie doch bey dem Verstande, den Sie haben, mein Herr, nur auf drey Monate ein wenig dumm werden könnten, so sollten Sie sehen, was für einen großen Schwung Ihre Ehre nehmen würde! Allein Sie sagen Ihre schönen Gedanken nur mit Bescheidenheit, Sie scheinen sogar in der Zeit, da Sie am meisten Ursache hätten, mit sich zufrieden zu seyn, sich am wenigsten zu gefallen; man liest in Ihren Augen nicht, daß Sie von Ihrer Vortrefflichkeit durchdrungen sind. Nein, Sie verstehen die Sache nicht recht, mein Herr! Man muß die Unverschämtheit haben, zu sagen, daß man bewundernswürdig sey, wenn man es auch nicht ist. Und wie viele Leute haben nicht damit Glauben gefunden, bloß weil sie sich die Mühe gegeben hatten, es selber zu sagen! Bey dem allen sieht man Sie niemals bey den Großen, und Sie nehmen es übel, daß die Kleinen Ihrer nicht achten? Aber man muß diesen Großen immer schmeicheln, werden Sie mir sagen: ja freylich, mein Herr; können Sie sie nicht genug dazu verachten, um das zu thun? Ihr seyd ein seltsames Geschlecht, ihr Herren **Misanthropen**: ihr habt euch in den Kopf gesetzt, daß ihr die Menschen recht gut verachtet, wenn ihr sie mit der Höhe eurer Vernunft verachtet. Betriegen Sie sich nicht dabey, mein Herr; das ist nicht eine gute Art, sie zu

verachten. Ich für mein Theil will, daß Sie sie so wenig achten sollen, daß Sie sich ihre Thorheit zu Nutze machen. Ich will, daß Sie voller Verachtung gegen sie eingenommen dennoch so stark sind, ihnen weiß zu machen, daß sie Verdienste haben; und besorgen Sie nur nichts dabey, Sie werden gewiß nicht merken, daß Sie ihrer spotten. Doch, wenn Sie ihnen schmeicheln, so müssen Sie deswegen mit ihren Lobsprüchen nie so hoch setzen, daß sie sich unterstehen können, Sie zu verachten. Und sie also nicht zu verderben, so nehmen Sie von Zeit zu Zeit ein stolzes Wesen an; es steht gut bey den Narren; und weil ihrer so viele sind, so machen Sie daraus Ihr gewöhnliches Wesen. Kurz, mein Herr, man muß mit den Menschen so umgehen, wie sie es verdienen; und weil man ihrer Hochachtung nöthig hat, da man mit ihnen leben soll, so suchen Sie nicht allzu zärtlich über die Art und Weise zu seyn, sie zu erhalten.

Leben Sie wohl!

Sieben und achtzigster Brief.

Von dem Abt le Blanc an den jüngern Herrn Crebillon. *)

Ich verwundere mich allemal, daß der gesunde Verstand der Engelländer sie nicht vor vielen lächerlichen Dingen verwahrt, die nur für eine so leichtsinnige Nation, als die unsrige, gemacht zu seyn scheinen. Es ist bekannt, wie weit wir die Ausschweifung unserer Moden treiben: so thöricht sie unterdessen auch immer seyn mögen, so nimmt sie dieses so weise Volk doch an. Ja die Engelländer machen es vielleicht noch ärger; sie üben sich eben sowohl als wir, neue Moden zu finden; und in Sachen, die unter dem Gebiete des Geschmacks stehen, sind sie eben nicht die glücklichsten. Man wird in den zwo Kammern des Parlaments, keine von denen glücklichen und fruchtbaren Genien finden, deren vorzüglicher Geschmack das Schicksal der Moden bestimmt, die alles wagen, und denen alles gelingt, die jedermann tadelt, und doch jedermann nachahmet. Diesen Vorzug möchten einige Engelländer unsern Franzosen gerne streitig machen, und ich weiß nicht, warum sie uns einen Ruhm

*) Lettres de Mr. le *Blanc* Tom. I. Lettr. 18.

von der Art beneiden. Ich verweise sie auf ihre Werke, um zu hören, in was für einer Hochschätzung diese glückliche Sterblichen bey uns stehen, denen sie gerne gleich seyn möchten.

Was das Frauenzimmer in Engelland betrifft, so zwingen sie sich so sehr von unsern Moden abzuweichen, als die Mannspersonen, die galant seyn wollen, sich bemühen, ihnen zu folgen. Ihr Geschmack vereinigt sich mit den Damen in Frankreich nur in einem einzigen Punkt, nämlich in der Unbeständigkeit. In diesem Lande ist eben so wie bey uns nichts veränderlicher, als der Kopfputz des Frauenzimmers. „Ich erinnere mich, sagt Addison, „daß ich ihn schon mehr als auf dreyßig Grade „habe steigen und fallen gesehen. Vor ungefähr zehen Jahren war er zu einer so ansehnlichen Höhe gestiegen, daß das Frauenzimmer „viel größer zu seyn schiene, als die Mannspersonen. In Ansehung dessen sind nun freylich schon seit vielen Jahren die Engelländerinnen und Französinnen niedriger geworden. Das schöne Geschlecht hat aber hier nach kurzer Zeit der Vernunft etwas eben so wichtiges aufgeopfert: es hat seine weiten Reifröcke viel enger eingeschränkt. Wie die Französinnen den Engelländerinnen in ihrer Ausschweifung gefolgt sind, so hoffe ich, werden sie auch die Klugheit haben, ihnen in ihrer Verbesserung nachzufolgen. Wenn auch die Muthmassung zu groß seyn sollte, sie

ei-

eines so grossen Schritts fähig zu halten, so thut wenigstens die Zeit alles, und man muß von ihrer natürlichen Unbeständigkeit alles erwarten.

Ueberhaupt zu reden, glaubt man, daß das hiesige Frauenzimmer, was Moden betrifft, noch weniger glücklich ist, als die Mannspersonen. Diejenigen, welche unsere Französinnen ausdenken, gefallen uns, oder wir gewöhnen uns zum wenigsten daran. Hier hergegen macht das Frauenzimmer solche Erfindungen, die die Engelländer selbst nicht leiden können; und, was sonderbar ist, man bemerkt jetzt, daß dasjenige Frauenzimmer, welches sich unter allen am schlechtesten kleidet, vornehmes Frauenzimmer ist.

Wenn ich hierinn meinen Augen trauen dürfte, so würde ich völlig dieser Meynung seyn: allein ich verlange kein so großer Lehrer über Materien von dergleichen Wichtigkeiten zu seyn, daß ich mich getrauen sollte, etwas zu entscheiden. Ich muthmasse nur, daß in Sachen der Mode die Engelländerinnen nicht so sehr auf die Annehmlichkeiten sehen, oder sich nicht so gut darauf verstehen, als die Französinnen; denn daß sie weniger begierig seyn sollten zu gefallen, das darf man wohl nicht muthmassen.

Vor einigen Jahren hatten hier die vornehmsten Damen eine ziemlich außerordentliche Mode erdacht, nämlich, nichts anders als zusammen gekrumpte Wäsche zu tragen. Hauben, Manschetten, alles mußte gekrumpt seyn; und

die Kunst, ein Halstuch ordentlich zu krumpen, war damals die letzte Ceremonie der Toilette. Sie mögen die Ursachen einer solchen Mode errathen, und ob sie nichts widriges gegen die Wohlanständigkeiten hatte, davon die Engelländerinnen immer Staat gemacht haben. Es scheint, daß sie in ihrer jetzigen Art sich anzukleiden, die gemeinen Mädchen von London nachahmen wollen, welche durchgängig denenjenigen gefallen, die in der Liebe die Titel für nichts halten. Ich weiß nicht, ob sie damit einige Absichten haben; so viel ist gewiß, daß die Mannspersonen so eigensinnig sind, diesen den Vorzug zu geben. Vermuthlich verhindert die Eigenliebe das vornehme Frauenzimmer, wahrzunehmen, daß sie ihnen nur blos in der Kleidung ähnlich sind.

Ich muß aber doch etwas zur Ehre der Engelländerinnen anmerken, nämlich, daß es unter ihnen eine große Anzahl philosophischer Frauen giebt, die von Freyheit und Unabhängigkeit so viel Staat machen, daß sie sich schlechterdings nicht unter das Joch der Mode beugen, deren Herrschaft in Frankreich von beyden Geschlechtern so sehr verehret wird. Es geschieht so gar oft, um desto mehr dem großen Haufen Troß zu bieten, von welchem sie kein Gesetz annehmen wollen, daß sie jede ihre besondere Moden auf ihre eigene Rechnung und Gefahr erfinden; und wie der Ausschlag davon auch seyn mag, so tragen sie ihn mit dem unerschrockensten

Muth

Muth und mit der heldenmäßigsten Standhaftigkeit, und weswegen man ihnen mit Recht den Titel Heldinnen geben kann.

Wenn eine solche Frau mit einem ziemlich seltsamen Kopfputz erscheint, so kann die ganze Gesellschaft über ihre sonderbare Figur sicher lachen, ohne sie in Verwirrung zu bringen. Ich habe einmal gesehen, daß eine von ihnen einen Oiseau Royal trug, den man Ungeheuer nennen könnte, wenn man ihn mit denen, die in Frankreich zum Vorschein gekommen sind, vergliche. Alle Spöttereyen, die sie in der Gesellschaft darüber auszustehen hatte, konnten sie nicht dazu bringen, die Flügel davon nur im geringsten etwas einzuziehen. Sie glaubte vermuthlich, daß diese Coeffüre ihr ein mehr eroberndes Ansehen gäbe. So trug Alexander einen ausgebreiteten Adler auf seinem Helm.

Bisweilen nehmen auch unsere Mylady's, wenn sie selbst nichts zu erfinden wissen, ihre Muster von den Coeffüren ihrer Aeltermütter oder Urältermütter, die sie im Portrait sehen; so daß der Opernsaal zu London gemeiniglich das Repertorium der verschiedenen Moden ist, die man seit zwey oder dreyhundert Jahren ausgedacht hat. Ich habe für mein Theil alle diejenigen da erkannt, die seit Franciscus dem Ersten, in Frankreich aufgekommen sind. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Acht

Acht und achtzigster Brief.

Von eben demselben. *)

Man muß keine geringere Gütigkeit haben, als Sie, um einen unnützlichen Diener nicht zu vergessen. Je kleiner mein Verdienst gegen Sie ist, desto mehr empfinde ich, wie schmeichelhaft es für mich ist, in Engelland Merkmale Ihres Andenkens zu erhalten. Mit der ehrerbietigsten Zuneigung gegen Sie sehe ich mich doch noch in Ihrer Schuld. Wie schön ist es, in Ihrem Range empfinden zu können! Was für ein Glück ist es, wenn man denken und Vorzüge, die nur durch die kleine Anzahl Menschen, die sie besitzen, so kostbar sind, mit den Vorzügen der Geburt vereinigen kann, welche letztere viel gemeiner und allzusehr unter denen Menschen hochgeschätzt sind, die keine andere haben.

Sie haben sich, ohne es zu wissen, in Ihrem Briefe an mich selber abgeschildert. Ich habe

*) Tom. I. Lettr. XIX. Was in allen diesen Briefen von den Engelländern gesagt ist, versteht sich nicht von der ganzen Nation. Es giebt in Frankreich Engelländer und in Engelland Franzosen. Die Nationalurtheile behalten immer ihre vielfältigen Ausnahmen, und ihre Richtigkeit kömmt nur darauf an, wenn sie den grössern Theil nicht verfehlen.

habe darinn alle die Annehmlichkeiten, alle die Reizungen ihrer Unterredung wieder gefunden; diesen leichten und natürlichen Witz, den selbst die Schriftsteller von Profeßion so schwer erreichen können, diesen leichten Scherz, der bey denen, die nicht denken, ins Abgeschmackte fällt, aber bey denen, die sich seiner nur dazu bedienen, um der Vernunft ihren ernsthaften Ton zu nehmen und ihr einen lustigern zu leihen, die größte Anmuth giebt; kurz diese lebhafte und liebenswürdige Frölichkeit, die gemeiniglich ein Merkmal eines guten Herzens und eines guten Verstandes ist. *)

Weil Sie sich so gütig darnach erkundigen, was ich mache, so gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich jetzt, da mir die Sprache dieses Landes anfängt geläufiger zu werden, nicht sowohl die Bücher als die Menschen studiere. Dieses Studium ist allezeit mehr nach meinem Geschmack gewesen, und vielleicht ist es auch das nützlichste. Ich schöpfe mehr Nutzen daraus, die Unterredung meiner Gesellschaften anzuhören, als in meiner Studierstube einen ganzen Band von dem Zuschauer zu lesen. Ich übernehme von Zeit zu Zeit selbst seine Verrichtungen: das ist das Vaterland der Philosophen: man findet etwas davon in allen Ständen; also wo ich auch bin,

so

*) Gaudium hoc non nascitur nisi ex virtutum conscientia: non potest gaudere nisi fortis, nisi justus, nisi temperans. SENECA.

so untersuche, so prüfe ich. Bald stelle ich meine Beobachtungen in jenen Caffeehäusern an, wo die Pairs des Königreichs sich über Parlamentssachen unterreden: bald in jenen, wo ernsthafte Priester mit einer Pfeife Toback im Munde, das Pabstthum durchhecheln: ich schäme mich auch nicht, sogar den Zusammenkünften der Matrosen mit beyzuwohnen, und sie unter ihren Krügen und Bouteillen anzuhören, wie sie wider die Regierung schreyen, den Franzosen fluchen und den Spaniern den Untergang schwören. Ein Philosoph, der diese Nation in der Nähe betrachten will, muß nothwendig über die Vermischung von Tugenden und Lastern, die er da findet, erstaunen. Er wird bisweilen in dem geringsten Handwerksmann so edle und erhabene Empfindungen antreffen, die alle Stände gleich machen: ein andermal wird er sehen, daß ein Pair des Reichs nicht vor Lastern erröthet, die alle Stände erniedrigen. Nichts ist unter den Engelländern so selten, als diese Anmuth des Witzes, und dieses fröliche Humeur, welches die Gesellschaft reizend macht, und sie verlieren viel dabey; sie würden glücklicher seyn, wenn sie geselliger wären. Man kann, ohne ihnen Unrecht zu thun, versichern, daß sie das Leben nicht so gut zu geniessen wissen, als die Franzosen. Sollte dies nicht ein Beweis seyn, daß sie in der That keine so grossen Philosophen sind, als sie sichs einbilden?

Die wahren Philosophen sind diejenigen, die Ihnen gleichen, die liebenswürdigen Philosophen. Die Philosophie ist ja am Ende nichts anders, als die Kunst sich glücklich zu machen, nämlich sein Vergnügen in der Ordnung zu suchen, und das, was man der Gesellschaft schuldig ist, mit den Pflichten gegen sich selbst zu verbinden.

Diese Frölichkeit, die unsere Nation charakterisirt, scheinet in den Augen der Engelländer fast Narrheit zu seyn; aber ist denn ihre Traurigkeit klüger? Und Narrheiten gegen Narrheiten gerechnet, sind denn die frölichsten nicht viel besser? Wenigstens wann unsere Frölichkeit sie schwermüthig macht, so dürfen sie sich nicht verwundern, daß ihre Ernsthaftigkeit uns zum Lachen beweget.

Da diese Fähigkeit zur Freude ihnen eben nicht gewöhnlich ist, und da sie das für einen Fehler halten, was sie bey sich nicht finden, so ärgern sich die Engelländer, die unter uns leben, darüber. Verschiedene von ihren Schriftstellern werfen sie uns als ein Laster vor, oder wenigstens als etwas Lächerliches.

Addison nennet uns eine komische Nation. Mir deucht aber, man ist in diesem Punkte nicht philosophisch, wenn man diejenige Eigenschaft, die am meisten zur Anmuth der Gesellschaft, und zum Glücke des Lebens beyträgt, als einen Fehler ansiehet. Plato, der überzeugt war, daß

alles, was die Menschen glücklicher macht, sie auch besser macht, verlangt, daß man nichts versäumen soll, in Kindern diese Empfindung zur Freude aufzuwecken, und frühzeitig zu einer Fertigkeit hinzuleiten. Seneca setzet sie in den Rang der vornehmsten Güter. Es ist wenigstens gewiß, daß die Frölichkeit mit allen Arten der Tugenden vergesellschaftet seyn kann, und daß es Laster giebt, mit denen sie unmöglich zu verknüpfen ist.

Derjenige, welcher über alles lacht, und derjenige, welcher über gar nichts lacht, haben beyde keinen gesunden Verstand. Der ganze Unterschied, den ich unter ihnen finde, ist dieser, daß der letztere doch beständig der unglücklichste ist. Diejenigen, welche so viel wider die Frölichkeit reden, beweisen nichts anders, als daß sie von Natur traurig sind, und vielleicht beneiden sie sie mehr in ihrem Herzen, als sie sie verdammen.

Der englische Zuschauer, welcher allezeit das Beste der Menschlichkeit überhaupt, und seiner Nation insonderheit, zum Augenmerk gehabt hat, hätte, nach seinen Grundsätzen, die Frölichkeit billig in die Reihe der begehrenswürdigsten Eigenschaften setzen sollen. Vermuthlich hat er nicht genug darüber nachgedacht, als er sie so offenbar tadelte. Die Tugend mit dem Mantel der Traurigkeit umhüllen, wie die meisten Menschen thun, oder sie ihrer wahren

Rei-

Reizungen berauben, das ist einerley. Addison behauptet, daß die Frölichkeit unter die größten Hinderniſſe zu rechnen sey, die der Tugend des Frauenzimmers nachtheilig sind: aber sind denn wohl diejenigen von einem melancholiſchen Temperament, als beynahe überhaupt die Engelländerinnen, den Schwachheiten der Liebe weniger unterworfen? Ich kenne Lehrer über dieſe Materie, auf deren Entſcheidung ich es lieber würde ankommen laſſen, als auf ſeine; und vielleicht ſind die von Natur frölichen Perſonen allzuleicht durch die verſchiedenen Gegenſtände zerſtreut, als daß ſie ſich allen Ausſchweifungen ergeben könnten, wozu dieſe Leidenſchaft verführen kann.

Ein berühmter Philoſoph dieſer Nation, Hobbes, behauptet, daß das Lachen nur von unſerm Stolz herkäme. Man nimmt einen widerſinniſchen Satz an, wenn man dieſes von dem Lachen überhaupt ſagen will: aber jedermann weiß, daß dieſer ſonſt ſo ſchätzbare Schriftſteller von der menſchlichen Natur gar zu arg dachte. Descartes hat mit Recht Grundſätze und Maximen verworfen, die vorausſetzen, daß alle Menſchen mechant ſind. Die Urſachen, die Hobbes von dem Lachen angiebt, verdächtig zu machen, iſt es genug, anzumerken, daß die Stolzen eben diejenigen ſind, die gemeiniglich am wenigſten lachen. Die Ernſthaftigkeit iſt die unzertrennliche Gefährtinn des Stolzes. Wenn man ſagen wollte, daß ein Menſch eitel

ſey,

sey, weil er über das Spielen einer kleinen Katze, oder über die Aeffereyen des Arlequins lacht, so würde man den abgeschmacktesten Satz behaupten, und das kann seine Meynung wohl nicht gewesen seyn. Man muß genau unterscheiden unter dem Lachen, das die Freude einflößt, und unter dem Lachen, das aus der Spötterey herkömmt. Das boshafte Hohnlächeln ist in der That nur ein uneigentliches Lachen. Der Stolz ist freylich der Vater desselben: aber jenes hat weder in seinem Grund, noch in seinen Wirkungen etwas verwerfliches. Dieses letztere allein kömmt uns an andern liebenswürdig vor; und man ist glücklich, wenn man sich dazu fähig findet. Sie haben das Talent, mein Herr, dasselbe bey den trockensten Personen zu erwecken, weil es eine nothwendige Folge des Vergnügens ist, womit man Sie anhöret. Wenn ich einen Engelländer lachen sehe, so scheinet er mir die Freude mehr zu suchen als zu fühlen: insonderheit kann man dieses an dem Frauenzimmer bemerken, welches nach seinem Temperament zur Melancholie geneigt ist. Das Lachen läßt auf ihrem Gesichte nicht mehr Spuren zurück, als ein Blitz an dem Horizont des Himmels. Auf die frölichste Miene folgt in dem Augenblick die finsterste. Man sollte fast glauben, daß die Freude einen schweren Eingang in ihre Seele habe, oder daß sie wenigstens sich ungern darinn aufhalte.

Was

Was die Spötterey betrifft, so muß man gestehen, daß sie den Engelländern nicht natürlich ist. Die meisten, die sich damit abgeben, wissen sich auch schlecht damit zu behelfen. Einige von ihren Schriftstellern haben aufrichtig eingestanden, daß die Spötterey ihrem Charakter ganz fremd sey; aber sie führen eine Ursache davon an, dadurch sie nichts bey diesem Geständniß verlieren. „ Die Engelländer, sagt „ der Bischoff Sprat, haben zu viel Muth, um „ sich verlachen zu lassen, und zu viel Tugend „ und Ehre, um andere zu spotten. „ Wenn sich indessen doch der Fall ereignet, (und ich habe schon einige Exempel davon gesehen) daß der Engelländer aus Mangel dieser Ehre ein Spötter wird, und daß der andere Muth genug hat, sich nicht verspotten zu lassen; so ziehen sie sich beyde bis aufs Hemd aus, und schlagen sich so lange mit Fäusten, bis einer von ihnen um Gnade bittet. Ich habe in einigen Reisebeschreibungen gelesen, daß die Fäuste ebenfalls bey den Chinesern die einzigen Waffen sind, deren sie sich in ihren Zweykämpfen bedienen.

Bey uns hat ein beleidigender Scherz betrübtere Folgen. Aber ich nehme mich weder der Spötterey und Verlachung, noch einer unbesonnenen Freude an; ich rede für die Fröhlichkeit. Das elende Talent, jemand lächerlich zu machen, um die Bosheit anderer zu vergnügen, ist ein Kennzeichen eines kleinen Geistes

ohne

ohne Ehre und Hoheit. La Fontaine hat sehr wohl gesagt:

Dieu ne créa que pour les Sots
Les méchans Diseurs de bons mots.

Ich untersuche nicht, ob sie bey uns gemeiner sind, als anderwärts, und ich glaube, daß es besser ist, sie alle zu verlassen, so groß auch ihre Anzahl seyn mag. Wenn viele unter uns über ein so nichtswürdiges und verächtliches Talent eitel sind, so kommen sie mir eben so lächerlich vor, als sie es in den Augen der Engelländer seyn können. Gemeiniglich machen sie sich selbst bey denen verhaßt, denen sie etwas zu lachen geben.*) Ich kenne kein Laster, das liebenswürdig wäre; und ich werde niemalen eine Rechtfertigung für diejenigen unternehmen, die meiner Nation eigen seyn können. „Derjenige, sagt einer von unsern Schriftstellern, der durch einen spöttischen Einfall seinen Mann überwältigt, verdient nicht mehr Lob, als derjenige, der ihm die Pistolen auf die Brust setzt.“

Wenn übrigens die Engelländer wenig lachen, so findet sich mitten in Engelland eine Nation, die niemals lacht, die Presbyterianer: Sie haben aus dem Lachen eine achte Todsünde ge-

*) — — — — *solutos*
Qui captat risus hominum, famamque dicacis
Affectat, niger est, hunc tu, Romane, caveto.

gemacht. Nach ihrer Meynung sündigt eine Frau, die lacht, eben so sehr, als nach unserer Meynung eine Frau, die wider die Keuschheit und Sittsamkeit handelte. Es giebt deswegen auch Familien unter ihnen, wo man vom Vater bis zum Sohn niemals gelacht hat. Was für Grillen! was für Ausschweifungen kommen nicht den Menschen in den Sinn! Aber wie sehr bedaure ich sie, wenn traurige darunter sind! diese strengen Lehrer, die sich für so gewissenhafte Beobachter der heiligen Schrift ausgeben, würden weit besser thun, sich an die so würdige Maxime desjenigen zu halten, der von Gott die Gabe der Weisheit empfangen hatte: „Das „ Lachen des Weisen siehet man, und verstehet „ es nicht.„

Die Frölichkeit ist und wird allezeit das Erbtheil einer sanften, geselligen und gesitteten Nation seyn. Welche Völker sind wohl, was die Anmuth der Sitten und der Gesellschaft betrifft, berühmter gewesen, als die Athenienser? Aber waren sie nicht zugleich das frölichste Volk in Griechenland? Hat Athen nicht eben so viele grosse Männer, als das ernsthafte Lacedämon aufzuweisen? Unter den Morgenländern werden heut zu Tage die Persianer, als die verständigste und manierlichste Nation, auch für das frölichste Volk gehalten. Man siehet überall, daß die Menschen lustiger sind, je geselliger sie sind, und die Menschen sind dazu erschaffen, um mit

einander zu leben. Wenn ich mich so sehr für die Frölichkeit erkläre, so geschieht es nicht nur darum, weil sie an und vor sich selbst und um derer willen mit denen man lebt, begehrenswürdig ist, sondern auch weil der ganzen Gesellschaft überhaupt daran gelegen ist. Ein aufgeräumtes Gemüth ist das sicherste Recept wider alle Arten des Enthusiasmus. Die frölichen Leute denken nicht daran, wie sie ihren Nachbarn schaden, oder Aufruhr in dem Staate anstiften mögen: Sie denken auf nichts, als wie sie das Leben geniessen, und davon den besten Gebrauch machen können.

Es hat jemand angemerkt, daß die Italiener scheinen die Traurigkeit unter die Laster gesetzt zu haben, indem sie ihr den Namen Tücke (*Malignité*) geben. In der That, die traurigen und melancholischen Köpfe sind mit allem unzufrieden, weil sie es immer mit sich selber sind: Sie beschweren sich beständig über die Regierung, und unterlassen keine Gelegenheit, sie zu verwirren. Köpfe von dieser Art, erregen in allen Staaten Aufwiegelungen und Aufruhr; und wenn dergleichen in Engelland mehr als anderwärts geschehen sind, so kömmt es daher, daß vielleicht daselbst solche Gattungen von Leuten viel gemeiner sind. Ein trauriges und schwaches Humeur verfällt leicht zur Schwärmerey, und die Schwärmerey verleitet zu allem. Sie erstickt alles menschliche Gefühl, ja sie kennt die

Stim-

Stimme der Natur nicht. Die Aufrührer, die dem König Karl I. den Kopf abschlagen ließen, und diejenigen, die unter uns die Krone Heinrichs III. in eine Mönchskutte verwandeln wollten, waren gewiß keine frölichen Leute. Der berühmte **Brutus**, einer von den Mördern des Cäsars, war von einem melancholischen Humeur. Der englische Dichter, der am besten die Natur, die Wirkungen der Leidenschaften, die allgemeinen Fehler der Menschen, und die besondern seiner Nation geschildert hat, Shakespear, läßt uns diese Wahrheit durch einige Verse empfinden, die sein vortreffliches Urtheil und seinen guten Charakter beweisen. „Der Mensch, sagt „ er, der keine Musik in sich selber hat, und „ der gar nicht von der Harmonie und Anmuth „ der Töne gerührt wird, ist zu Spitzbübereyen, „ zu Verschwörungen, zu Verrätherеyen ge„ schickt: die Bewegungen seines Verstandes sind „ so traurig wie die Nacht, und seine Neigun„ gen so finster, wie der Erebus. Niemand „ vertraue sich einem solchen Menschen.„ Das heißt als ein Poet sprechen, aber auch als ein Philosoph denken. Das heißt die Wirkungen aus ihrer Ursache vorausehen. Es ist auch wahr, daß diejenigen Personen, die am meisten von der Musik bewegt werden, insgemein die organisirtesten für ihre und anderer Menschen Wohlfahrt sind, sie tragen eben den Grad der Empfindlichkeit in allen ihren Neigungen. Wie viel Ver-

gnügen, mein Herr, haben Sie nicht in der That Ihrem guten Geschmack für alle Künste zuzuschreiben! und was die Empfindung betrifft, wer kennet sie besser, als Sie, wenn man davon nach Ihren Gemälden urtheilen soll?

Was auch die Engelländer über die Frölichkeit sagen können, so müssen doch ihre Wirkungen sowohl überhaupt, als insbesondere, sie als etwas Gutes darstellen. Was mich betrifft, da ich diejenigen unter ihnen tadele, die uns die Frölichkeit zu einem Vorwurf machen, so will ich mich wohl hüten, es eben so wie sie zu machen, ihnen ihre Traurigkeit vorzurücken. Wir vermögen freylich etwas über uns; aber es giebt physikalische Ursachen, deren Wirkung auch der beste Gebrauch der Vernunft nicht hindern kann. Wenn man die Sachen genau untersucht, so muß man allezeit darauf zurück kommen. Die Menschen sind in allen weniger zu tadeln als zu beklagen. Dem sey nun indessen wie ihm wolle, es mag entweder das Clima oder eine andere Ursache Schuld daran seyn, daß die Traurigkeit hier ansteckend wird, da ich in dem Fall des Montagne bin, und sie weder liebe noch ehre; wenn Sie aus meinen Briefen gewahr werden sollten, daß sie anfängt sich meiner zu bemeistern, so seyn Sie so gütig mich davon zu benachrichtigen. Ich reise alsdann den Augenblick ab, um die Luft meines Vaterlandes wieder zu schöpfen, und meinen natürlichen Ton wieder

anzu-

anzunehmen. Da ich allezeit auf Ihre Gewogenheit Staat mache, so werde ich in den Reizungen Ihrer Gesellschaft dasjenige wieder finden, was ich etwa sollte in der Gesellschaft der Engelländer verloren haben. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Neun und achtzigster Brief.

Von eben demselben an den Herrn von Buffons *).

Es ist nicht zu verwundern, daß man in Engelland so viele französische Bediente antrifft. Man redet zu London unsere Sprache gerne, man macht unsere Gebräuche nach, man nimmt unsere Sitten an: Sie unterhalten wenigstens nach unsern Manieren diejenigen, welche Liebhaber davon sind; und die Engelländer bezahlen sie nach Proportion des Nutzens, den sie davon ziehen.

Ich kenne nichts verächtliches, als das Laster. Man muß freylich den Menschen mehr oder weniger Achtung bezeigen nach dem Rang, den ihnen das Glück zugetheilet hat. Aber es giebt gar keine Klasse, die man zu gering schätzen müßte, um sie nicht kennen zu lernen. Der

*) Tom I. lett. 16.

Unterschied, der sich unter den Ständen des Lebens findet, läßt sich nicht allemal unter denjenigen empfinden, die sie bekleiden. Ein Großer kann eine niederträchtige Seele haben, ein Sklave kann edelmüthig seyn. Man findet bisweilen in dem niedrigsten Stande diejenigen Züge, die der Menschlichkeit die meiste Ehre machen. Rom hat Sklaven gehabt, die es unter seine Helden hat rechnen müßen. Sie sind ein allzu guter Philosoph, als daß ich fürchten sollte, mit Ihnen in einige Weitläuftigkeit über diese Art Menschen mich einzulassen, die unglücklich genug sind, daß sie sich gewissermassen andern verkaufen müssen, die man gemeiniglich Domestiken nennet. Ihre Sitten können dazu beytragen, den Charakter einer Nation bekannt zu machen: die allgemeine Denkungsart hat ihren Einfluß auf alle Stände. Man kann sagen, daß die Domestiken alle Fehler des Volks durch die Erziehung haben, und alle diejenigen ihrer Herren, durch das Exempel.

Die Bedienten sind eine Art Menschen, die durch eine nothwendige Folge gesitteter Gesellschaften bestimmt sind, unter der Herrschaft derer zu leben, denen sie die Dürftigkeit zuführet. Die Engelländer, denen alles was Unterwerfung heißt, unerträglich ist, schicken sich am wenigsten dazu, die Pflichten dieses unterthänigen Standes zu erfüllen. Sie sind eben so schlechte Diener als gute Herren. Von uns könnte

man

man vielleicht das Gegentheil sagen, und zum Unglück wäre das eben nicht gelobt.

Die einzige Tugend, die man fast durchgängig an den englischen Domestiken findet, ist eine von den eigenthümlichen dieser Nation, nämlich die Reinlichkeit. Im übrigen haben sie ein ungeschicktes Wesen, und widerliche Manieren in allem, was sie thun. Dabey haben sie eine Art von Stolz, den sie in ihrem eigenen Glücke in diesem Stande nicht kennen müßen, weil er ihnen das Joch nur schwerer machen muß. Dies ist ein Fehler, den man ihnen vorwirft und der doch nur eine Folge von dem hochmüthigen Charakter der Nation seyn könnte. Ueberdas kann dasjenige, was wir Stolz nennen, in ihren Augen vielleicht nur Edelmuth, und Hoheit der Seele scheinen.

Unter allen Völkern unterwerfen sich die Engelländer am ungernsten den Unbequemlichkeiten aller Gesellschaften. Sie fallen darüber in eine Art des Widerspruchs. Sie lieben die Ordnung, und können die Policey nicht leiden, welche die Stütze dieser Ordnung ist. Sie fühlen die Nothwendigkeit wohl, daß die Gesetze müßen geehret werden, und bestreben sich doch gar nicht, der Ueppigkeit Einhalt zu thun. Sie verlangen einen König, wenn ich so reden darf, auf die Bedingung ihm nicht zu gehorchen; mit einem Worte; sie stutzen über alles Befehlen auch in dem allerniedrigsten Stande. Ist es Laster, ist es Tu-

gend? Ist es eine Wirkung ihrer Liebe zur Freyheit? Ist es Stolz der sich nicht entschließen kann, nachzugeben?

Die englischen Domestiken haben einen andern so gemeinen Fehler, daß er einen Theil ihres Charakters ausmacht; nämlich sie sind höchst eigennützig. Sie vergehen sich gleich stark sowohl durch die Geldbegierde, als durch die Eitelkeit. Der erste Fehler macht sie eben so niederträchtig, als der andere sie bisweilen grob und ungezogen macht. Ich muß Ihnen, mein Herr, einen Gebrauch nicht verschweigen, von dem ich glaube, daß er nur in Engelland zu Hause gehört. Man muß hier überall, wo man zu Gaste gehet, es mag in der Stadt oder auf dem Lande seyn, einem jeden Bedienten nothwendig etwas geben, und das entweder mehr oder weniger, nachdem man selbst, oder der Wirth, vornehm ist. Sie haben alle Stände in Contributionen gesetzt, und man könnte sich darnach richten, wenn man wenigstens noch eine ausgerechnete Vergleichungstabelle davon hätte. Man weiß wohl, daß man dem Kellerschreiber eines Pairs, nicht wie dem Kellerschreiber eines Scherifs*) in einer kleinen Stadt begegnen muß: aber wie soll man nun die Abweichungen taxiren, die zwischen denen Bedienten eines Herzogs, eines Grafen oder eines Ba-

*) Eine obrigkeitliche Person, die jährlich erwählt wird, und besonders bey den Engelländern eingeführet ist.

Barons, zu beobachten sind? Das sind Sachen, die man vermuthlich nicht anders lernen kann, als durch eine große Erfahrung und Kenntniß der Welt. **Gemelli Carreri** bemerkt in seiner Reisebeschreibung von **China**, daß man in diesem Lande am Ende der Mahlzeit eine **Gewohnheit beobachtet, die keine andere Nation billigen** wird, nämlich daß ein jeder von den Gästen neun oder zehn Stücke von Achten, nachdem er vornehmer oder geringer ist, einem Bedienten in die Hand stecket, und daß man also, wo man hingehet, seinen Wein bezahlet. Sie muthmassen wohl nicht, daß unsere Nachbaren eben das thun. Es ist sonderbar, daß wir so nahe bey uns so fremde Sitten finden. Wenn diejenigen, die nach den entlegensten Welttheilen reisen, Europa besser kenneten, so würden sie sich nicht so über alles verwundern, was sie anderwärts bemerken. Wir haben Wälder voll Araber, denen nichts als der Bart fehlt. Wir haben sogar unsere Iroksen und unsere Tobinambous.

Dem sey nun wie ihm wolle; wenn man in Engelland aus dem Hause gehet, wo man gespeist hat, so findet man auf seinem Gange alle Domestiken in einer Reihe gestellt, als wenn sie die Garde vorstelleten, von dem Haushofmeister an bis auf den geringsten Livreebedienten, und jeder strecket die Hand mit einer so überlegten Art hin, als es unsere Knechte in Wirthshäusern bey solchen Fällen zu machen pflegen. Dies ist die

einzige Handlung, wo die englischen Domestiken kein gezwungenes Wesen zeigen, sondern lauter Höflichkeit scheinen. So lange man seine Freygebigkeiten unter sie austheilet, wendet der Herr des Hauses, der das Geleite giebt, jedesmal den Kopf weg, als wenn er sich schämte, daß man die Mahlzeit bezahlet, die man bey ihm genossen hat. Und die Chineser haben vermuthlich in Ansehung dessen eben solche Schamhaftigkeit.

Ich weiß nicht, was diese Mode am meisten bezeichnet, die Großmuth der Herren, oder die niedrige und eigennützige Seele der Bedienten? Sie beweist wenigstens, daß die Engelländer nicht so unter einander leben, als wir unter uns leben. Der Tag, an dem sie sich einander besuchen, scheinet allen Domestiken ein Festtag zu seyn: sie kramen auf dem Schenktisch den Reichthum und alles Silbergeschirr ihres Herrn aus: und für diese außerordentliche Bemühungen, die sie sichgeben, haben sie die erwähnte Art von Impost gelegt.

Alle vernünftige Leute, die hier sind, sehen allerdings die Unbequemlichkeit einer solchen Mode ein; aber sie ist alt, und mithin durchgängig beobachtet. Vergebens haben einige Personen vom ersten Range versucht, sie abzuschaffen; sie haben alle daran gescheitert. Dies Volk, das sich so sehr einbildet, philosophisch zu seyn, ist nichts destoweniger dasjenige, das am meisten an seinen alten Gewohnheiten klebt. Man denkt jetzt

frey-

freylich hier viel anders, als sonst; aber man lebt noch eben so, als vormals.

Ueberdas sind diejenigen, die viele Bedienten haben, und die folglich den Ton geben, viel zu eigennützig, als daß sie diesen Gebrauch nicht beybehalten sollten; er wird ihren Domestiken oft statt des Lohns angerechnet. Aber so günstig ihnen diese Gewohnheit ist, so sehr fällt sie Leuten von mittelmäßigem Vermögen zur Last, die den Unsinn haben, den Umgang mit vornehmen Leuten zu suchen. Sie müßen diese Ehre bisweilen theurer bezahlen, als sie werth ist. Der Herzog von R** verwies es einst dem berühmten Herrn von M**, daß er nicht bey ihm zu Gaste käme: „ Mylord, antwortete er, Sie „ müßen so gütig seyn, mich zu entschuldigen; „ ich bin nicht reich genug, um diese Ehre oft „ zu haben.„

Wenn die englischen Domestiken eigennützig sind, so muß man aber auch bekennen, daß sie erkenntlich sind. Wenn man in der Stadt ist, und von ihren Herren Abschied nimmt, so rufen sie unsere Bedienten überlaut, und sprechen unsere Namen mit Nachdruck aus. Ihr stärkerer oder leiserer Ton zeigt den Grad unserer Freygebigkeit und ihre Erkenntlichkeit an. Bisweilen geben sie auch, in Hoffnung dafür bezahlt zu seyn, einem Manne Titel, die er wirklich nicht hat. Vermuthlich haben sie in Engelland den Gebrauch eingeführet, einen Haupt-

mann Oberst, und einen Apotheker, Doctor zu nennen. Es giebt eben so lächerliche Leute als der bürgerliche Edelmann, die aus Unsinn, sich mit den Titeln schmeicheln lassen, die ihnen nicht zukommen, und das Gnädiger Herr sehr theuer kaufen.

Auf dem Lande haben die Bedienten desjenigen, bey dem man zu Gaste gewesen ist, noch mehr Ansprüche auf unsere Freygebigkeiten. Sie haben alle unsere Leute betrunken gemacht, und darinn führen sie die Befehle ihrer Herren aufs genaueste aus. Denn man giebt ihnen über diesen Punkt gemessenen Befehl. Wenn jemand auf seinem Landgute besucht wird, und er weiß zu leben, so muß er nicht leiden, daß der Herr, der ihn besucht, und seine Bediente, ohne gleich stark berauscht wieder zurück reisen. Man erlaubt fast nicht einmal dem Kutscher auf seinen Sitz zu steigen, als wenn er nicht mehr im Stande ist, darauf zu sitzen, und das alles nach dem Vergeltungsrecht. Von den Niederen zeigt es Ehrerbietung gegen die Vornehmeren an; und bey diesen ist es wieder ein Merkmal der Gütigkeit gegen die von geringerm Stande. Kurz, dies ist einer von den wesentlichen Artikeln der englischen Höflichkeit. Auch darinn stimmet die chinesische Lebensart mit der englischen überein. In China würde man glauben, daß man eine schlechte Mahlzeit gegeben hätte, wenn nicht alle Gäste betrunken nach Hause giengen.

Die

Die grosse Unbequemlichkeit dieser Mode ist diese, daß sie die Bedienten in einem Laster unterhält, wozu das gemeine Volk nur mehr als zu geneigt ist, und welches sie oft außer Stand setzet, ihren Herren aufzuwarten, wenn sie ihnen am nöthigsten sind. Doch in solchem Falle haben die Engelländer mehr Nachsicht als wir; weil sie vielleicht besser als wir wissen, wie weit die menschliche Schwachheit in diesem Stücke gehe. Die Fehler, welche sich die Menschen einander am leichtesten verzeihen, sind diejenigen, wozu sie selbst einen natürlichen Hang bey sich fühlen.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc. ꝛc.

Neunzigster Brief.

Von dem Herrn von Montesquieu an den Grafen von Guasco*).

Ich habe Ihre Abhandlung, mein lieber gelehrter Abt, mit Vergnügen gelesen, und ich

*) Alles, was man von Montesquieu, dem berühmten Verfasser des Esprit des Loix, lesen kann, verdient Aufmerksamkeit, und dieser Brief muß den Freunden des guten Geschmacks angenehm seyn. Er ist bey Gelegenheit der Werke des Herrn de Guasco, eines gelehrten Domherrn von Dornik, die erst kürzlich unter dem Titel: Dissertations historiques,

bin gewiß versichert, daß ich Ihnen einen zweyten Lorbeerkranz aus meinem Garten aufsetzen werde, wenn Sie, wie ich hoffe, zu la Breda gegenwärtig seyn werden, nachdem Ihnen die Akademie denselben zugesprochen haben wird. Der Inhalt ist schön, von großem Umfange, interessant, und Sie —— Ich bin recht vergnügt zu sehen, daß Sie mir in mein Gehege kommen. Es sind zwo Sachen in Ihrer Abhandlung, die ich wünschte noch mehr von Ihnen erläutert zu sehen. Die erste ist, daß man glauben könnte, Sie setzten Karthago nach dem zweyten punischen Kriege unter die unabhängigen Städte (Autonomes) die dem römischen Reiche wären unterworfen worden. Sie wissen aber, daß sie ein freyer und unabhängiger Staat geblieben ist. Die andere Anmerkung betrifft das, was sie von dem Titel Eleutheria sagen. Sie haben keinen Unterschied zwischen den Städten angegeben, die diesem Titel und die den von Autonomes angenommen haben und verdiente eine Erläuterung. Sie wissen, daß man darüber streitet, und daß die Gelehrten behaupten, daß Eleutheria etwas mehr sa-

politiques, et litteraires, herausgebeben sind, zum Vorschein gekommen. Der Herr de Guasco war ein guter Freund des Herrn von Montesquieu, und hat verschieden vortreffliche Abhandlungen geschrieben, die den Preis der Akademie davon getragen haben. Die, auf welche sich der gegenwärtige Brief beziehet, handelt sur l'autonomie des villes et des Peuples soumis à une puissance étrangere.

sagen wollten, als die Autonomia. Ich rathe Ihnen, die Sache ein wenig zu untersuchen, und darüber einen Zusatz zu Ihrer Abhandlung zu machen. Kommen Sie zu mir auf die Weinlese, so werden Sie Musse zu arbeiten finden. Ich habe eine Berline machen lassen, damit ich Sie bequemer nach Ihrem geliebten Clerac führen kann. Wir wollen nicht mehr von Wucher disputiren, und Sie werden täglich zwo Stunden gewinnen. Meine Ländereyen haben Ihrer nöthig. Mein Pächter sagt beständig: O! wenn der Herr Abt hier wäre! Ich verspreche Ihnen seine Gelehrigkeit, und er wird so viel Graben ziehen, als Sie befehlen. Melden Sie mir, ob ich hoffen darf, daß Sie wieder den Weg der Garonne nehmen werden, weil ich sodann eine Gelegenheit ergreifen werde, meine Handschrift gerade zum Drucker zu senden.*) Um Sie zu haben, spreche ich Sie von Ihrem Worte frey. Der Druck soll auch nicht in Holland, noch weniger in Engelland besorgt werden, welches ein feindseliges Land ist, mit dem man anders keine Gemeinschaft pflegen muß, als mit Kanonen. Mit den Piemontesern ist es eine andere Sache: denn mit denen sind wir ganz und gar nicht im Kriege verwickelt. Sie haben also keine Ursache uns zu verlassen. Sie werden in Guyenne stets als ein Freund aufgenommen werden; und wir wollen gewiß

Lan=

*) Er verstehet hier den Esprit des Loix, den Herr de Guasco Codicem generis humani nennet.

Languedoc und Provence nichts nachgeben. Ich danke Ihnen, daß Sie von mir al Serenissimo gesprochen haben. Ich werde Ihnen das für ihn verlangte Exemplar meines Buchs senden. Sie finden hiebey die nichts erläuternden Erläuterungen, die Ihnen das Capitul von Comminges sendet. Abt! Sie sind sehr einfältig, daß Sie glauben, daß sich Capitulherren die Mühe geben sollten, gelehrte Untersuchungen anzustellen. Nicht ich, sondern mein Bruder, der Dechant läßt Ihnen sagen, daß Sie sich an jemand bessers wenden sollten. Dies muß indessen ja nicht Ihre Geschichte von Clemens dem V. zurückhalten; denn Sie haben dieselbe unserer Akademie versprochen. Kommen Sie her, Sie werden hier auf dem Grabe dieses Pabstes bequemer daran arbeiten können. Sie sollen mir den Artikel von Bruniffende, der Gräfinn von Perigord, hier lassen: denn ich fürchte, daß Sie zu furchtsam sind, mit uns davon zu reden. Ich bitte nur, daß Sie eine Note dazu setzen. Ihre Untersuchungen werden von Gelehrten, und ein Stück aus der Galanterie wird von allen denen, die es nicht sind, gelesen werden. Ich habe Ihre Schaumünze, mit Befehl, sie dem Herrn von Tourin zu geben, nach Bourdeaux gesandt. Dieser wird sie dem Herrn Intendanten von Languedoc einliefern. Mein lieber Abt, es sind zwo sehr schwere Sachen, nämlich daß man die Münze erhalte, und daß die Münze Sie erhalte.

Leben Sie wohl. Ich erwarte, ich verlange und umarme Sie von ganzem Herzen.

Montesquieu.

Ein und neunzigster Brief.

Von der Frau Rowe an ihre Schwiegermutter. *)

Meine theuerste Mutter!

Ich will Ihnen nunmehro das letzte Lebewohl in dieser Welt sagen, in der gewissen Hoffnung, Sie in der künftigen wieder zu finden. Ich nehme meine Hochachtung und Zuneigung gegen Ihre Familie mit mir in das Grab, und ich verlasse Sie mit der aufrichtigsten Besorgniß für Ihre Glückseligkeit, und für die Wohlfahrt Ihrer Familie. Der Höchste erfülle meine Wünsche

*) Die Fr. Rowe, die liebenswürdige Verfasserinn der Briefe der Verstorbenen an ihre lebenden Freunde und anderer kleiner Schriften, beschloß den Lauf ihrer Tage nach dem frühzeitigen Tode ihres geliebten Herrn Rowe, in einer angenehmen Einöde zu Frome in Somerset. Einer ihrer letzten Briefe, die man in ihrem Zimmer fand, war dieser an ihre Schwiegermutter, worinn sie von ihr Abschied nimmt. Er steht nebst mehreren Nachrichten von ihrem Leben in der Brittischen Bibliothek 1. B. S. 644. u. f.

sche, wenn ich nun im Staube schlafe! Die Engel Gottes mögen Sie auf die Wege unsterblicher Herrlichkeit und Freude führen! Ich sammle noch einmal die Kräfte meiner Seele, und bete, mit der heiligsten Inbrunst, Segen für Sie herab! Gott der Allmächtige, der Gott Ihrer tugendhaften Vorältern, der seit vielen Geschlechtern Ihre Zuflucht gewesen, segne Sie!

Ich habe nur noch einen kleinen Weg zu wandeln, die Schatten werden grösser, und meine Sonne gehet unter. Die Güte, welche mich bis hieher geleitet hat, wird mich in den letzten Augenblicken meines Lebens nicht verlassen. Der Name, welcher mein Ruhm und mein Stolz war, wird dann meine Stärke und Rettung seyn. Dem Tode mit einer geziemenden Unerschrockenheit entgegen zu gehen, ist über die Kräfte der Natur, und ich bin durch keine Kraft oder Heiligkeit meiner eigenen, dazu vermögend. Denn meine beste Verfassung ist nichts als Eitelkeit; und ich bin eine elende hülflose Sünderinn. Aber durch das Verdienst und die vollkommene Gerechtigkeit meines Erlösers hoffe ich gerechtfertigt vor dem höchsten Richterstuhl zu erscheinen, vor welchem ich in kurzer Zeit werde stehen müssen, mein Urtheil zu empfangen.

Elis. Rowe.

Zwey und neunzigster Brief. *)

Sie melden mir, mein Herr, daß Sie durch einige Züge von dem Leben des Topal Osman Pacha, der vordem Großvizir gewesen, und hernach in Persien umgekommen ist, sehr begierig geworden sind, ihn näher kennen zu lernen. Ich freue mich, Ihnen die sichersten Nachrichten von ihm geben zu können. Sie werden Ihnen zugleich beweisen, daß die großmüthigste und erhabenste Tugend überall getreue Freunde findet. Und was für ein Vergnügen muß diese Geschichte einem so tugendhaften Manne machen, als Sie sind?

Osman war in dem Serail des Großherrn erzogen worden, wo sonst nur die gebohrnen Christenkinder, **) die dem Kaiser geliefert werden, erzogen wurden. Die Türken haben nachmals diese Plätze für ihre eigene Kinder gesucht, so daß heut zu Tage fast alle junge Untergebene des Serails von türkischem Geschlechte sind.

Im Jahr 1698. ungefähr im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters, trat Osman Aga aus dem Serail, wo er das Amt eines Martolos Bachi ***) verwaltete. Er sollte einen

Be-

*) Amusemens Littéraires, par Mr. *de la Barre de Beaumarchais* Tom. III. p. 23. 199.

**) v. *Ricaut* Etat présent de l'Empire Ottoman.

***) Aufseher über die Wagen.

Befehl des Großherrn überbringen, und hatte die Commission, einige Beis von Cairo wieder in ihre Güter einzusetzen, die sie unter denen so gewöhnlichen Unruhen in Aegypten verlohren hatten. Er nahm seinen Weg zu Lande bis nach Seide, wo er sich auf eine Saique *), die nach Damiette gieng, einschiffen mußte, um nicht unter die Araber zu gerathen, die durch ihre Streifereyen das Land unsicher machten. Auf dieser kurzen Ueberfahrt stieß die Saique zum Unglück auf eine spanische Barque, die zu Majorca zum Kreuzen war ausgerüstet worden. Obgleich der Handel nicht gleich war, so machte doch die Begierde, Gut und Freyheit zu erhalten, daß die Reisenden nebst dem Schiffsvolk alle mögliche Kräfte anwendeten; sie wehrten sich als verzweifelte Leute, und das Entern kostete viel Blut. Osman that sich durch diejenige Unerschrockenheit dabey hervor, wovon er nachmals bey so vielen Gelegenheiten Proben gegeben; und hätten sie sich alle so tapfer bezeigt, als er, so wären sie vielleicht der Sklaverey entgangen. Man mußte endlich der überlegenen Anzahl weichen. Osman Aga, der am Arm und an dem Schenkel gefährlich verwundet war, wurde, mit seinen Waffen in der Hand, gefangen. Der Corsar, des-

*) So nennt man gewisse Fahrzeuge in der Levante, die zum Transport der Kaufmannswaaren bequem sind.

dessen Fahrzeug im Streit gelitten hatte, lief, entweder, um es ausbessern zu lassen, oder um einer andern Ursache willen, zu Maltha ein.

Die Merkmale der Tapferkeit; die Osman im Streit gegeben hatte, oder vielmehr ohne Zweifel die Aussage einiger Reisenden, daß er mit einer geheimen Commission von dem Großherrn abgeschickt wäre, und die Hoffnung, eine grosse Ranzion für ihn zu bekommen, machte, daß man ihm unter den Gefährten seines Unglücks vorzüglich begegnete. Unterdessen war er wegen seiner Wunden nicht außer Gefahr, als er zu Maltha ankam. Die Wunde am Schenkel war die beträchtlichste; er ist lahm darüber geworden, und daher hat er den Zunamen Topal (welches lahm heißt) nach der Türkischen Gewohnheit in solchen Fällen, bekommen.

Sobald der Corsar in den Haven eingelaufen war, begab sich der Herr Vincent Arniaud, mit dem Zunamen der Kühne, welcher von Marseille gebürtig und damals Befehlshaber des Havens von Maltha war, an Bord des Fahrzeugs, wie es die Pflicht seines Amts erfoderte. Er sahe da den unglücklichen Aga in Fesseln liegen, der ihm einen ziemlich seltsamen Antrag that: „ Thu eine schöne „ Handlung, sagte Topal zu ihm, kaufe mich „ los, du sollst nichts dabey verlieren! „ Arniaud, der diesen Antrag nicht vermuthete,

frag-

fragte den corsarischen Capitain, wie viel er für die Ranzion dieses Sklaven verlangte? „Ich „muß tausend Zechinen haben*), antwortete „der Corsar.„ Arniaud kehrte sich gegen Osman, und sagte: „Ich sehe dich zum er„stenmal in meinem Leben, ich kenne dich nicht, „und du trägst mir an, auf dein bloßes Wort „tausend Zechinen für deine Ranzion zu bezah„len? Wir thun beyde, was sich für uns schickt, „versetzte Osman. Ich an meinem Theile „liege gefesselt; es ist natürlich, daß ich alles „versuche, meine Freyheit zu erhalten. Was „dich betrifft, so bist du berechtigt, auf meine „Ehrlichkeit mißtrauisch zu seyn: ich habe dir „gar keine andere Sicherheit zu geben, als „mein Wort, und du hast gar keine Ursache, „darauf zu bauen. Wenn du es indessen doch „darauf wagen willst, so wiederhole ich dies „noch einmal, daß es dich nicht gereuen wird.„

Es sey nun, daß das zuversichtliche Wesen, oder die Physionomie des jungen Türken den Arniaud eingenommen hatte, oder daß das Besondere in dieser Begebenheit die Zweifel nicht aufkommen ließ, die ihm hätten einfallen können; genug der Befehlshaber des Havens gieng mit günstigen Gesinnungen für den Topal Osman weg; und, welches vielleicht noch

aus-

*) Es giebt verschiedene Gattungen Zechinen in der Levante, deren einige drey ja wohl gar vier Thlr. am Werth halten.

ausserordentlicher ist, die Ueberlegung unterdrückte diese Gesinnungen nicht.

Arniaud gieng hin, um dem Großmeister Perellos von seinem Amte Bericht abzustatten, kam wieder an Bord, und ward mit dem Corsaren um sechshundert venetianische Zechinen einig, die Ranzion seines Sklaven zu bezahlen. Sein neuer Herr ließ ihn alsobald auf ein französisches Fahrzeug bringen, welches ihm zugehörte, uud schickte ihm einen Arzt, einen Wundarzt und alle nöthige Verpflegung dahin. Osman sahe sich bald außer Gefahr. Er trug darauf seinem Wohlthäter an, nach der Levante zu schreiben, um seine Schuld sich wieder bezahlen zu lassen. Aber da er von den Wohlthaten seines neuen Herrn überhäuft war, glaubte er, daß er seine Großmuth durch die Bitte um eine neue Wohlthat nicht mißbrauchen müßte; nämlich daß er ihn auf sein Wort zurück schicken, und sich in allem ganz auf seine Ehrlichkeit verlassen möchte.

Arniaud ließ es bey keiner halben Großmuth bewenden, und gieng noch weiter als die Bitte seines Sklaven: denn nachdem er ihm alles mögliche Gutes bewiesen, gab er ihm eben dieses Fahrzeug, auf welches er ihn hatte herüber bringen lassen, um sich desselben nach seinem Wohlgefallen, wohin er wollte, zu bedienen.

Osman, der zu Maltha als Sklave angekommen, und noch denselben Tag wieder losgekauft war, reisete also acht Tage darnach auf einem Fahrzeuge, das unter seinen Befehlen stand, von Maltha ab. Die französische Flagge sicherte ihn vor den Corsaren. Er kam glücklich zu Damiette an, wo er auf dem Nil bis nach Cairo herauf fuhr. Den andern Tag nach seiner Ankunft, ließ er dem Capitaine des Fahrzeugs tausend Zechinen zahlen, um solche seinem Befreyer zuzustellen, und dem Capitaine schenkte er zween Pelze, die fünfhundert Piastres werth waren. Er richtete die Commission des Großherrn aus, reiste zurück, um Rechenschaft davon abzustatten, und brachte die Zeitung von seiner Sklaverey selbst nach Constantinopel.

Osmans Erkenntlichkeit blieb nicht bey diesen ersten Bewegungen stehen. Während eines vieljährigen Aufenthalts in Albanien, an der Seite von Larta, wo ihn seine Bedienungen hinriefen, unterließ er nicht, seinem Wohlthäter davon Merkmale zu geben, und unterhielt mit ihm einen ununterbrochenen Umgang durch Briefe und Geschenke.

Man kann sogar sagen, daß seine Erkenntlichkeit sich über die ganze französische Nation erstreckte, weil er seit dieser Begebenheit sich gegen alle Franzosen, die bey ihm zu thun hatten, besonders gewogen erzeigt hat.

Bisher hatte Osman keine Gelegenheiten gehabt, sich bekannt zu machen, und sein Glück zu erweitern. Als hernach der Krieg zwischen den Venetianern und den Türken ausbrach, versammlete der Großvizir Uly Pacha, der die Eroberung von Morea im Kopf hatte, seine Armee an dem schmalen Erdstrich von Corinth, der Morea an das feste Land verknüpft.

Alle verschiedene Corps, welche die Ottomanische Armee ausmachen sollten, begaben sich aus allen Provinzen des Reichs auf den bestimmten Tag dahin; der einzige Cara Mustapha, welcher ein Corps von dreytausend Mann commandirte, kam drey Tage zu spät an dem Versammlungsplatz der Armee an. Es kostete ihm das Leben, und der Vizir ließ ihm dem Kopf abschlagen.

Indem dieses vorgieng, brennte Topal Osman vor Verlangen sich hervorzuthun. Er zeigte sich dem Vizir an der Spitze von tausend Mann, die er selbst geworben und ohne dazu erhaltenen Befehl in seinen Sold genommen hatte. An dem Tage, da man den engen Paß nach Corinth anzugreifen beschlossen hatte, erbot er sich, voraus zu marschiren, und mit seiner Mannschaft den Paß zu eröffnen. Sein Erbieten wurde angenommen. Vielleicht ließ der Schrecken und die allgemeine Bestürzung, die sich bey der Annäherung einer furchtbaren Armee ausbreiteten, dem Topal Osman nicht alles

Verdienst eines theuer erkauften Sieges. Dem sey wie ihm wolle, er drang durch den Paß, und eroberte die Stadt Corinth im ersten Anfall. Er erhielt zur Belohnung von dem Großvizier die zwey Roßschweife eines Bassa, und alle Equipage des unglücklichen Cara Mustapha.

Osman blieb auf einem so schönen Wege nicht stehen, und da es seinem Muth nicht an Gelegenheiten fehlete, so zeigte er sich durch neue Thaten, deren Erzählung uns jetzt zu weit führen würde. Im folgenden Jahre diente er bey der Belagerung von Corfu als Generallieutenant. Hier ließ er eben so viel Klugheit als Tapferkeit sehen: denn da die Belagerung aufgehoben wurde, blieb Osman nach dem Abzuge des Generals noch drey Tage vor dem Platze, um den Rückzug der Ottomanischen Truppen zu begünstigen; er gab die nöthigen Befehle mit aller möglichen Gegenwart des Geistes, und zog sich nicht eher zurück, als bis die Armee erst in Sicherheit war.

Es war Zeit, daß ein Mann von diesem Werth auch zum Oberbefehlshaber gemacht wurde. Angebetet von seinen Truppen rief ihn die Stimme der Armee zur Generalsstelle. Doch je mehr er sich hervorthat, desto mehr Eifersüchtige erweckte er. Diese gewöhnliche Folge grosser Verdienste ist in keinem Lande gefährlicher, als in der Türkey. In diese Zeit muß man

ver-

vermuthlich einen Lebensumstand des Osmans setzen, der ihn in eine grosse Gefahr stürzte, und wovon ich nur eine kleine Anmerkung finde. Ich habe es von dem jungen Herrn Arniaud mit vielen Umständen erzählen gehört, die ich vergessen habe: aber es ist in der kurzen Nachricht, die er mir zurück ließ, und die er in Eile fast in der Stunde seiner Abreise aufsetzte, ausgelassen.

Topal Osman verunwilligte sich aus Ursachen, die ihm rühmlich seyn mußten, mit einem Bassa, der mächtiger war, als er, und vielleicht mit eben demjenigen General, den er bey der Belagerung von Corfu so nützlich abgelöst hatte. Seine Güter wurden eingezogen, und er selbst in die Acht erklärt. Er mußte dem Sturm ausweichen, und sich durch die Flucht vor der Wuth seines Feindes retten. Verkleidet und unerkannt, verlassen von den Seinigen, begab er sich nach Thessalonich, wo er einige Zeit verborgen blieb. Von da gieng er in der Verkleidung eines geringen Leventi *) mit einer Galeere nach Constantinopel. Während der Zeit, daß er sich unter der Hond Mühe gab, und seine Freunde gebrauchte, seine Begnadigung auszuwirken, wurde sein Feind auf einmal abgesetzt, der Osmans Rechtfertigung am meisten hinderte. Sie wurde nun offenbar und feyerlich bekannt. Er wurde wieder in alle seine Güter eingesetzt,

*) Ein türkischer Seesoldat.

und um diese Zeit ungefähr zum Seraskier, oder zum commandirenden General in Morea erklärt.

Unter allen Consuln, die ihm zu dieser Stelle Glück wünschten, ließ er gegen die französische Nation die vorzüglichsten Merkmale der Gewogenheit blicken. Er trug dem französischen Consul auf, nach Malta an den Capitaine Arniaud zu schreiben, um ihm seine Würde kund zu machen, und ihn zu bitten, daß er ihm einen von seinen Söhnen schicken möchte, den er im Stande wäre glücklich zu machen.

Einer von Arniauds Söhnen, und zwar eben derjenige, von dem diese Nachrichten herkommen, reiste wirklich nach Morea; und in zwey oder drey Jahren, die er bey dem Seraskier zubrachte, setzte ihn dieser sowohl durch Geschenke als durch Begünstigungen im Handel, in den Stand, ansehnliche Vortheile zu gewinnen, wenn der junge Mensch, der damals mehr mit seinen Vergnügungen als seinem Glücke beschäfftiget war, die Gelegenheiten nur besser gebraucht hätte.

Topal-Osman wuchs an Würde, so wie seine Verdienste immer bekannter wurden; er ward zum Bassa von drey Roßschweifen, und zum Beglier-Bey von Romelien ernannt, welches eine der größten Statthalterschaften des Reichs ist, und wegen der Nähe an der ungarischen Gränze noch wichtiger wird.

Im J. 1727. reiste der Capitaine Arniaud mit seinem Sohn nach Thessalonich, und besuch-

suchte den Beglier-Bey zu Nissa, wo er seine Residenz hatte. Sie wurden auf das zärtlichste und freundschaftlichste empfangen. Er legte in ihrer Gegenwart den Stolz seiner Würde ab, er umarmte sie, ließ sie mit Sorbet und Rauchwerk bedienen, und auf den Sopha niedersitzen, womit ein Bassa vom ersten Range zumal einem Christen, die größte Ehre erweiset. Er überhäufte sie mit Höflichkeiten und Geschenken, und ihre Reise war ihnen funfzehntausend Livres werth. Bey dem Abschied von dem Bassa, sagte ihm sein alter Patron, daß er vor seinem Tode noch gewiß hoffte, ihn als Großvizir in Constantinopel zu besuchen. Damals war dieses mehr ein Wunsch, als eine Hoffnung. Der Ausgang aber hat gewiesen, daß es eine Prophezeihung war.

Der Großvizir Ibrahim Pacha hatte ungefähr zwölf oder dreyzehn Jahre eine bis dahin so stürmische Würde besessen, und kam, wie jedermann weiß, in der Staatsveränderung im Jahr 1730. grausam ums Leben. Es war noch kein Jahr verflossen, so hatte er schon drey Nachfolger gehabt.

Im September 1731. wurde Topal-Osman zu diesem an sich selbst so gefährlichen, und durch die damaligen Umstände noch kitzlicher gewordenen Posten berufen. Er wußte noch nicht, daß er ihm eigentlich bestimmt war, als er auf seiner Reise nach Constantinopel durch den franzö-

fischen Consul von Thessalonich nach Maltha an den Capitaine Arniaud schreiben ließ, daß er ihn mit seinen Kindern besuchen möchte, an welchen Ort der Welt ihn das Glück hinrufen sollte. Noch seiner Ankunft zu Constantinopel ließ er den französischen Abgesandten bitten, von neuem an seinen alten Patron zu schreiben, und ihn zu einem Besuche einzuladen; er möchte keine Zeit darüber verlieren, weil ein Großvizir insgemein nicht lange regierte.

Arniaud machte sich die Nachricht zu Nutze, und kam mit seinem Sohn im Jäner 1732. nach Constantinopel Sobald der Vizir von seiner Ankunft hörte, schickte er einen vertrauten Bedienten zu ihm, und ließ sich seinen Besuch auf den folgenden Nachmittag ausbitten. Man dachte, er würde ihn allein sprechen, um seiner Würde nichts zu vergeben, wenn er Christen auf eine Art begegnete, welche die Grossen der Pforte leicht unwillig machen könnte, zumal da man noch einige Gährung in den Gemüthern seit der letztern Unruhe verspürte. Die beyden Franzosen begaben sich den andern Tag nach dem Pallast des Großvizirs um die bestimmte Stunde; sie hatten Geschenke für ihn von Maltha mitgebracht, die in verschiedenen Kasten mit Pomeranzen, Citronen, Bergamotten, verschiedenen Confituren, blühenden Pomeranzenbäumen, und in Kanarienvögeln bestanden, wovon die Türken grosse Liebhaber sind; und

welches mehr als alles übrige war, in zwölf ranzionirten Türken von Maltha. Alle diese Geschenke wurden auf Befehl des Vizirs in Ordnung zur Schau ausgestellt. Der alte 72. jährige Arniaud wurde von seinem Sohn begleitet, vor den Großvizir geführet.

Er empfieng sie in Gegenwart der vornehmsten Bedienten des Reichs mit den Merkmalen der zärtlichsten Gewogenheit. Ihr sehet hier, sprach er, indem er sich zu den herumstehenden Türken wendete, und ihnen die ranzionirten Sklaven zeigte, ihr sehet eure Brüder, die nach einer ausgestandenen Sklaverey in Freyheit gesetzt sind. Dieser Franzose ist ihr Befreyer. Ich bin eben so wie sie Sklave gewesen, setzte er hinzu; ich war mit Ketten beschweret, zerstochen und halb verwundet; sehet, dieser hier hat mich los! gekauft und mich erhalten: sehet hier meinen Patron! Freyheit, Leben, Glück, alles bin ich ihm schuldig, er hat, ohne mich zu kennen, 1000. Zechinen für meine Ranzion bezahlet. Er hat mich auf mein bloßes Wort wieder zurück reisen lassen; er hat mir ein Schiff gegeben, um damit zu fahren, wohin ich wollte. Wo ist selbst der Muselmann, der zu einer so großmüthigen Handlung fähig wäre? Die Umstehenden hatten ihre Augen auf den Alten gerichtet, der die Hände des Großvizirs umschlossen hielt. Alle Officiere dieses Ministers, alle Bedienten seines Hauses, sagten sich einan-

der ins Ohr: sehet da den Aga *) des Vizirs! sehet, dieser hat unsern Herrn losgekauft!

Der Vizir that darauf an den Vater und den Sohn verschiedene Fragen über den gegenwärtigen Zustand ihres Glücks, und was sie etwa vor Verlust in ihrer Handlung gehabt hätten. Nachdem er ihre Antworten gütig angehöret, so erwiederte er durch einen arabischen Lehrspruch, Allah-Kerim, welches eigentlich heisset, Gott ist freygebig, und in einem weitläuftigern Verstande, die Vorsehung Gottes ist groß. Sie hat mich in den Stand gesetzet, füget er hinzu, euren Zustand zu verbessern. Er zeigte ihnen hernach, wozu er ihre Geschenke bestimmte; indem er alsobald das meiste davon dem Großherrn, der Valide **) und dem Kislar-Aga***) zuschickte.

Die beyden Franzosen nahmen von dem Großvizir, überhäuft von seinen Höflichkeiten, Abschied. Er hatte Befehl gegeben, ihnen ein Zimmer in seinem Pallaste zurecht machen zu lassen, und er verwies es ihnen, da er hörte, daß sie nach dem französischen Pallaste zurückkehren wolkten. Er trug dem Dollmetscher auf, sie von seinetwegen dem Herrn Abgesandten zu empfehlen, indem er ihn versichern ließ, daß

er

*) Die türkischen Sklaven nennen ihren Herrn ihren Aga.

**) Die Mutter des Sultans.

***) Der Aufseher über die schwarzen Verschnittenen.

er ihm für alle Gefälligkeiten, die er ihnen erwiese, verbunden seyn würde.

Es leuchtet wirklich eine grosse Seele aus der kurzen Schilderung hervor, welche Topal-Osman von seiner Sklaverey machte, und aus dem öffentlichen Geständniß derer Verpflichtungen, die er gegen seinen Befreyer hätte. Aber man müßte die große Verachtung und den Grund der Abneigung nicht kennen, welche die Vorurtheile der Religion und Erziehung den Türken gegen alles, was nicht Muselmann ist, und besonders gegen die Christen einflößen, um alles das Schöne und Edle dieser Handlung zu empfinden, die vor den Augen seines ganzen Hofes vorgieng. Der Sohn des Vizirs nahm hernach den Vater und den Sohn besonders in sein Zimmer, wo aller Zwang und Ceremonie aufgehoben war. Er umarmte sie eine nach dem andern, und zeigte, daß die Freunde seines Vaters auch die seinigen wären. Sie mußten ihm versprechen, ihn öfters zu besuchen.

Sie hatten kurz vor ihrer Abreise eine besondere Audienz bey dem Vizir, wo dieser Minister, da er an kein Ceremoniel gebunden war, seinen Rang vergaß, und nur darauf dachte was er seinem Wohlthäter schuldig war. Er hatte ihm schon das Lösegeld für die zwölf Sklaven reichlich wieder bezahlen lassen, und außerdem ihm zur Bezahlung einer alten Schuld ver-

holfen, die so gut als verlohren gehalten war. Er fügte noch neue Geschenke an Geld hinzu, und einen Befehl, oder eine ausdrückliche Erlaubniß, ohne alle Abgaben zu Thessalonich eine Ladung Korn einnehmen zu können, worauf ein desto größerer Gewinn zu machen war, da diese Handlung den Fremden seit verschiedenen Jahren verboten war. Diese Beschenkung belief sich auf mehr als zehn tausend Thaler

Der Vizir, welcher gewünscht hatte, seine Freygebigkeit nach seiner Erkenntlichkeit abzumessen, welche uneingeschränkt war, gab ihnen zu verstehen, daß er nicht alles thun könnte, was er gerne wollte; und vielleicht that er schon mehr als zu viel in den Augen derjenigen, die von den Handlungen eines Ministers nur nach ihrem Eigennutz urtheilen. Er erinnerte den jungen Arnaud an die Zeit in Morea, da es nur an ihm gelegen hätte, durch den gegebenen Vorschub sehr reich zu werden. Er beschloß damit, daß ein Bassa in seiner Provinz völlig Herr sey, aber daß ein Vizir zu Constantinopel noch einen größern Herrn über sich hätte.

Topal-Osman hatte durch seine Wachsamkeit und Standhaftigkeit in Constantinopel Ueberfluß, gute Ordnung und Polizey wieder hergestellt, wo seit der Revolution bis auf seine Ministerschaft, weder Frechheit noch Unordnung konnten gebändiget werden, und

wo

wo Mangel und Theurung aufs höchste gestiegen waren.

Ob man ihm gleich einer zugrossen Strenge Schuld gegeben hat, so ist doch gewiß, daß er nicht einmal die nichtswürdigsten und unruhigsten Köpfe unter den Aufrührern ohne den Fetfa *) des Mufti zum Tode verdammet hat. Vielleicht war ein Mann von solchem Charakter in diesen Umständen nöthig, um einem neuen Aufruhr vorzubeugen, und die öffentliche Ruhe herzustellen. So viel ist gewiß, und gereicht sehr zu seiner Ehre, daß er von allen rechtschaffenen Leuten und guten Patrioten bedauret ward, als er im März 1732. abgesetzt wurde.

Man wußte damals die wahre Ursachen seiner Absetzung nicht. Einen Monat vorher hatte sie schon das allgemeine Gerücht gerade auf die Zeit angekündigt, da sie geschah. Das Vorspiel davon, einige Tage vorher, war die Absetzung des Mufti, welcher für den Frieden gestimmt hatte, so wie der Vizir, in dem ausserordentlichen Divan, der wegen der persischen Angelegenheiten vor kurzem war gehalten worden. Der eine und der andere hatten sehr auf die Nothwendigkeit gedrungen, daß man den Tractat, den Achmet-Pacha, Statthalter von Bagdad, vermöge der gehabten Vollmacht geschlossen hatte, unterzeichnen müsse. Die Ab-

*) Ein Ausspruch des Mufti, welcher nach dem Gesetze die Strafe des Schuldigen bestimmt.

setzung dieser beyden Minister wurde mit Recht als ein Staatsgeheimniß angesehen; denn man kann sagen, daß alles, was damals davon gesprochen wurde, nichts weiter als Muthmassungen waren.

Topal = Osman, welcher diesen Umsturz lange vorher gesehen hatte, ertrug sein Schicksal mit der vollkommensten Gelassenheit. Als er aus dem Serail gieng, nachdem er das Reichssiegel vorher abgeliefert, fand er alle seine Kreaturen und alle seine Bedienten niedergeschlagen und bestürzt. Worüber betrübt ihr euch, sagte er zu ihnen? Habe ich euch nicht gesagt, daß ein Vizir nur kurze Zeit regierte; Meine ganze Unruhe bestand darinn, zu wissen, wie ich mit Ehren heraus kommen würde: Gottlob, man hat mir nichts vorzuwerfen, der Sultan ist mit meinen Diensten zufrieden; ich reise ruhig und vergnügt ab.

Er ließ darauf ein Dankopfer *) anstellen, theilte seinen Bedienten Geld aus, und befahl ihnen, lustig zu seyn. Er erinnerte sich auch in demselben Augenblicke seines Wohlthäters, indem er voraus sahe, wie unangenehm ihm sein Zufall seyn würde. Man sage ihm, daß er sich tröste, setzte er hinzu. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, ihn noch einmal wieder zu sehen.

*) Diese Gewohnheit ist bey den Türken bey gewissen Gelegenheiten üblich, als z. E. einen glücklichen Erfolg zu erhalten ꝛc.

sehen. Sagt ihm, daß er mich allezeit wieder finden wird. Es soll nach Tessalonich geschrieben werden, daß man ihm die Ladung Korn genau verschaffe, die ich befohlen habe. Höre ich, daß nur ein Maaß daran fehlet, so werde ich zeigen, daß ich noch nicht todt bin. Er gab noch einige andere Befehle, die sein Hauswesen betrafen, und reiste nach Travezunt, wo er zum Bassa ernennt war.

Wenn die Erkenntlichkeit, so natürlich sie auch edlen Herzen ist, noch immer für eine seltne Tugend, zumal bey den Grossen, gehalten wird, so muß man zugestehen, daß sie hier noch einen Glanz durch den Umstand und den Augenblick erhält, wo Topal-Osman sich seines Wohlthäters wieder erinnert.

Niemals hat die Absetzung eines Vizirs weniger das Ansehen einer Ungnade gehabt. Man hat kein Exempel, daß einem gefallenen Minister mit so viel Achtung wäre begegnet worden. Der Großherr ließ ihm sagen, daß er seinen Sohn zu Constantinopel lassen möchte, und daß er für ihn sorgen wolle. Vier Tage hernach hatte eben dieser Sohn die Ehre, dem Sultan das Geschenck zu überreichen, welches ihm von seinem Vater auf das Beyramsfest *) bestimmt gewesen war. Es bestand in einem Reitzeug mit Edelgestein besetzt, das man auf funfzig

*) Das vornehmste Fest der Türken, wobey sie sich einander zu beschenken pflegen.

tausend Piaster schätzte. Topal-Osman hatte es bey seiner Abreise seinem Sohn besonders anbefohlen. Er hatte es noch als Großvizir verfertigen lassen, und mancher wird denken, daß er es hätte zurück behalten können, da er nicht mehr Großvizir war.

Wenig Tage hernach bekam er auf der Reise neue Befehle. Er sollte in Persien anstatt des Ali-Pacha commandiren, der an seiner Stelle wieder zum Großvizir ernannt war. Osman gieng gelassen zu diesem Tausch, und übernahm die Stelle des Seras kiers. Er fand das Geheimniß, in einem wüsten und zerstörten Lande, vier hundert Meilen von der Hauptstadt, einen schweren Krieg zu unterhalten, da es ihm oft an den allernothwendigsten Sachen fehlte, und den Stolz des Thamas-Koulykan zu demüthigen.

Ich bin ꝛc. ꝛc.

Drey und neunzigster Brief.

Von dem Muretus an den Sacratus.*)

Glauben Sie mir, mein bester und liebster Sacrat, daß Sie kein grösseres Verlangen nach mei-

*) Muret, einer der besten und witzigsten Scribenten des sechzehnten Jahrhunderts, war durch seine Schick-

meinem Briefen haben können, als ich Ihnen von allen meinen Umständen recht oft und ausführlich zu schreiben wünschte. Aber es fallen mir täglich so viele Verhinderungen in den Weg, die mich bald hier bald dorthin zerren, daß ich bisweilen kaum freye Luft schöpfen kann. Gewiß bey allen den grossen und mächtigen Freunden, die ich hier habe, bey allem dem Ueberfluß, den mir die gnädige Vorsehung zu den Bequemlichkeiten des Lebens verschafft hat, bey aller der Gunst, darinn ich bey jedermann stehe; werde ich doch täglich je mehr und mehr dieses Aufenthalts überdrüßig. Denn wann werde ich doch das Leben genießen, wenn ich nach so vielen beschwerlichen Arbeitsjahren, nicht einmal in meinem Alter die Ruhe schme-

fale in Frankreich genöthigt, nach Rom zu gehen, wo er Beyfall, Glück, und Ansehen fand. Man hat Reden, Briefe und Gedichte von ihm, die zu bekannt sind, als daß ich ihrer viel erwähnen dürfte. Indessen verdienten sie doch jungen Leuten, die sich nach dem guten Geschmack der Alten bilden wollen, und ihre Gelehrsamkeit nicht blos aus den neuesten Schriften unserer Deutschen zu schöpfen suchen, noch bekannter zu seyn. Der gegenwärtige Brief, (L. III. 31.) den er nur vier Jahre vor seinem Tode an einen seiner vertrautesten Freunde geschrieben hat, entdeckt einige merkwürdige Umstände seines Lebens, das er zu Rom beschloß Er empfand auch da das Schicksal berühmter Männer, nach dem Denkspruch eines gewissen grossen Gelehrten, der Deutschland immer Ehre machen wird: *Magna existimatio magnum malum: beata obscuritas.*

schmecken soll? Jener trägt mir auf, seiner Angelegenheiten halber die Stadt zu durchlaufen, und bald diesen bald jenen vornehmen Mann zu sprechen: ein anderer verlangt eine Grabschrift: dort kömmt einer, der mich um eine Inscription auf eine Brücke oder den Fuß einer Statue bittet; noch einer folgt ihm, der gerne wissen will, wo diese oder jene Stelle eines Schriftstellers anzutreffen sey. Kaum ist der weg, so bringt man mir einen Brief, ein Gedicht, eine Rede, die ich ausbessern, oder, welches bisweilen noch leichter ist, die ich ganz umgießen und von neuem machen soll. Wie viel Zeit wird mir dazu noch von Leuten gestohlen, die, so oft sie selber nichts zu thun haben, glauben, daß auch alle andere gar nichts zu thun haben müßten? Sie kommen; sie lassen sich melden: man kann sie nicht annehmen; sie murren, und beschweren sich über meine Unfreundlichkeit und ungesellige Aufführung. Ich nehme ihren Zuspruch an; und dann verweisen sie mir ungefodert, daß ich im Studieren gar zu sehr vertieft wäre, eben als wenn ich auch um ihrentwillen etwas studieren könnte; sie belehren mich mit vielem Geschrey, daß man die Seele bisweilen etwas müsse ruhen lassen; und sie sind doch selbst am meisten Schuld daran, daß meine Seele immer in Unruhe seyn muß. Dann geht das Gespräch weiter auf ganz fremde und für mich verdrüßliche Materien fort. Was hat man für Neuigkeiten aus Frankreich? Was glaubt

man

man davon, wie sich die Niederländischen Unruhen endigen werden? Was macht der Papst oder was hat er im Sinne zu thun? Man sagt, daß die Cardinalspromotion bey der nächsten Sitzung so groß seyn soll, und daß die und die werden zum Purpur erhoben werden. Von allen diesen Dingen bin ich so unwissend, und auch so wenig neugierig darauf, daß ich oft nicht einmal weiß, ob der Papst zu Rom oder auf dem Lande ist. Ich muß eine harte Haut annehmen, meinen Verdruß in mich schlucken, und diesem Gewäsche meine Ohren so lange hinterleihen bis sie endlich selbst müde sind, mich länger zu quälen, und ich beynahe todt geprügelt bin. Wenn sie mich dann so halb todt und niedergedonnert verlassen, und ich mich wieder in meine Studierstube versteckt habe, so sehe ich auf dem Tische Sachen genug da liegen, die mich wieder munter machen können. Wenden Sie mir nicht ein, daß man dem allen entgehen könne, wenn man seinem Sinne folgte, und nichts darnach fragte. Glauben Sie mir; ich muß entweder viele und nicht geringe Feindschaften mir auf den Hals laden, oder dieses und dergleichen unzählige Dinge mehr leiden. Nun mögen meine Freunde hingehen und sich beschweren, daß ich so manchen Posttag nicht an sie schreibe. Soll ich Ihnen noch mehr sagen? Ich bin dieser Scenen so satt, daß ich sehr oft den Vorsatz fasse, Rom zu verlassen, und nach Venedig zu gehen, wo ich meine übrigen Lebensjahre

zu-

zuzubringen wünschte. Dieser Ort scheinet mir zum ruhigen und bequemen Leben eines Alten recht gemacht zu seyn. Wenn ich nur Hoffnung hätte, daß ich dort auf eine gute und sichere Art so viel Einkünfte von meinem Gelde haben könnte, als zu einem ältern Leben, das mehr Gemächlichkeit und gute Pflege verlangt, erfodert wird; so wollte ich alle meine Habseligkeiten zusammen packen, und dorthin ziehen. Nach meiner Rechnung dächte ich wohl neun bis zehntausend Goldgulden zusammen bringen zu können. Wenn ich diese Summe so unterbringen könnte, daß nichts dabey zu wagen wäre, und daß ich von jedem Tausend jährlich achtzig Goldgulden Zinsen bekäme: so würde ich nicht zu Ihnen reisen, ich würde zu Ihnen fliehen. Denn so würde ich jährlich achthundert Goldgulden haben, und das wäre zu meinem Unterhalt hinlänglich genug. Ich würde dabey die angenehmste Musse meinen Studien widmen können, und viel von meinen Schriften, die theils noch im blossen Entwurf und unausgearbeitet liegen, vollenden, theils andere schon fast ganz verfertigte mehr ausbessern und ausschmücken. Es versteht sich, daß ich bisweilen auch meinen lieben Sacrat sehen würde. Denn Sie würden gewiß dann und wann selbst nach Venedig kommen, oder ich nach Ferrara zu Ihnen. O möchte mir Gott diese Freude gönnen, wie glücklich wollte ich mich schätzen! Und wie, wenn Sie zur Erleichterung und Beschleunigung dieses Anschlags

auch

auch einige Sorge und Bemühung anwenden wollten? Ich bitte Sie gar sehr um diese Gefälligkeit.

Sehen Sie, wie gerne ich mit Ihnen plaudere? Sie müssen wissen, daß es jetzt Mitternacht ist, da ich Ihnen diesen Brief schreibe; denn nun habe ich von dem Ueberlauf keine Gefahr. Es thut mir ungemein leid, deß Sie krank gewesen sind, mein guter Sacrat; so wie ich mich unbeschreiblich freue, daß Sie sich wieder besser befinden. Ich bitte Sie, wenn es auch nur um Ihres Freundes willen geschähe, sorgen Sie ja für eine Gesundheit, die mir so lieb ist.

Aber was verstehen Sie mit der Angelegenheit des Tiberius? Ich weiß von keinem Tiberius, den Sie mir empfohlen hätten, wo nicht etwa ein Brief verlohren gegangen ist. Ich muthmasse aber, daß Sie haben Victorius sagen wollen. Hören Sie also, wie die Sache stehet. Der Kardinal hat mir selbst ganz deutlich gesagt, daß die ganze Sache nicht redlich sey geführt worden, und hat mir die Lehre gegeben, daß ich mich nicht weiter in den Handel mischen möchte; doch wolle er dafür sorgen, daß dem Victorius meine Empfehlung einigen Nutzen schaffen könnte. Behalten Sie mich immer lieb, und leben Sie wohl.

Rom den 17. August, 1581.

Vier und neunzigster Brief.

Von der Frau von Lambert an eine Klostervorsteherinn, über die Erziehung eines jungen Frauenzimmers. *)

Unsere Freundinn, Madame, bittet mich, in Absicht auf die Erziehung unsers kleinen lieben Mädchens, um guten Rath; allein ich wünschte lieber Sie zur Rathgeberinn zu haben. Niemand besitzt grössere Einsichten, eine sicherere Vernunft, und eine gründlichere Frömmigkeit als Sie, Madame. Aber man glaubt, daß eine Großmutter berechtigt ist, Erinnerungen zu geben. Man muß

*) Die Marquiffnn von Lambert ist wider ihren Willen als eine witzige und gute Schriftstellerinn bekannt worden. Ihre Briefe, deren nur wenige sind, und davon ich hier nur etliche der besten übersetzt habe, sind der neuen Ausgabe ihrer Schriften beygefügt. (Oeuvres de Mad. la Marquise *de Lambert*. 8. Lausanne 1751.) In den gegenwärtigen sieht man die bekannten und sehr schönen Avis d'une Mere á sa fille, im kleinen.

muß also die Privilegien seines Alters gebrauchen; unsere Jahre nehmen uns davon schon ohnedas genug.

Ich glaube, man kann nicht zu früh an die Erziehung der kleinen Person denken: jedes Alter erfodert eine besondere Aufmerksamkeit. Eben in diesen Jahren bilden sich in dem Gehirne gewisse Eindrücke, die niemals wieder verschwinden, und die Ideen von dem, was gut und bös ist, nehmen in der Einbildungskraft ihren Platz. Es kömmt also unendlich viel darauf an, ihre natürliche Ordnung nicht zu verwirren, und den vornehmsten Gütern denjenigen Rang zu geben, welchen sie haben müssen. Man muß ihr bey Zeiten einen grossen Begriff von Gott und der Religion beybringen, und mit ihr auf eine rührende Art davon reden. Sie werden sich nur dadurch des Verstandes bemächtigen, wenn sie das Herz nicht gleichgültig lassen, und sie wird in der Folge ihres Lebens die glückseligste Person seyn, wenn ihre Empfindungen nur Gott zum Gegenstande haben.

Wenn eine Erziehung ihren Nutzen erreichen soll, so muß die Person, welcher diese Sorgfalt aufgetragen ist, sich in Hochachtung setzen und einen guten Begriff von sich geben. Man muß nicht zu viel mit den Kindern scherzen: es ist gut etwas ernsthaft und strenge mit ihne numzugehen. Man muß sogar gegen ihre Artigkeit gewissermassen auf der Hut seyn; denn gemeiniglich bedienen

sie

sie sich derselben sehr zu ihrem Vortheil, um alles zu erhalten, was sie von uns verlangen. Unter diesen ersten Artigkeiten liegen oft viele Fehler verborgen, und man muß sich damit nicht verführen lassen.

Der Hauptfeind, den wir zu bestreiten haben, ist die Eigenliebe: wir können nicht zeitig genug daran arbeiten, sie zu schwächen. Man muß sich wohl hüten, sie durch das Lob noch zu vergrössern. Das Lob ist in der Erziehung eine der grossen Gefahren: durch das Lob erweitert man die Vorstellung, die sie von sich selber haben, man bewaffnet ihren Stolz; man giebt ihnen einen Vorzug über ihre Gespielinnen; sie werden eitel, eigensinnig im Umgange, und leicht fähig jemanden zu beleidigen: dies bildet einen Charakter, der nicht liebenswürdig ist. Man muß sich wohl hüten, sie merken zu lassen, wie lieb man sie habe: und wie viel Antheil man an ihnen nehme. Sie gewöhnen sich zu glauben, daß man nur allein mit ihnen zu thun haben müsse; und dadurch stärket man ihre Eigenliebe. Bekümmern Sie sich nicht darum: so sorgfältig Sie auch immer seyn mögen, diese Eigenliebe zu zerstören, so wird sie dennoch ihre Rechte wider Sie behaupten. Die furchtsamen Kinder können wohl durch das Lob aufgemuntert werden; aber das kleine Mädchen ist lebhaft und dreist. Glauben Sie nicht, daß ich von ganz keinem Lobe wissen wollte; es ist freylich

ein

ein Hülfsmittel zur Erziehung und zur Tugend; aber man muß es zur rechten Zeit anzubringen wissen, man muß es nicht aus bloßer Neigung oder durch Verführungen ihrer Annehmlichkeiten, sondern mit Ueberlegung ertheilen. Man muß sie niemals über die äußerlichen Annehmlichkeiten loben; sie gewöhnen sich leicht dadurch zu glauben, als wenn hierauf alles ankäme; sondern über ihre guten Handlungen.

Man muß ihnen eine grosse Liebe zur Wahrheit beybringen, und sie gewöhnen, sie auch mit ihrem Schaden auszuüben; man muß ihnen einflößen, daß nichts gröſſers sey, als offenherzig zu sagen, ich habe gefehlt; und dann muß man sich wohl hüten, sie wegen freywillig bekennter Fehler zu strafen.

Man muß Kindern einen grossen Begriff von der Ehre geben, und ihnen die Schande als dasjenige abmalen, wofür man sich am meisten zu fürchten hat. Anstatt sie mit nichtswürdigen Märchen zu beschäfftigen, die alle Leidenschaften der Furcht erwecken, sollte man vielmehr ihre Furcht nur für die Schande sparen; sie müssen die Hochachtung als das vornehmste Gut, und die Verachtung als das gröſßte Uebel ansehen. Wenn man sie gegen die Hochschätzung oder gegen die Scham ihres Fehlers empfindlich machen kann, so hat man schon einen grossen Schritt in ihrer Erziehung gewonnen. Die Scham wird ihnen

zur

zur Strafe dienen, und die Hochschätzung wird ihnen Belohnung seyn.

Es ist unendlich viel daran gelegen, sie recht zu überzeugen, daß das Glück nur mit lobenswürdigen Handlungen verknüpft ist. Man kann ihnen alles geben, was sie verlangen, nicht als Belohnung, sondern als eine nothwendige Folge der guten Handlungen, die sie gethan haben. Dadurch gewöhnen sie sich zu glauben, daß dasjenige, was sie verlangen, nicht anders als durch schätzbare Handlungen erlangt werden kann, und nur für dieselben gehört. Wenn die kleinen Geschenke, die man ihnen macht, zum Essen sind, so vermehrt man in ihnen ihren Geschmack am sinnlichen Vergnügen, welchen man nur blos dulden sollte. Sind es Geschenke zu ihrem Putz, so erhebt man die Vorstellung, die sie von diesen Sachen haben, und die man sie verachten lehren muß.

Die Kinder wollen gerne als verständige Leute begegnet seyn. Man muß diese Art des Stolzes in ihnen unterhalten, und sich desselben als eines Mittels bedienen, sie dahin zu leiten, wohin man will. Man muß sie schonen, und ihnen weiß machen, daß sie eher vergessen, als gefehlt haben.

Man muß den Kindern nothwendig den Willen brechen, sie geschmeidig machen, daß sie dem Ansehen der Vernunft folgen, und ihren Begierden nicht nachgeben lernen. Sie haben bis-

weilen

weilen Thränen des Eigensinns, und da sie nicht thun können, was sie verlangen, so wollen sie doch durch ihre Thränen das Recht behaupten, das sie sich einbilden zu haben, nach ihrem Gefallen zu leben. Man muß sich wohl in Acht nehmen, den Anfällen des Eigensinns nachzugeben. Man muß in ihnen die natürlichen Bedürfnisse von der Phantasie wohl unterscheiden, und ihnen nicht erlauben um etwas zu bitten, als was sie wirklich nöthig haben. Was unsern Begierden Stärke giebt, ist die Freyheit, womit man sie zeigt; und wer sich die Freyheit nimmt, seine Wünsche in Bitten zu verwandeln, ist nicht weit davon entfernt, zu glauben, daß man verbunden sey, ihm alles einzuwilligen, was er verlangt. Man kann sich leichter selber etwas abschlagen, als sich von andern etwas abschlagen lassen. Die Person, die bey ihr ist, hat viele Verdienste und kann ihr statt der Vernunft dienen. Wenn man nicht in der Jugend gewohnt ist, seinen Willen der Vernunft anderer zu unterwerfen, so wird man viel Mühe haben, in einem reifern Alter den Rathschlägen seiner eigenen Vernunft zu folgen.

Man muß ihren Geist herzhaft machen. Die Standhaftigkeit und Unempfindlichkeit der Seele ist der beste Schild, den man dem Unglücke entgegen halten kann. Dies ist die Stütze der Tugenden, und das Bollwerk gegen die Laster. Das, was die Unglücksfälle verlängert und bey-

nahe verewigt, ist die Empfindlichkeit der Seele. Ohne Herzhaftigkeit kann man nicht in seiner Pflicht standhaft bleiben.

Es ist nöthig, daß man sie gegen die Freundschaft und Erkenntlichkeit empfindlich macht. Man muß an ihrem Herzen arbeiten: nur durch dieses werden unsere Tugenden sicher und dauerhaft. Es ist gut, sie zu einem richtigen Verstande und zu einem gerechten Herzen zu gewöhnen. Man muß ihnen auch die Freygebigkeit einflössen, daß sie das, was sie haben, gerne mit ihren Gespielinnen theilen. Man muß ihnen den Begriff beybringen, daß diejenige, welche giebt, das beste Theil hat, weil sie den Ruhm, die Freundschaft und das Vergnügen für sich hat, andere vergnügt zu machen.

Die Kinder mögen oft gerne nachahmen. Wenn sie es mit Artigkeit thun, so ergötzt man sich darüber. Unterdessen ist es ein gefährliches Talent. Man sucht so sehr nicht, dasjenige nachzuahmen, was gut ist, denn dies würde nichts zu lachen geben: man will das Lächerliche finden. Man muß ihnen nicht den Glauben lassen, daß in der Spötterey etwas anmuthiges sey. Es ist sehr leicht auf anderer Leute Kosten zu gefallen: man ist von der Schalkheit derer, die ihre Ohren dazu hergeben, unterstützt und verstärkt. Es gehört weit mehr Verstand dazu, mit Gutherzigkeit zu gefallen, als mit Schalkheit und Bosheit.

Auf-

Auſſer den allgemeinen Regeln für alle Kinder, giebt es nach eines jeden Charakter noch besondere. Es ist leicht sie zu entdecken, wenn man sich nur ein wenig Mühe darum geben will. Das kleine Mädchen z. E. ist gefällig und einschmeichelnd; dieser Charakter ist nützlich für diejenigen, die ihn haben, aber gefährlich für andere. Dies verführet die Personen, die nicht gründlich denken; und wie wenige denken gründlich? Giebt man sich wohl die Mühe, die Charaktere auf den Grund zu erforschen? Man hält sich an die äußerliche Manieren, darunter oft viele Fehler verborgen sind. Die Mädchen, welche merken, daß ihnen dieſes gelingt, bringen nur leeres Geschwätz in die Gesellschaft, und entziehen sich den Tugenden des Herzens und des geselligen Lebens. Die, welche nicht mit Manieren handeln, bezahlen mit Wirklichkeit, und sind gezwungen, unverstellt und gründlich zu seyn, darum sich die andere nicht viel bekümmern.

Ich sorge, daß das kleine Mädchen zur Flatterhaftigkeit und Dreistigkeit geneigt sey: das ist die Feindinn der Bescheidenheit. Und was soll man aus einer Frau ohne Bescheidenheit machen? Die Furchtsamkeit muß der Charakter des Frauenzimmers seyn; sie versichert ihre Tugenden. Die Furchtsamkeit und die Bescheidenheit sind Schwestern; sie sehen sich einander ähnlich und man verwechselt sie oft mit einander. Ich

glaube, daß es Zeit ist, ernstlich auf die Verbesserung des Mädchens zu denken: sie wächst heran. Diese kleinen Unvollkommenheiten, die in den Augen derer, die ihr gewogen sind, nichts zu seyn scheinen, sind dennoch die Anfangsgründe der Fehler. Sie wissen viel besser, als ich, Madame, daß, als ein Philosoph ein Kind wegen einiger Fehler einst bestrafte, das Kind sagte: „Ihr verweiset mir eine Kleinigkeit. Kein „ Fehler, der zur Gewohnheit wird, kann klein „ seyn, „ antwortete er.

Dies ist etwas sehr unvollkommenes, Madame, aber ich habe Ihnen das Vergnügen lassen wollen, zu denken und hinzuzuthun, und das Recht, mich zu verbessern ꝛc.

Fünf und neunzigster Brief.

Von eben derselben an den Herrn von Sacy über den Tod des Herzogs von Bourgogne.*)

Was für eine Begebenheit, mein Herr! wie haben diejenigen, die dabey gewesen sind, sie

*) Der Tod eines Prinzen, für den der Telemach geschrieben war, kann den Kennern dieses Buchs nicht gleichgültig seyn. Nie ist die Klage einer ganzen Nation über den Tod eines hoffnungsvollen künftigen Regenten so allgemein gewesen, als über diesen. Man sehe des la Beaumelle Mémoires im 5ten Th. p. 113. und vergleiche den 41ten Brief dieser Sammlung p. 154.

sie ausstehen können! Ich, die ich nur die Nachricht davon gehört habe, fühle den empfindlichsten Schmerz. Ich beklage den allgemeinen Unglücksfall, und den meinigen insbesondere, und ich bedaure den Theil der Glückseligkeit, der mir verschwindet. Ich habe an den Herrn Erzbischoff von Cammerich geschrieben. Was für ein Verlust für ihn und seine Freunde! Wie viel Ruhm ist ihnen dahin genommen! Was erwartete man nicht von einem Prinzen, der in so reinen Grundsätzen erzogen, der so gut von den gerechten Schranken der Macht unterrichtet war, der sich nichts erlaubte, weil ihm alles erlaubt war; der seine Macht nur würde zum Wohlthun gebraucht haben! Alles, was ungerecht war, hielt er für unmöglich. Er würde nicht sowohl König für sich, als für andere geworden seyn, in der Ueberzeugung, daß er sich dem Staat schuldig sey, und daß die königliche Würde ihm nur geliehen worden; kurz, er war würdig, über Menschen zu herrschen, weil er wußte zu gehorchen.

Ich beschäfftige mich mit seinen Tugenden und mit unserm Unglücke; ich weiß nicht, ob es geschieht, mich zu trösten, oder mich zu betrüben? Der Schmerz findet bisweilen Linderung in seiner Größe. Er kam in einer Zeit, da die Religion für Vernunft und Witz scheinet Schande geworden zu seyn; wo man unter den Pöbel gerechnet wird, so bald man an Gott glaubt;

wo die anständigen Sitten der alten Zeiten für die unsrige lächerlich geworden sind. Er! hergegen glaubte, daß die Religion die allergrößte Ehre sey. Er setzte die Feinheit und den Wohlstand in die guten Sitten. Wer verstand sich wohl, besser als er, auf den wahren Ruhm? Er suchte ihn darinn, die Menschen glücklich zu machen. Seine Hauptleidenschaft war die Liebe der Völker und des Staats, so wie Alexanders und Cäsars Leidenschaften für den Ruhm und die Herrschsucht beseelt waren. Er hatte den Ruhm der Welt herab gesetzt; er setzte sie nicht darinn, Ströme von Blut zu vergiessen, die Gesetze stumm zu machen, und das Volk seufzen zu lassen. Er glaubte, daß es anständiger sey, Menschen glücklich zu machen, als sie zur Unterwerfung zu zwingen, um sie ins Elend zu stürzen. Seine durch das Licht der Wahrheit aufgeheiterte Vernunft hatte alle diese falschen Vorurtheile ausgethan. Unterdessen ist es doch eben dieser Ruhm, der überall Noth und Elend macht, den das Gerüchte trägt und preiset, den die Poeten besingen, und den die Geschichte vereiwigt.

Aber, was verlieren Sie nicht, für sich insbesondere, lieber Sacy! Ich will Ihnen einen Vorfall erzählen, der Sie angehet, und den Sie vielleicht nicht wissen. Ich hatte einen Freund bey dem Prinzen, der voll von seinen Verdiensten, oft mit mir davon redete. Er hat mir erzählt, daß als er einmal aus seinem Kabinet

gekommen wäre, wo er eben Ihren Traktat von der Freundschaft gelesen, er zu ihm gesagt hätte: „ Ich habe ein Buch gelesen, welches mich das „ Ungkück unsers Standes hat fühlen lassen, „ wir können nicht hoffen, Freunde zu haben: „ wir müssen der angenehmsten Empfindung des „ Lebens entsagen. „ Er empfand, lieber Sacy, die Bedürfniß der Freundschaft. Die natürlichen Empfindungen hatten grosse Ansprüche auf sein Herz: vor ihnen verschwand die königliche Majestät. Er würde Freunde gehabt haben; und er würde sie gewiß nicht unter seinen Schmeichlern gewählt haben. Die Freundschaft ist es, die bey Prinzen der Wegweiser der Wahrheit ist. Kaufe die Wahrheit, sagt die Weisheit, aber bezahle die Lügen nicht. Ein Alter sagte, daß Freunde die wahren Zepter der Könige wären. Bey Ihnen, lieber Sacy, überschreite ich, wie mich deucht, die Gränzen der Schamhaftigkeit, indem ich mich mit Allegaten einlasse, und Ihnen meinen geheimen Umgang verrathe.

Mit einem Worte, der Prinz allein würde nicht auf den Thron gestiegen seyn, sondern auch der Christ. Die Tugenden sollten mit ihm regieren: aber sie und ihre Verehrer haben ihren Platz verlohren. Was für eine Regierung versprach er nicht! So schmeichelhafte Hoffnungen sind verschwunden! Unsre liebsten Wünsche sind kurz und unglücklich. Der Himmel hat ihn

uns nur zeigen und gleich zurück nehmen wollen: Wir waren des Glücks nicht würdig.

Diejenigen, sagt man, sind für unglücklich zu halten, die zum Beweise, daß sie gelebt haben, nur die Zahl ihrer Jahre anführen können. Er hingegen würde sein Leben nur mit Verdiensten gezählt haben, und der Tod hielt ihn für alt, da er die Zahl seiner guten Handlungen nachrechnete. Wir hatten ihm nichts weiter zu wünschen, als was Ovid dem Germanicus wünschte, „Wir wünschen dir nur „zu leben, sagt er; alles übrige wirst du dir „selber geben, wenn nur so viele Verdienste „mit dem Leben nicht zu kurz kommen.„

Sein Verstand wuchs täglich durch die Liebe zu den Wissenschaften. Aber was ihn vollkommen machte, das war die Stille seines Herzens. Nie bewegt, noch beunruhigt durch die menschlichen Leidenschaften, kannte er den Weg nicht, seinen Begierden nachzulaufen; Er lenkte sie alle zur Weisheit, die sich nicht nur von ihren Freunden finden läßt, sondern die denenjenigen noch zuvor kömmt, welche sie aufrichtig suchen.

Er hat uns bewiesen, daß Tugend und Liebe des Volks einen grossen Ruhm geben können; und wenn man sich in die Herzen der Menschen einzuschleichen weiß, so kann man sich bey der spätesten Welt eine sichere Stelle verschaffen. Welcher Lobspruch ist würdiger, als aufrichtige Bedauerung; und welches Lei-

chengepränge kann prächtiger seyn, als die Thränen und die Betrübniß eines ganzen Volks!

Diese Augenblicke sind denn nun gekommen, Augenblicke, die alles gleich machen, die den Stolz der Grossen demüthigen, und die Niedrigkeit der Kleinen trösten. Diese Menschen, die sich nicht für Menschen gehalten haben, bezahlen endlich den Tribut der Menschlichkeit und ihr Stolz wird unter ihrer Asche vergraben. Die Eigenliebe findet diese schwache Schadloshaltung bey andern Fürsten. Ihre Größe drücket uns; man ist also wegen des Unterschieds, der in ihrem Leben war, durch die Gleichheit ihres Todes gerächet. Aber bey dem Tode dieses Prinzen, den wir bedauren, können wir uns mit nichts aufrichten, Wir verlieren einen Herrn, dessen Joch leicht war; er wußte, daß er ein Mensch war, und daß er über Menschen herrschte. Wir verlieren also schlechterdings durch seinen Tod.

Aber lieber Sacy, lassen Sie uns einigen Nutzen aus einem so wichtigen und traurigen Vorfalle ziehen. Wir wollen lernen, auf dasjenige, was nur erscheint und gleich wieder verschwindet, nicht so viel zu bauen. „Mein „Gott, sagte David, du hast unsern Tagen „ein Ziel gesetzt, und alles Fleisch ist wie nichts „vor dir.„ Wir wollen solchen schleunigen und unversehenen Schlägen Wachsamkeit entgegen setzen; wir wollen immer eine vorbereite-

te Seele haben. Die einzige Fürsicht wider die Drohung des Todes ist ein unschuldiges Leben.

Ich bitte, heben Sie diesen Brief nur für sich auf. Sie wissen, mit welcher Freymüthigkeit ich Ihnen schreibe, und mit welcher Zuneigung ich bin ꝛc. ꝛc.

Sechs und neunzigster Brief.

Von dem Erzbischoff von Fenelon zu Cambray an die Marquisinn von Lambert, über die vorige Materie.

Madame,

Gott denket ganz anderst, als die Menschen. Er stösset das um, was er mit Fleiß schiene zu seiner Ehre gemacht zu haben. Er straft uns: Wir verdienen es. Ich werde die Zeit meines Lebens mit der aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit seyn ꝛc. ꝛc.

Sieben und neunzigster Brief.

Von der Frau von Lambert an den Herrn ***.

Ich bin seit langer Zeit mit einem Manne von vielem Verstand und Verdiensten bekannt, der

sich

sich mir unter zwo sehr verschiedenen Gestalten gezeigt hat. Ich habe ihn ehemals in einer grossen Eingezogenheit mit einem mäßigen Glücke gesehen, welches aber mit Grundsätzen der Weisheit und mit gesunden Betrachtungen unterstützet war. Er hatte eine Weisheit, die sich mittheilte. Ich suchte ihn in meinen Gemüthsunruhen auf; er half meiner Seele wieder zur Ordnung und Stille; es fehlte ihm nichts; er war weise und glückselig; aber er hatte an seinem Zustande nicht genug, und er ist ein Hofmann geworden. Ich rücke ihm deswegen vor, daß die Weisheit darunter leide. Er behauptet mir das Gegentheil; und dies sind die Waffen, mit welchen er mich besteitet.

Er will, daß die Erklärung, die sich für einen Philosophen schickt, diese sey: „Ein Mensch, „ der aus seinem Zustande alles macht, was man „ daraus zu seinem und anderer Menschen Glück „ machen kann; daß man, je mehr man Ge„ schmack und angenehme Empfindungen habe, „ desto glücklicher sey, weil man desto mehr Hülfs„ mittel vor sich siehet; daß diejenigen nicht so „ weise sind, die ihre ganze Glückseligkeit auf „ einen einzigen Geschmack einschränken; daß „ dieses ein allzustarkes Spiel ist, wobey man „ zu viel verlieren kann.„

Es ist vernünftig, daß man die Weisheit darinn setzt, wie man glückselig seyn könne: unterdessen würde ich doch mein Glück noch lieber das-

rinn seßen, weise zu seyn. Aber wenn man glauben wollte, daß derjenige der glücklichste sey, der die meisten angenehmen Empfindungen hat, so deucht mich, daß man damit einen falschen Begriff von der Glückseligkeit giebt. Das Glück, das nur auf die Empfindungen gebauet ist, hat wenig Gründlichkeit, es ist abwechselnd und voller Blendungen. Der Narr zu Athen, welcher seine Thorheit vor Gerichte wieder ausbat, war von dieser Art. Niemand zweifelt daran, daß die Empfindungen gewissermassen glücklich machen; und davon ist hier die Rede nicht. Die Frage geht auf eine Vergleichung, wornach man das Beste wählen soll. Ich glaube, daß der Herr A. sich zu St. Cloud für glücklich hält, wenigstens, daß er eine Empfindung von Glück habe; allein, wenn er eben so glücklich in der Einsamkeit war, und wenn er da eben diese Empfindung in gleichem Grad hatte, so scheint es mir nicht weise zu seyn, eins für das andere fahren zu lassen, und ich will Ihnen sagen, warum.

Ich trenne den Begriff des Glücks nicht von dem Begriff der Vollkommenheit; der weiseste scheint mir auch der glücklichste zu seyn. Mir deucht, man hat die angenehmen Empfindungen niemals zum Maßstab des wahren Glücks gegeben. Das Glück, welches Sie in einem ausgebreiteten Leben haben, bezieht sich auf unendlich viele Sachen; folglich haben Sie denn auch unendlich viele Bedürfnisse. Je mehr Sie Begierden haben, desto armer sind Sie: Sie werden ein

Sklave; die Empfindung der Freyheit verliert ihre Lebhaftigkeit und wird schwach. Es hilft nichts, wenn man gleich sagen wollte: „ Ich „ habe viele angenehme Empfindungen; und ha„ be mehr Quellen, woraus ich schöpfen kann. „ Sie haben noch mehr Arten von Bedürfnissen und mehr Armuth. Man hat das Glück des Weisen noch nie in die Berauschung der Leidenschaften gesetzt; und wenn der Herr A. mich versichert, daß er seine Neigungen nie bis zur Verblendung getrieben hätte, daß seine Neigungen eingezogen wären, daß er sich wisse Schranken zu setzen; so ist es desto schlimmer für die Sinnlichkeit. Der Vortheil der Leidenschaften bestehet nur in der Berauschung: Ich weiß nichts von den halben Neigungen, noch von den halben Entschliessungen. Und wenn er die Stärke hat, sich Schranken zu setzen, so thut er groß Unrecht, sich auf den Weg zu machen.

In der Einöde nähret sich der Geist mit reinen Wahrheiten. Sind Sie nicht fester in Ihren Grundsätzen? Sind Sie nicht aufmerksamer? Und giebt die Aufmerksamkeit dem Verstand nicht mehr Stärke, mehr Ausdehnung und Feinheit? Sind selbst die Empfindungen, weil Sie doch ihr Richter geworden sind, nicht lebhafter und ungezwungner in der Einsamkeit? Giebt es keine Vergnügungen insonderheit für feine und aufmerksame Leute? Sie verlieren alle diese Vortheile. Man kann nichts bey einem zerstreuten Leben ge-

winnen: Irrthümer werden ansteckend: wir haben in uns einen eignen Trieb zu Nachahmung; wir biegen uns unvermerkt; und das Temperament der Seele sowohl als des Leibes verschlimmert sich. Kann man glauben, daß man auf dem Wege der Vollkommenheit und in der Laufbahn des Glückes gleiche Schritte thun kann? An Weisheit und zugleich an Gunst und Ansehn zunehmen? Das scheint mir unmöglich zu seyn. Die Begriffe des Wahren entwischen unter dem grossen Haufen; die gemeinen Irrthümer und die sinnlichen Objekte stossen immer an, und erschüttern uns. Ich will glauben, daß Sie weniger als ein andrer zu verlieren haben, weil Sie standhafter sind; aber es ist doch immer dabey zu verlieren.

Vielleicht werden Sie mir hierauf sagen: „Ich habe mir einen Schatz von wahren Gütern „gesammelt, die unvergänglich seyn werden. Aber „wir wollen doch sehen, ob wir dabey nicht auch „etwas von dem Glücke ziehen können.„ Wir haben dieses Glück um nichts zu bitten, wenn wir aufhören werden eitel und ehrgeizig zu seyn. Würden sie nicht eher Ihre Begierden mit Ihrem Glücke gleich setzen können, als Ihr Glück mit Ihren Begierden? Es ist leichter, sich nach den Dingen zu richten, wie sie sind, als daß sich die Dinge nach uns richten sollen. Wornach laufen Sie denn? Etwa nach Gütern der Einbildungen? Nie werden Sie sie in einem Grade haben, der Ihnen hinlänglich scheint. Zeigen

Sie mir einen, der durch den Besitz eines guten Vermögens den Durst nach Reichthümern verlohren hätte, so will ich Ihnen Recht geben. Wo ist die Zeit, da Sie mir einmal sagten: „ „ Alles ist zu theuren Kaufs: das Glück schenkt „ nichts; es verkauft alles: man giebt wahre „ Güter für falsche hin: das ist nur für „ Sklaven gut. „ Sie haben mich allzugut belehrt, und ich schlage Sie mit Ihren eignen Grundsätzen.

Sie fahren fort, und sagen: „ Ich befinde „ mich im Stande meinen Verwandten und „ Freunden Vergnügen zu machen. „ Aber wenn Sie recht gesunde Meynungen haben werden, und wenn Sie die Krankheiten der Seele heilen können, so werden die Vergnügungen, die sie Ihren Freunden machen, von einem ganz andern Werth seyn.

Kurz, ich begnüge mich zu sagen, daß wenn Sie in Ihrer Einöde glücklich waren, so müßten Sie darinn bleiben. Ihre Vergnügungen waren sicher, dauerhaft und unabhängig. Sind Sie gegenwärtig nur in eben dem Grade glücklich, als Sie in Ihrer Einöde waren, so haben sie eingebüßt; weil Ihr Glück von andern abhängt: Sie haben ihrer nöthig, und sind Ihrer Freyheit verlustigt worden. Ich glaube, daß Sie mit dem Glücke keinen so guten Vertrag machen können, als mit der Weisheit; daß man immer dabey zu kurz kömmt, und daß die beste Begebenheit für Sie diese seyn wird, wenn Sie, wieder in sich selbst gekehret, sich so wieder be-

finden, als Sie bey dieser Abreise waren. So aber müssen Sie denn alle die Vortheile, die Sie unterdessen auf dem Wege der Tugend würden gemacht haben, für verlohren halten.

Antworten Sie mir hierauf, mein Herr, wenn Sie können, oder wenn Sie sichs getrauen; aber erinneren Sie sich; daß ich Sie nur mit Ihren eignen Grundsätzen angreife, die Sie so sehr verehren müssen, als ich sie in der That verehre.

Acht und neunzigster Brief.

Von Herrn Young an Herrn K**. †)

Wie sehr bin ich Ihnen verbunden, liebster Freund, für die so zärtlichen, häufigen und unverdienten Freundschaftsbezeugungen, die Sie mir als einem Fremden erwiesen haben! Einem Fremden in Ansehung Ihrer Person, aber nicht in Ansehung ihres Ruhms und ihrer Verdienste. Mit diesen hat mich der redliche H** bekannt gemacht.

Da

†) Ich beschliesse meine Sammlung mit diesem Brief als einer wahren Zierde derselben, und danke dem edlen und verehrenswürdigen Freunde, der mir die Bekanntmachung desselben erlaubt hat, hiemit öffentlich und in Namen aller derjenigen Leser, welche Youngs Freunde nicht seyn können, ohne zugleich die seinigen zu seyn.

Da er durch Ihre Hülfe seines Nachruhms sicher war, was für herzlichen Dank wird er nicht itzt mitten unter den Freuden des Himmels, seinem Freunde auf Erden sagen? Seine Feinde flohen vor ihm: aber ihr Bundsgenoß das Fieber wollte kein Quartier geben. Er schien sehr viele liebenswürdige Eigenschaften zu besitzen. Und ist er in der Blühte der Jugend dahin gefallen? Und ich bin noch am Leben? Die Menschlichkeit zwingt mich zu sagen: Ich bedaure den Sterbenden; und mein Alter und meine Hinfälligkeit zwingen mich zu sagen: Ich beneide den Gestorbenen.

Ich habe noch keinen andern Brief als diesen von Ihnen erhalten; aber ich werde es als eine Ehre für meinen Namen, und als eine Herzstärkung in meinem schwachen Alter ansehen, wenn ich ferner Zeichen von Ihrer Gewogenheit empfangen werde.

Gott der Allmächtige segne Ihr frommes und ruhmwürdiges Unternehmen zur Verherrlichung seines Namens; und dann kröne er Sie mit Glückseligkeiten, die Sie auf allen Beyfall dieser Welt mit Gleichgültigkeit herabsehen lassen.

Mein Brief würde länger geworden, wenn meine Gesundheit besser gewesen wäre. Verzeihen Sie es mir also, und beten Sie zugleich für Ihren ꝛc. ꝛc.

E. Young.

N. S. Sie sind so gütig, meine Freundschaft zu begehren. Liebster Freund, Sie haben mein

Herz, und es würde eine der größten Glückseligkeiten meines Alters seyn, wenn ich Sie, vor meinem Sterben noch umarmen könnte.

Da ich mich noch nicht entschliessen kann, einen so lieben Correspondenten sobald zu verlassen, so bin ich genöthigt, eine andre Hand zu borgen, um weiter zu schreiben. Dies macht mir es ganz natürlich, meinen Brief vom Rande der Ewigkeit zu datiren. Wann es dem grossen Herrn der Zeit und in der Ewigkeit gefallen wird, mich in dieselbe dahin wallen zu lassen, das ist ungewiß: doch es sey bald oder später, so geschehe sein heiliger Wille, wie im Himmel so auf Erden.

Ich erfreue mich, daß ich vermögend bin, an einen Mann zu schreiben, (wie selten findet man ihn doch!) der ohne von den herrschenden Vorurtheilen der Welt hingerissen zu werden, Gedanken, oder welches einerley ist, der wesentliche Dinge zu schätzen weiß, gegen welche, wenn wir sie erst einmal recht geschmeckt haben, Kaiserthümer von geringem Werth sind, und selbst Genien, wenn Sie auch sogar dem Ihrigen gleich wären, fast alle ihre Schönheit verlieren. Leben Sie wohl, liebster Freund, leben Sie ewig wohl!

Verzeichniß

der in dieser Sammlung enthaltenen Briefe.

Im ersten Buche.

	Seite.
I. Von Phalaris an den Aglaus	3
II. Von demselben an den Pythagoras	4
III. Von demselben an den Epistrat	6
IV. Von demselben an die Athenienser	11
V. Von demselben an den Lysikles	12
VI. Von demselben an den Stesichorus	13
VII. Von demselben an die Himmerenser	14
VIII. Von demselben an den Stesichorus	16
IX. Von demselben an den Stesichorus	17
X. Von demselben an den Stesichorus	19
XI. Von demselben an den Pelopidas	20
XII. Von Cicero an seinen Bruder	21
XIII. Von eben demselben an den Lucceius	49
XIV. Von Plinius an den Sept. Clarus	58
XV. Von eben demselben an den Avitus	59
XVI. Von eben demselben an den Tacitus	61
XVII. Von eben demselben an den Quintilian	68
XVIII. Von eben demselben an den Kaiser Trajan	69
XIX. Trajans Antwort	70
XX. Von dem Kaiser Theodosius an den Ausonius	71
XXI. Von Lypsius an den Dudart	72

XXII.

Verzeichniß der in

XXII. Von eben demselben an Boisot 74

Im zweyten Buche.

I. Letztes Schreiben der Königinn Catharine an ihren Gemahl Heinrich den VIII. König in Engelland 79
II. Der Königinn Anna Boleyn letztes Schreiben an Heinrich VIII. 82
III. Von Th. Smith an Walsingham 86
IV. Von D. Luthers Wittwe an den König von Dänemark 89
V. Fürbittschreiben des Herzogs von Orleans an den König von Frankreich 90
VI. Von dem Herzog von Montmorency an seine Gemahlinn. 93
VII. Von dem Grafen de la Chapelle an seine Schwester 94
VIII. Von eben demselben an seine Brüder. 96
IX. Von dem Herzog von Rohan an den Prinzen von Conde 99
X. Von Bonfadio an den Signr. Grimaldi 103
XI. Ein Ausforderungsschreiben mit der Antwort 104
XII. E. Sackvills Nachricht, wie es mit diesem Zweykampf abgelaufen 108
XIII. Schreiben des Grafen von Derby an den Cromwell 117
XIV. Von dem Bischoff Burnet an den König Carl II. in Engelland 119
XV. Von der Pfalzgräfinn Sophia an den Bischoff Burnet 127
XVI. Von eben derselben an Burnet 129
XVII. Von dem König Erich XIV. an seinen Bruder 130
XVIII. Von eben demselben an den vorigen 135
XIX. Von der Königinn Christine von Schweden an den Landgrafen Friederich von Hessen 136
XX. Von eben derselben an den König von Abyßinien 142

dieſer Sammlung enthaltenen Briefe.

XXI. Von eben derſelben an den Grafen Magnus de la Gardie 142
XXII. Von eben derſelben an den franzöſiſchen Geſandten Chanut 146
XXIII. Von eben derſelben an den König Carl Guſtav ihren Thronfolger 150
XXIV. Von eben derſelben an ihren General Gouverneur Baron Grillenſtierna 151
XXV. Schreiben von Karls XI. erwünſchten Geneſung 155
XXVI. Von König Karl XI. an die Reichsräthe 159
XXVII. Von der Königinn Chriſtine an den franzöſiſchen Kanzler von Terlon, über die Verfolgung der Proteſtanten in Frankreich 161
XXVIII. Eben derſelben Billet an den Päbſtlichen Schatzmeiſter 165
XXIX. Von eben derſelben an den Cardinal Azzolino 166
XXX. Von dem Cardinal Mazarin an den König Ludwig XIV. 168
XXXI. Von Scaron an das Fräulein d'Aubigne 185
XXXII. Von der Frau Scaron an die Herzoginn von Richelieu 187
XXXIII. Von eben derſelben an das Fräulein von Lenclos 188
XXXIV. Von eben derſelben an die Frau von Chantelou 190
XXXV. Von eben derſelben an eben dieſelbe 192
XXXVI. Von eben derſelben an ihren Bruder 194
XXXVII. Von eben derſelben an den vorigen 195
XXXVIII. Von eben derſelben an den vorigen 197
XXXIX. Von der Frau von Maintenon an den Abt Gobelin 205
XL. Von eben derſelben an die Marquiſinn von Havrincour 207
XLI. Von eben derſelben an den Herzog von Beauvilliers 210

Verzeichniß der in

XLII. Von dem Bischoff von Chartres an den König Ludwig XIV. 211
XLIII. Von der Prinzeßinn des Ursins an die Frau von Maintenon 217
XLIV. Von Ludwig XIV. an die Gräfinn von Armagnac 222
XLV. Von eben demselben an den König Jacob von Engelland 223
XLVI. Von eben demselben an die Königinn, seine Frau Mutter 225
XLVII. Bittschreiben der Mad. Fouquet an den König 230
XLVIII. Von Montaigne an seine Gemahlinn 234
XLIX. Von eben demselben an den Kanzler Hospital 236
L. Von eben demselben an den königlichen Staatsrath von Mesmes 241
LI. Von dem Bischoff Fleschier an den König 245
LII. Eben desselben Portrait 248
LIII. Von eben demselben über das Alterthum der Geschichte und ihrer Scribenten 257
LIV. Von eben demselben von den Eigenschaften eines Geschichtschreibers ꝛc. 265
LV. Von eben demselben an einen unglücklichen Freund 273
LVI. Von eben demselben an den vorigen 274
LVII. Von eben demselben an den Herrn le Pelletier, über die Schwachheiten des Alters 275
LVIII. Von Racine an Boileau 279
LIX. Antwort von Boileau 281
LX. Von Racine an seinen Sohn 283
LXI. Von Rousseau an den Baron von Bretevil 288
LXII. Von eben demselben an den Herrn Boutet 293
LXIII. Von eben demselben an den vorigen 2 6
LXIV. Von eben demselben an den vorigen 299
LXV. Von eben demselben an den vorigen 301
LXVI. Von dem jüngern Racine an Broffette 304
LXVII. Von eben demselben an den vorigen 305

LXVIII.

dieſer Sammlung enthaltenen Briefe.

LXVIII. Von Popen an den Herzog von Buckingham 305
LXIX. Von eben demſelben an Blount 311
LXX. Von eben demſelben an Steele 314
LXXI. Von eben demſelben an Addiſon 313
LXXII. Von eben demſelben an Herrn *** 321
LXXIII. Von eben demſelben an Congreven 324
LXXIV. Von Herrn ** an Popen 326
LXXV. Von Popen an Herrn ** 331
LXXVI. Satyriſche Zueignungsſchrift von Popen 334
LXXVII. An einen Freund, von Popens Recept zu einem Heldengedicht 336
LXXVIII. Von dem Abt le Blanc über die Engelländer 343
LXXIX. Von dem Grafen von Dhona an Baylen 348
LXXX. Von Baylen an den Herrn Minutoli 350
LXXXI. Von eben demſelben an den vorigen 353
LXXXII. Von dem Baron van Walef an Baylen 355
LXXXIII. Von dem Lord d'Albemarle an Baylen 358
LXXXIV. Von Baylen an den Baron von Walef 359
LXXXV. Von dem Herrn von St. Mard 362
LXXXVI. Von eben demſelben 367
LXXXVII. Von dem Abt le Blanc an den jungen Crebillon 371
LXXXVIII. Von eben demſelben 376
LXXXIX. Von eben demſelben an den Herrn von Buffons 389
XC. Von dem Herrn von Montesquiou an den Grafen v. Guasco 367
XCI. Abſchied der Fr. Rowe von ihrer Schwiegermutter 401
XCII. Einige Nachrichten von dem Leben des Großvizirs Topal Osman Pacha 403
XCIII. Von dem Muretus an den Sacratus 422
XCIV. Von der Frau von Lambert an eine Kloſtervorſteherinn, über die Erziehung eines jungen Frauenzimmers 428

XCV. Von eben derselben an den Herrn von Sacy über den Tod des Herzogs von Bourgogne 436
XCVI. Von dem Erzbischoff von Fenelon zu Cambray an die Marquisinn von Lambert, über die vorige Materie 442
XCVII. Von der Frau von Lambert an den Hrn *** von der wahren Glückseligkeit 442
XCVIII. Von Herrn Young an Herrn K** 448

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stockhausen, Johann Christoph, 1725-1784

Johann Christoph Stockhausens Sammlung vermischter Briefe

Bd.: Zweyter Theil.

Wien 1774

Epist. 871-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10404084-2
VD18 80428061